

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

2/98



MANTIS VERLAG

Jahrgang 10
Heft 2, Juni 1998
ISSN 0947-7233

Titelbild: Selbstporträt von Lorenzo Ghiberti an der Paradiespforte des Florentiner Baptisteriums [Giuseppe Marchini (1985): Das Baptisterium und der Dom in Florenz; Florenz, S. 18]

Impressum:

Zeitensprünge *Interdisziplinäres Bulletin*

(vormals 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

D-82166 Gräfelfing Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06

Fax: / 87 139 139

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Contributing Editor: Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn

Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung

28344 Bremen, Universität FB 11, Postfach 330440

Tel. 0421/2183154 Fax: 0421/2182089 <gheins@uni-bremen.de >

Druckerei: *Difo-Druck GmbH* 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Nach Einzahlung von 70,- DM auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 75,- DM bar oder als Euro-Scheck senden) werden bei Erscheinen die vier Hefte des Jahresabonnements 1998 verschickt.

Die früheren Hefte können nachgeliefert werden (Preise je nach Umfang zwischen 10,- und 18,- DM). **Jahrgänge:** 1989 = 35,- DM; 1990 - 1991 je 40,- DM, 1992 - 1994 je 45,- DM, 1995 = 55,- DM, 1996 = 60,- DM, 1997 = 65,- DM.

Copyright: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantw. im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: Heribert Illig Verlag 13 72 38-809 (zwingende Kontobezeichnung)
Postbank München (BLZ 700 100 80)

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 10, Heft 2
Juni 1998

Editorial

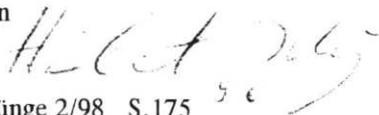
In der letzten Zeit wurde das Bulletin immer geschichtsorientierter. Die Mittelalterforschung forderte breiten Raum, während die Suche nach der endgültigen Lösung im Spannungsfeld zwischen Ägypten und Mesopotamien Früchte zeitigt, die den Heftumfang sprengen. So wurde auf der Jahrestagung überlegt, ob nicht die Protagonisten ihre neuen Beiträge in einem Sonderheft zusammenstellen, das zur Erleichterung der LeserInnen eine Plattform der Gemeinsamkeiten und Hinweise darauf enthält, wo der jeweilige Forschungsansatz eine Prämisse betont oder ignoriert.

Dazwischen verkümmerte der naturwissenschaftliche Bereich geradezu. Daß der Katastrophismus mittlerweile im 'mainstream' eine neue Heimat gefunden hat und es seitdem 'Schlag auf Schlag' geht, ist unverkennbar. Eine Anzeige des *Deutschen Museums München* illustriert das bestens:

"Planetarium präsentiert zum aktuellen Thema: **Kometen. Boten aus dem All**. Spannendes, Kurioses und Wissenswertes über die spektakulärsten Kometenerscheinungen der letzten Jahrhunderte bis heute.

Kosmische Katastrophen. Die Planetariumsshow zeigt die Konsequenzen bisheriger Meteoritenschläge auf der Erde und simuliert mögliche Szenarien, die von Geschossen aus dem All verursacht werden können.
Tel. Kartenreservierung 089/ 21125-180"

Aber es gäbe noch viel mehr Themen und Problemstellungen. Und so freute es mich besonders, daß nach dem *C14-Crash* beim diesjährigen Treffen gleich zwei Vorträge - über Biologie (Pollen) und Geologie (Warven) - der Nacheiszeit kritisch zu Leibe rückten. Immerhin ist es jetzt genau 10 Jahre her, daß in der *Veralteten Vorzeit* [154] die altsteinzeitliche Höhlenmalerei ans, ja bis ins -2. Jtsd. gerückt wurde. Da sich ein weiterer Vortrag einem astronomischen Thema widmete, stehen die Zeichen für eine "rer. nat.-Renaissance" gut. Mit besten Grüßen



Leonberger Spargelspitzen

Vom heurigen Jahrestreffen der *Zeitensprünge*

Heribert Illig

Fast ließe man alle Hoffnung fahren, wenn man sich der Skyline von Leonberg nähert: Hier dräut der steingewordene Bauspargedanke in seiner konsequentesten, also schwäbischen Form. Auch unser Tagungshotel scheint mit seinen mehr als 10 Stockwerken davon keine Ausnahme zu machen. Aber es kommt alles ganz anders. Direkt hinterm Haus zieht der hübsche Stadtpark in einen aufgelassenen Steinbruch hinunter; im Haus wartet ein funktioneller Tagungsraum auf uns, der sich alsbald mit rekonstruktivem Denken füllt. *Hanjo Schmidt* hatte gutes Quartier gemacht.

Was er nicht wissen konnte: Das Hotel war gerade zwangsverkauft worden, der neue Besitzer noch gar nicht präsent, so daß wir eigentlich vor verschlossenen Türen standen. Daß Unterbringung und Verpflegung trotzdem reibungslos gesichert waren (die wenigstens haben überhaupt etwas bemerkt), verdanken wird den jungen Nicht-mehr-Angestellten, die den Betrieb persönlich durch den Engpaß bringen wollten. So sicherten uns Tschechen, Holländer, Deutsch-Afrikaner, Bosnierinnen und ein Sachse eine Klausurtagung, die als eine unserer besten bezeichnet werden kann. Die betriebsrätliche Betreuung der Crew liegt mittlerweile in den Händen von Berislava Jan-Illig.

Wer sich von der spärlichen Vortragsliste im letzten Heft animieren ließ - und das war schlußendlich wieder ein halbes Hundert -, wurde mit einem strammen Programm belohnt oder auch konfrontiert: Schwerpunkte Amarna, China, heidnisches Christentum und Nacheiszeit, jeweils in 'Doppelconference' behandelt. Doch zunächst konnte er sich und seine Interessen auf Pin-Wänden von *Gerhard Anwander* und *Ingrid Langer* eintragen, die in der Lobby des Konferenzraums für manch Kurzweil und neue Gesprächsthemen sorgten.

In der Antikenabteilung ging es zweimal um ägyptische Chronologie. Zum Warmlaufen trug *Heribert Illig* seinen technologischen Befund vor, wonach die Eisenzeit phänomenalerweise neunmal in Ägypten begonnen hätte, samt überraschendem Ausblick auf die Amarna-Zeit (s.S. 181).

Unmittelbar danach präsentierte *Thomas Völker* Ausschnitte aus seiner mittlerweile weit gediehenen Chronologie. Sie ist - wenn wundert es - nur teilweise mit dem Illigschen Modell kompatibel. Er zeigte uns, daß Echnaton auch als Bokchoris in der 24. Dyn. auftritt, der von Schabako verbrannt wird (vielleicht ein menschenopferndes Nachspielen des katastrophischen Endes von Merkur - ein Hinweis von G. Heinsohn). Weiter zeigte er uns, warum 12. bis 19. Regierungsjahr von Amenophis III. nicht belegt sind: In diesen Zeitraum fällt die Hungersnot unter Joseph, währenddessen der Pharao zeitweilig nach Äthiopien ausweichen mußte. Joseph aber ist der Vorgänger des Bokchoris, nämlich Tefnacht. In der Bibel findet sich - wie uns Händel in Ton und Text demonstrierte - für Joseph auch Zaphnacht.

So folgen sich hier Joseph und Echnaton, und so wuchs das Bedürfnis, Völkers Gesamtschema kennenzulernen, ob in weiteren Aufsätzen oder auch als eigene Publikation. Denn wir nähern uns tatsächlich der faktischen Pharaonenliste.

Gunnar Heinsohn, der im Juni die Diskette mit seinem *Lexikon des Völkermords* beim Verlag abgeben muß(te) und dennoch in Leonberg teilnahm, gewann seiner zu knappen Zeit einen weiten Überblick zur Zivilisationsforschung ab - von einem Ausmordungszug des Odysseus bis zu den englischen Lollarden (s.S. 226).

Manfred Zeller war beunruhigt durch die allzurasche Bereitschaft, ähnlich klingende vorderasiatische Völkernamen einem einzigen Volk zuzuschreiben. Sein Rundgang zu Kassiten, Kasdim, Chaldäer, Chaldu, Kelten etc etc wurde ungewollt fast so etwas wie ein Gedenken an Wolfgang Funke (s.S. 203 und 350).

Nach der nachmittäglichen Kaffeepause begrüßten wir unseren Überraschungsgast aus Moskau. *Vladimir Kalashnikov* war für eine andere Tagung nach Deutschland gekommen; *Eugen Gaboowitsch* brachte ihn mit und lieferte eine Simultanübersetzung, als ob er nicht seit einem Tag, sondern seit fünf Jahren mit dem Statistikprofessor als professionelles Duo aufträte. So erhielten wir eine russisch-deutsche Einführung in die Problematik von Claudius Ptolemäus und *Almagest*. Denn die Nachrechnungen ergeben, daß dieser Sternenkatalog nicht aus dem +2. Jh. stammen kann, sondern aus dem Zeitraum zwischen 6. und 13. Jh. stammen muß. Präziser läßt sich dies leider nicht beantworten, weil die mangelnde Genauigkeit fernrohrloser Beobachtung dem Statistiker trotz aller Fehlereingrenzung und

-abschätzung keine präzisere Angabe gestattet [s. Fomenko, A./ Kalashnikov, V./ Nosovsky, G.V (1993): *Geometrical and Statistical Methods of Analyses of Star Configurations. Dating Ptolemy's Almagest*; Boca Raton]

Wer ob der mathematischen Verwickelheiten die Ohren senkte, wurde sogleich von **Georg Menting** aufgerüttelt, der nach langjährigem Beisitzer-tum das Rednerpult erstürmte. Nunmehr wurde das Pollenszenario ab der Eiszeit - gemäß den Pollen gab es auf jeden Fall eine Kaltzeit - aufgerollt und neu datiert. Auffällig sind die völlig unterschiedlich angesetzten Neubesiedlungsgeschwindigkeiten etwa für Hasel und Buche. Rezente Beobach-tungen zeigen, daß Eichenhudewald nicht binnen Jahrtausenden, sondern binnen 60 Jahren zur Hälfte von der Buche abgelöst wird. Aus diesen Abgleichen heraus wäre die Dauer von Boreal und Subatlanticum getrost um den Faktor 10 zu kürzen (Artikel oder mehr in Vorbereitung). Solcher-maßen zum Abendessen entlassen, entspannen sich vielerlei Gespräche, die je nach Kondition irgendwann nach Mitternacht endeten.

Der zweite Tag begann wiederum mit einem Doppelschlag, diesmal von **H. Illig** und Paul C. Martin geführt. Die Äußerungen zum aktuellen Stand der Phantomzeitdebatte finden sich auf S. 254. Spannend wurde es mit dem 'heidnischen' Christentum, das europaweit ab ca. 1000 bis etwa 1230 auf Kapitellen, Kämpfern, Reliefs seinen Niederschlag gefunden hat. Es wird aus ganz unterschiedlichen Quellen gespeist: antike Motive (Sirenen etc.), nordische Sagen (Schmiedeszene und Drachenstich), Flechtwerke südlicher, nördlicher und westlicher Provenienz, arische und manichäische Elemente (Seele Christi) - so daß nicht nur von einem zweiten Christentum, sondern von einem vielfachen Christentum gesprochen werden kann, wie Uwe Topper verbesserte. Es gibt komplette Kirchengestaltungen, die alles zeigen, nur (fast) keine christliche Symbolik, etwa San Michele in Pavia oder der Kreuzgang des Zürcher Großmünsters.

Vor eineinhalb Jahren erstmals geäußert [4-96, 463], hat dieser Gedanke sehr schnell Leser aktiviert, ich nenne nur G. Anwander, F. Siepe, U. Topper und R. Zuberbühler. Stark beeindruckt zeigte sich **Paul C. Martin** von Landkirchen (Pieve) in der Toskana, deren Ausschmückung eine ähnliche Spannweite zeigt wie die Bischofskirchen. Beispielgebend war ihm die Taufkirche des späteren Papstes Pius II., Äneas Silvius de' Piccolomini (1405-64). Als Humanist, der erst mit 40 zum Priester geweiht wurde, bereitete er seine Papstwahl mit einem passend gefälschten Geburtshoroskop und manch anderen 'Korrekturen' vor. So wie er eine ganze Musterstadt

(Pienza) errichten ließ, so wurde er hier als einer jener Köpfe vorgestellt, die noch in der Renaissance als Geschichtskreatoren tätig gewesen sein dürften. Illustriert wurde dieses Bedürfnis mit einigen 'echten' Karls-Urkunden aus dem Fälscher-Kloster Nonantola, die vielleicht bald im Internet zu bewundern sind.

Nach dem Mittagessen dann die Chronologie Chinas. *Uwe Topper* konzentrierte sich auf die Tang-Dynastie, die fast jahrgenau (618-906 o.ä.) der Phantomzeit im Westen entspricht. Diese mit archäologischen Funden wie geschichtlichen Darstellungen scheinbar so gesegneten Epoche verlor binnen einer halben Stunde ihren ganzen Zauber samt Existenz (s.S. 259).

Daraufhin präsentierte *Eugen Gabowitsch* Morozows und Fomenkos Sicht der Genese chinesischer Geschichte. Die hier geäußerten grundsätzlichen Zweifel am 'uralten' China waren gut nachvollziehbar. Fomenkos Versuch, praktisch alle 'alten' Zeugnisse chinesischer Kultur - von der Schrift übers Porzellan bis zur großen Mauer - in die Zeit nach 1600 und damit als Afterprodukte jesuitischer Missionsanstrengungen hinzustellen, konnte jedoch nicht überzeugen.

Christian Blöss knüpfte bei G. Menting an, ging es doch auch ihm um die wahre Distanz zwischen Eiszeit und heute. Blieb bei diesem Vortrag, dessen erster Teil sich auf S. 320 findet, das Thema Eiszeit noch ausgespart, gewinnt es mittlerweile erheblich an Brisanz (s.S. 345). Vermutlich werden wir nächstes Jahr darüber hart diskutieren können.

Man mag es dem zu diesem Zeitpunkt ausgelagten Veranstalter durchgehen lassen, daß er den abschließenden Vortrag von *Wilfried Gärtner* über 'Das Opfer im Christentum' nicht resümieren kann. Mit einer kurzen Beratung über den nächsten Tagungsort - G. Menting war bereits als Quartiermacher für Paderborn animiert - schien das Treffen beendet.

Kaum hatte der Moderator seine Schuldigkeit getan, füllte sich die Lobby mit alten und neugewonnenen Freunden - zählten wir doch 13 neue Gesichter in unserem Kreis -, die auf keinen Fall auseinandergehen wollten. Jäh zündete die ebenso neue wie glänzende Kollektividee, daß französischer Rotwein den Abschied zwar nicht versüßt, aber verlängert. Sponsoren öffneten ihre Brieftaschen, niemand geriet in der nächsten Stunde aufs Trockene, nur die asketische Wissenschaft wich einem Hauch von Menschlichkeit.

Es versteht sich, daß der harte Kern der Unermüdlichen bis Sonntag Mittag durchhielt. Als ein Defaitist meinte, nun kenne man den aktuellen Stand des Nichtwissens, wurde noch rasch die historische Unschärferelation entdeckt. Vielleicht angeregt durch P. Winzellers Frage im Plenum, ob Amarna eigentlich Amarna sei, erkannten wir aufatmend, daß es nicht unser Unvermögen ist, geschichtliche Ereignisse und Personen definitiv in den Griff zu bekommen. Die Fragen nach Wo, Wer und Wann lassen sich prinzipiell nicht gleichzeitig beantworten, genausowenig wie Ort und Impuls eines Teilchen nicht zugleich mit beliebiger Genauigkeit bestimmt werden können; q.e.d.

Anwesende

49,5 TeilnehmerInnen: Achim Babendreyer, Bonn ♣ Berislava Jan-Illig, Gräfelfing ♣ Bobbi de Monfalcone, Kersci ♣ Christian Blöss, Berlin ♣ Christoph Marx, Basel ♣ Christoph Pfister, Fribourg ♣ Elisabeth Honsel, Münster ♣ Erich Derer, Oberhausen ♣ Erika Vierling, Gernsbach ♣ Eugen Gabowitsch, Karlsruhe ♣ Ewald Ernst, Mettmann ♣ Georg Menting, Lippstadt ♣ Gerhard Anwander, München ♣ Gunnar Heinsohn, Bremen ♣ Hanjo Schmidt, Stuttgart ♣ Hans-Ulrich Niemitz, Berlin-Leipzig ♣ Heidi Ludwig, Norderstedt ♣ Heinrich Becker, Uelzen ♣ Henning Heinsohn, Hanau ♣ Heribert Illig, Gräfelfing ♣ Holger Langberg, Wedel ♣ Ingrid Langer, München ♣ Irmgard Müller, Wetzlar ♣ Jochen Seelig, Wernau ♣ Jutta Prawitz, Hamburg ♣ Karl Günther, Worms ♣ Klaus Weissgerber, Ilmenau ♣ Lee Reichel, Wien ♣ Manfred Zeller, Erlangen ♣ Martrude Moeller, Duderstadt ♣ Michael Eder, Ludwigshafen ♣ Monika Geiger, München ♣ Paul C. Martin, Hamburg ♣ Peter Mikolasch, Wien ♣ Peter Winzeler, Bern ♣ Ralf Radke, Arnstadt ♣ Renate Schukies, Hamburg ♣ Rita Heinsohn, Hanau ♣ Robert Zuberbühler, Winkel/Zürich ♣ Roland Mayer, Stuttgart ♣ Sigbert Helle, Norderstedt ♣ Susanne Eder, Ludwigshafen ♣ Thomas Völker, Berlin ♣ Udo Pollmer, Gernersheim ♣ Ulrich Becker, München ♣ Uta Topper, Berlin-Portugal ♣ Uwe Topper, Berlin ♣ Vladimir Kalashnikov, Moskau ♣ Volkmar Köhler, Gemmingen ♣ Wilfried Gärtner, Körle ♣

Neunfacher oder einmaliger Eisenzeit-Beginn ?

Hartsteinbearbeitung in Ägypten

Heribert Illig

Der ebenso schöne und wie harte Rosengranit aus Assuan ist uns als dauerhaftes Problem geläufig. Gunnar Heinsohn [1988, 176] hat wegen superharter Steinbauteile in den Pyramiden erwogen, die 4. Dynastie "in die vollentwickelte Eisenzeit ab dem 7. Jahrhundert v.u.Z." zu bringen, womit "die drei großen Gizapyramiden [...] hinter die Amarnaperiode gelangen" könnten. Dies war dadurch möglich geworden, weil er die Mitanni des -2. Jtsds. mit den Medern (700-550) identifizierte und somit eine Zeitvorgabe für Amarna und seine mitannizeitliche Korrespondenz gewann. Im gemeinsamen Buch über die Datierung der Pharaonen spielte dann die Hartsteinbearbeitung eine wesentliche Rolle [H/I 1990, 194-200, 384-403]. 1992 demonstrierte Franz Löhner auf unserer Jahrestagung, wie effizient Kupfersägen an Granit in Schrott verwandelt werden können [Löhner/Illig], worauf die Thematik auch beim *Bau der Cheopspyramide* [Illig/Löhner 1993, 142ff] behandelt wurde.

Insofern sollte man meinen, daß wir dem Granit auch den letzten Tropfen an Steinöl abgepreßt hätten. Gleichwohl wird das Thema noch einmal fruchtbringend vertieft. Denn nachdem im Grobraster klargestellt ist, welche ägyptischen Dynastien gleichauf rangieren (so sie nicht ohnehin identisch sind), läßt sich noch einmal fragen: Welche Dynastien beginnen mit der Hartsteinbearbeitung und stehen somit am Beginn der Eisenzeit?

Die Ägyptologen haben sich hier nur wenig Mühe gemacht. Ihnen war - wie bei sonstigen Errungenschaften auch - allein *das erste Auftreten* wichtig. Sie sind überzeugt, daß die alten Ägypter einmal errungene Fähigkeiten nie mehr verlernten, auch wenn sie - etwa bei Glasfläschchen [H/I 270-276] - eine Pause von 800 Jahren einlegen. Insofern bleibt das beste einschlägige Nachschlagewerk, das *Lexikon der Ägyptologie* hier allzu wortkarg. Es berichtet unter dem Stichwort *Granit*, daß dieses Gestein ab der 1. Dyn. als Baumaterial genutzt wurde, genaugenommen erstmals für den Fußboden im Grab des Dewen zu Abydos. Es weiß dann noch von einem granitenen Türpfosten des Chaseschemui in Hierakonpolis, also vom sechsten und letzten Herrscher der 2. Dyn., um noch Djoser, Cheops und Mykerinos zu

erwähnen. Deshalb mußten andernorts Antworten gesucht werden, wobei sich Th. Schneiders *Lexikon der Pharaonen* [1994] als nützlichste Quelle erwies. Da aber im ersten Anlauf keine vollständige Übersicht über alle Hartsteinfunde in Ägypten zu erreichen ist, können weitere Befunde die nachfolgenden Aussagen modifizieren.

Nun wäre es schon fast eine Platitude, die 1. Dynastie als Mutter aller ägyptischen Kunstfertigkeit zu preisen, ist doch die ägyptologische Phrase: "Schon in der 1. Dynastie..." fast sprichwörtlich. Vor geraumer Zeit wurde jedoch klargestellt, daß Petrie fast mit Gewalt die 1. Dyn. in diesen Rang erhoben hat [Dayton; vgl. H/I 52ff] und daß ihr zugeordnete Funde korrekterweise der 15. bzw. 18. Dyn. zuzuordnen sind [H/I 451]. Deshalb absolvieren wir noch einmal den langen Marsch durch die Dynastien, um festzustellen, ob die Hartsteinbearbeitung zeitweilig auch wieder verloren ging. Dabei ist eine Unterscheidung wichtig. Relativ kleine Hartsteingegenstände können allein durch geduldiges Schleifen, also auch ohne Eisenwerkzeug in Form gebracht werden. Sie belegen deshalb noch keinen Übergang zu Eisen/Stahl-Werkzeug. Dagegen bürgen größere Statuetten, Statuen und vor allem Bauteile für den Einsatz der 'modernen' Technologie.

Bei der nachfolgenden Auflistung steht bei jeder Dynastie unsere bislang letzte Einstufung [H/I 457], gefolgt von der Regierungszeit des fraglichen Pharaos in antiquierter ägyptologischer Datierung.

1. Dynastie: ab →700 / Dewen: 2953-2912

In den Anfängen des Pharaonenreiches sind die meisten Ägyptologen sehr zurückhaltend mit detaillierten Jahresangaben. Wir folgen deshalb Winfried Barta [1989-1991], der ab Menes, d.h. ab -3051 jedem Pharaos eine jahrgenaue Regierungszeit zuweist.

In dieser 1. Dyn. stehen sich Namensformen aus verschiedenen Traditionslinien gegenüber, die schwer verbindbar sind. Tabelliert sind nacheinander die Horusnamen von den Monumente, die Namen der Abydos-Liste und schließlich die griechischen Namen von Manetho und seinen Exzerptoren:

- Aha / - / Djer / Wadji / Den (Dewen) / Anedjib / Semerchet / Qaa
- Meni / Teti / Iti / Ita / Sepati / Meri-biapien / Semsemu / Kebheb
- Menes / Athothis / Athothis / Athothis / Kenkenes (Userphais) / Miebis / Semempses / Meneches (Ubiethes)

Für J.v. Beckerath [14] ist Hor Den, der früheste aller Granitbauer, vielleicht als "Niudi zu lesen; griech. Usaphais". Th. Schneider [109] steuert bei, daß Dewen nicht nur den Thronnamen Cha'sti = der Fremdländer trägt, sondern auch als erster Pharao den Titel Nesubit = König von Ober- und Unterägypten.

Im weiteren Verlauf von 1. und 2. Dyn. ist kein Kriterium zu finden, inwieweit diese aufeinander folgen oder miteinander identisch sind, wie das einst G. Rawlinson vertreten hat. Die Bearbeitung von Granit und Schiefer [Saleh Nr. 14] am Ende der 2. Dyn. durch Chaseschemui läßt hier alles offen.

3. Dynastie: ab →700 / Djoser: 2697-2677

Nach Chaseschemui muß das Wissen um Hartsteinbearbeitung in ein Grab gesunken sein. Denn Djoser, zweiter Pharao der 2. Dyn., läßt sein riesiges Grabgeviert mit der weltbekannten Stufenpyramide ausschließlich in Kalkstein aufführen. Sein lebensgroßes, bemaltes, rundplastisches Konterfei [Saleh Nr. 16] ist ebenfalls aus Kalkstein geformt — unvorstellbar für Zeiten, die superhartes Gestein bezwangen. Aber die königliche Grabkammer wurde zuletzt noch in Rosengranit 'runderneuert' und mit einem schweren Granitpfropfen verschlossen [Schneider 116]. Wir können also davon ausgehen, daß in Djosers letzten Regierungsjahren die Hartsteinbearbeitung möglich wurde. Die nachfolgende Privatplastik (des Hetepdief [Saleh Nr. 22]) bestätigt dies.

4. Dynastie: ab → 700, Cheops ab -610 / Cheops 2611-2587

Wenn noch unter Djoser Granit Einzug hielt in die ewigkeitsträchtigen Bauten, dann sollte es für den vierten Pharao nach ihm, also für Snofru selbstverständlich sein, in Granit zu bauen. Doch Snofru hat keinen einzigen Granitblock für seine drei Pyramiden verwendet. Erst Cheops kann wieder die "Grabkammer" in Rosengranit errichten lassen und paßgenaue Blockiersteine aus Granit vorsehen. Insofern gehen wir seit Jahren davon aus, daß unter Cheops 'erneut' die Eisenzeit beginnt, zumal Eisenreste in seiner Pyramide gefunden worden sind. Seine Söhne Chephren und Djedefre, sein Enkel Mykerinos verkleiden ihre Pyramiden dann mit Granit am laufenden Kilometer; die Hartsteinzeit steht in voller Blüte. Schönste Beispiele dafür sind die unglaubliche Chephrenstatue aus Diorit (168 cm) und die Triaden des Mykerinos in Schiefer [Saleh Nr. 31, 33].

In der 5. und 6. Dyn. wird Granit ab dem jeweils ersten Pharaon eingesetzt. Das bedeutet jedoch nicht automatisch, daß sie erst nach der 4. Dyn. rangieren. Meine einstige Deutung, daß 4., 5. und 6. Dynastie parallel laufen [Illig 1989], muß aber soweit eingeschränkt werden, daß der 'eisenlose' Snofru keinen Pharaon der 5. oder 6. Dyn. neben sich hat. Doch da gerade Snofru bei der Parallelführung die meisten Probleme machte, nützt dies der Plausibilität.

11./12. Dynastie: ab →700 / Mentuhotep IV. (?): 2001-1994

Mit dem Ende des "Alten Reichs" erlischt die Granitbearbeitung zum dritten Mal. Ihr viertes Einsetzen ist schwieriger festzulegen. Reichsgründer Mentuhotep II. (2064-2013) bleibt wie Djoser ein 'ewiges' Steinbildnis in Granit oder Schiefer versagt; er nimmt mit einer bemalten Sandsteinporträt vorlieb, das in seiner Grabanlage zusammen mit einem Holzсар gefunden worden ist [Schneider 156]. Doch im selben Grab finden sich Granitaltäre [ebd., 157]. Sie könnten freilich dem Kultzweck zuliebe aus einem jener Klötze geschliffen worden sein, zu denen Granit auswittert, was aber ohne Augenschein nicht zu entscheiden ist. Für Mentuhotep IV. zieht eine Expedition ins Wadi Hammamat, wohl um Hartgestein für den Sarkophag zu holen [ebd., 158]. Beim nachfolgenden Begründer der 12. Dyn., Amenemhet I., wird kein Hartgestein erwähnt.

Insofern erreichen wir erst mit Sesostri I. (1975-1933) sicheren Boden: Er schickt u.a. Expeditionen in die Dioritbrüche bei Abu Simbel [Schneider 265], von ihm stammt der älteste noch an Ort und Stelle stehende Obelisk: Heliopolis, Rosengranit, 20,40 m, 121 t [Habachi 75ff]. Spätestens unter ihm beginnt die durchgehende Hartsteinbearbeitung des Mittleren Reich. Ihren Höhepunkt bilden die Plastiken für Amenemhet III.: sein überragender Sphinx, der Pharaon als Priester und die sogen. Fischopferer [Saleh Nr. 102ff].

Die 13. Dyn. folgt als Granitverarbeiterin - Chendjer's Pyramidion [Schneider 99] - und als Fortsetzerin der immer komplizierteren Kammer-sicherungen [H/I 84] innerhalb den Pyramiden unverändert auf die 12. Dyn.

Im Tableau habe ich mich für Mentuhotep IV. entschieden; ein mögliches Überschwenken auf Sesostri I. dürfte eine Verschiebung von rund 40 Jahren mit sich bringen. In der jetzigen Position ergäbe sich eine simple Erklärung für den geheimnisvollen Umstand, daß in der Pyramide von Amenemhet I. Steine von Cheops verbaut sind [vgl. Illig 1990]: beide Potentaten regierten zeitgleich.

15. Dynastie: ab →700 / Chian: 1610-1590

Die Hyksos als die großen Kulturbringer aus dem Osten sind nicht erst seit dem überraschenden Fund in Tell el-Daba - dem kretischen Stiersprungfresko - mit Spätminoisch und Spätmykenisch verbunden, also jener Zeit, in der in Griechenland Eisen aufkommt. Verbindungsmann ist hier der wohl dritte oder vierte Große Hyksos, Chian, von dem ein Alabasterdeckel in Knossos gefunden worden ist - in einer viel jüngeren Schicht, die auf kurz vor -1200 verweist [H/I 353]. Im ägyptischen Gebelein zeugt ein Granitblock von einer Bautätigkeit eben dieses Chian (Chijaran, Iannas?, Apachnan?) [Schneider 104].

Leider ist die Reihenfolge der großen Hyksos nicht klar, zumal diese Pharaonen nur wenig an Bausubstanz hinterlassen haben. So muß angenommen werden, daß von dem angeblich nachfolgenden Apophis nur eine Granitschale kündet [Schneider 80]. Steht sie für wirkliche Eisenzeit oder ist der über 40 Jahre lang regierende Apophis vor Chian einzuordnen?

18. Dynastie: ab →700 / Thutmosis I.: 1504-1492

Zwar erreichte unter den großen Hyksos die "Eisenzeit" das Niltal, aber sie wurde gleich wieder vergessen. Noch aus der späten 17. Dyn. kennen wir nur Bronzezeitliches, so von Seqenre Taa 'unverfängliche' Gegenstände wie Alabasterteile oder Kupferhacken. Der Schatz von Königin Ahhotep enthält noch typisch bronzezeitliches Gerät, darunter das berühmte Zeremonialbeil mit Kupferklinge des Königs Ahmose. Von diesem Begründer der 18. Dynastie, ist keine Granitbearbeitung bekannt, ebensowenig von seinem ihm vorausgehenden Bruder Kamose und dem nachfolgenden Amenophis I. Anzumerken bleibt, daß Kamose per Steleninschrift mit Apophis chronologisch verknüpft ist [Schneider 143].

Die 18. Dynastie tritt unter Thutmosis I. in die "Eisenzeit" ein. Dieser baut in Karnak noch einen Tempelvorhof mit Holzsäulen und Holzdecke, den dann Thutmosis III. in Stein erneuert [Schneider 290, 294; H/I 183]. Aber wir kennen von Thutmosis I. zu Karnak zwei Granitobelisken vor dem 4. Pylon. Stammen sie wirklich von ihm? Hatschepsut gibt ihm ihr erstes Grab und läßt ihren ersten Sarkophag für ihn umarbeiten; auch Thutmosis III. könnte das Grab mit der ovalen Sarkophagkammer errichtet haben lassen [Schneider 290]. Doch wir kennen auch die Reste zweier Obelisken in Tôd, die der nur drei Jahre regierende Thutmosis II. aufrichten ließ. Insofern

dürfte der Eisenzeitbeginn korrekt beim späten Thutmosis I. liegen. Hatschepsut und vor allem Tuthmosis III. lassen opulent in Granit fertigen, wobei Tuthmosis III. das Barkenheiligtum der Hatschepsut vor dem Tempel Sesostri' I. (!) durch ein neues aus schwarzem Granit ersetzt [Schneider 295] - ein weiteres Indiz dafür, wie sehr die Pharaonen extrem harten Stein liebten. Übrigens war Hatschepsut nicht die Mutter von Tuthmosis III. [fälschlich in 1-98, 35], sondern seine Stiefmutter (ein Hinweis von O. Ernst).

Hartgestein wird bis zum Ende des Neuen Reichs, bis zum Ende der 20. Dyn. vielfach und durchgehend verwendet. Aber man höre und staune. Zu einem seiner letzten Herrscher, Ramses VI. (1148-1140), merkt Erik Hornung allen Ernstes an:

"Da inzwischen im ganzen Vorderen Orient die Eisenzeit begonnen hat, geht die Bedeutung der Kupferminen als Ziel ägyptischer Expeditionen jetzt zurück" [Hornung 112].

Bekanntlich brauchte Ägypten noch ein weiteres halbes Jahrtausend, um selbst Eisen zu verhütten. In dieser halben Ewigkeit verzichtete Ägypten auf Kupfer, um von Eisenimporten abhängig zu werden. Und selbst das gewaltige Bauprogramm Ramses' II. entstand ohne Eisenbenutzung. Es ließe sich mit der Pointe fortfahren: Das Meißeln und Aufstellen ihrer Obelisken machte den Pharaonen nur solange Freude, solange es nicht möglich war.

Die Dritte Zwischenzeit muß weiterhin dem "Neuen Reich" nachfolgen, haben ihre Herrscher doch vieles aus dem Neuen Reich usurpiert. So gefiel Psusennes I. nicht nur Merenptahs Rosengranitsarkophag, der einen zweiten Sarkophag aus schwarzem Granit und einen massiven Silbersarg umhüllt, sondern auch der oben genannte Granitsphinx Amenemhets III.

25. Dynastie: ab →610 / Schabako: 713-698

Die beiden Pharaonen der 24. Dyn. - Tefnacht und Bokchoris - haben zu wenig hinterlassen, um relevante Aussagen treffen zu können. Aber wir wissen von Pije, dem dritten Pharaos der 25. Dyn., daß er jenes falsche Gewölbe von Snofru und Cheops benutzt [H/I 143], das auch Hatschepsut scheinbar völlig anachronistisch noch einmal aufgreift [ebd, 90]. Sein Nachfolger Schabako läßt nicht nur eine Granittafel beschreiben [Schneider 245], sondern sich auch kolossal in Granit abbilden [Schulz 272]. So könnte die neuerliche, siebte Schwelle zur Eisenzeit zwischen den beiden liegen. Dem auf Schabako folgenden Schebitko wird ein Kolossalkopf aus rotem Granit zugeschrieben [Schulz 285]; Taharqa als mächtigster Pharaos dieser Dynastie

ist sehr wohl im Besitz von Eisenwerkzeug, das bezeugen zumindest ein Granitkopf in Kairo und ein Granitlöwe aus Qus [Schneider 282].

26. Dynastie: →700 / Psammetich I.: 664-610

Eigentlich sollte nun wirklich jeder Ägypter seinen Eisenmeißel am Schurz tragen, doch es gibt eine noch spätere Dunkelstelle. Psammetich I. als Begründer der 26. Dyn. stammte von Necho I. aus Saïs ab, einem Vasallen der Assyrer. Die Fundlage geht dort gegen Null, doch auch für Psammetich I. zeugt wenig. Abgesehen von einigen Stelen aus dem 9. und 11. Regierungsjahr [Schneider 200] sind erst die allerletzten Jahre seiner 54jährigen Amtszeit gut belegt. Außer einer Basaltstele [ebd., 201] wird aber selten Hartgestein vermeldet. Am erstaunlichsten ist vielleicht die Schieferplastik der nilferdleibigen Göttin Thoëris [Saleh 248; bei Schulz, 288, auf -615 datiert]. Die hier erkennbare Technik, die Steinoberfläche solange zu polieren, bis sie nicht mehr an Stein erinnert, wird 'eigentlich' erst ab dem -6. Jh. oder gar erst von der 30. Dyn. [vgl. Schulz 428] in solcher Vollendung gepflegt. Wie die tatsächliche Einordnung nun auch sei: Psammetich I. scheint sehr gut zu belegen, daß Eisen erst kurz vor -610 vermehrt zur Verfügung steht.

Nach ihm herrscht definitiv Eisenzeit: belegt bei Necho II. mit einem Katalog von Schiffsbezeichnungen auf Granit [Schneider 170], bei Psammetich II. mit einem ganzen Katalog an Hartgesteinzeugnissen [ebd., 202]. In der 30. Dyn. herrschten mit Nektanebis und Nektanebos zwei der größten Granitliebhaber [etwa Saleh Nr. 257].

Somit haben wir acht Übergänge in die ägyptische Eisenzeit gefunden. Sie liegen in dem von Heinsohn und mir festgelegten Intervall zwischen →700 und →610; die einzigen Ausnahme, Schabakos 25. Dyn. (ab →610), schließt direkt an. Insofern ist hier 'Paßform' gewährleistet. Bevor wir aber das Gesamtschema aufstellen, müssen wir auch noch einen neunten Übergang in die Eisenzeit festhalten, der unser bisheriges Schema sprengt.

Der neunte Übergang

Innerhalb der 18. Dynastie erkannten wir den Beginn der Hartsteinbearbeitung bei Thutmosis I. Die nächsten Höhepunkte bilden die Zeiten von Thutmosis III. und *Amenophis III.* (1392-1353). Die zweite Dissertation von Maja Müller ermöglicht bei letzterem sogar eine präzise Statistik für seine

Plastiken: Ihr Werkkatalog verzeichnet 114 Statuen und Statuetten. Von ihnen sind 53 aus sehr hartem Gestein, nämlich 44 aus Granit, 3 aus Grauwacke, 3 aus Diorit, 2 aus Schiefer und 1 aus Brekzie. Noch beeindruckender sind die Größenangaben. Denn von diesen 53 Exemplaren fallen

21	in die Gruppe bis	0,35 m
2	"	0,50 m
8	"	1,00 m
6	"	2,00 m
11	"	3,00 m
4	" über	3,00 m.

Daß Amenophis III. auch sonst keinen technologischen Einschränkungen unterlag, bezeugen vor allem die berühmten Memnonskolosse vor seinem - erdbebenzerstört durch Merenptah abgetragenen - Tempel in Luxor-West. Jeder dieser Monolithen ist mit rund 1.000 t zu taxieren. Ramses II. hat ihm weder bei Hartsteinplastiken noch bei Kalksteinkolossen irgendetwas nachgegeben, doch wie steht es mit der dazwischenliegenden Amarna-Zeit?

Müllers Arbeit gibt auch hier präzise Auskunft. Sie listet 160 Statuen und Statuetten von Echnaton und seiner Zeit (1353-1337) auf. Davon sind lediglich 9 aus sehr hartem Gestein, nämlich 8 aus Granit und 1 aus Obsidian. Nun könnte man versucht sein, den Grund in den unterschiedlich langen Regierungszeiten zu suchen. Doch dann hätte Amenophis III. in doppelter Zeit sechsmal soviel Statuen produzieren lassen. Vergleicht man zusätzlich die Volumina, nämlich jene Statuen über 0,35 m, die nicht mehr allein durch beharrliches Schleifen geformt werden können, dann lautet die Relation zwischen Amenophis III. und IV. sogar 31 : 0 !

Unter Echnaton hat man sich also nur an ganz kleine Granitarbeiten herangewagt, während zuvor unter Amenophis III. die zehnfache Höhe und das tausendfache Volumen erreicht worden ist. 31 Hartgesteinstatuen von Amenophis III. sind größer als alles, was unter Echnaton erzielt worden ist, darunter Prachtwerke wie das Sphingenpaar von 3,70 Länge, heute im Besitz der St. Petersburger Ermitage [Müller IV-24], oder die unvollendete Sitzfigur eines Königs in Assuans südlichen Steinbrüchen, bei der allein der Thron 3,75 m hoch ist [ebd, IV-50].

Maja Müller hat darin so wenig ein Problem gesehen wie alle übrigen ÄgyptologInnen. Denn diese sind nicht davon abzubringen, daß Granit doch irgendwie mit Kupfer, vielleicht sogar mit dem Fingernagel zu ritzen sei. Insofern wäre es allein die Tageslaune des jeweiligen Potentaten, ob er sich in härtestem Granit oder Diorit, Kalkstein oder weichstem Alabaster abbil-

den läßt. Und wollte nicht Echnaton in größter Hast seine neue Hauptstadt bauen, den Aton-Kult verbreiten und durchsetzen? Hätte vielleicht angesichts der befohlenen Eile die Bearbeitung von Hartgestein nur aufgehalten?

Doch dieses Argument kann nicht überzeugen. Schließlich hat es auch bei Cheops- oder Chephren-Pyramide samt Taltempel pressiert, und trotzdem wurde Granit verwendet. Und warum hätte Echnaton ausgerechnet 'seinem' Aton unverwüsthliche Kunstwerke verweigern sollen, die den anderen Pharaonen so wichtig waren? Daß Echnaton keinen Zugang zu den Granitsteinbrüchen von Assuan gehabt hätte, hat bislang niemand zu behaupten gewagt.

Die Amarna-Zeit - wo innerhalb der 18. Dynastie ?

Außerdem beginnt unter Tutanchamun (1333-1324) eine neuerliche Entwicklung. So wird Quarzit bearbeitet: für eine Kolossalstatue von ursprünglich rund 4 m [Saleh Nr. 173] und für seinen äußeren Sarkophag, einen Quader von 2,74 x 1,47 x 1,47 m Kantenlänge [Reeves 105]. An derselben, für die Ewigkeit bestimmten Stelle werden 1,25 t Granit in Gestalt der Deckplatte für den Quarzitsarg verwendet [ebd]. Aus Gebel Barkal stammt ein Löwe aus rotem Granit, der einen Widmungstext an Tutanchamun trägt [Reeves 29].

Bekanntlich sind im Grab von Tutanchamun etwa 22 kleine Eisengegenstände, Talismane und ein Stahldolch, gefunden worden. In herkömmlicher Sicht stand ein Tutanchamun im späten -14. Jh. korrekterweise am Beginn der kleinasiatischen und vor der ägyptischen Eisenzeit, wie der importierte Stahldolch in seinem Grab beweist. Seine hartsteinbearbeitenden 'Vorgänger' blieben dabei unberücksichtigt. Heinsohn und ich haben Amarna an den Übergang vom →7. zum →6. Jh. gelegt ("ab →610" [H/I 457], an das Ende der mykenisch-minoischen Kultur, die gleichfalls bereits Eisen kennt und zeitgleich mit den Medern=Mitanni — Heinsohns Gleichsetzung von 1988 —, deren drei wichtigste Könige von -647 bis -550 regieren.

Wir finden also einen doppelten Eisenzeitbeginn innerhalb der 18. Dynastie, der bei meiner Beurteilung ineinanderfallen müßte. Aber es gibt klare Gegenargumente. Zwar konnte auch diesem unerwartet jung gestorbenen Pharaos eine überreiche Grabausstattung mitgegeben werden, bei der fast alle Stücke seinen [Reeves 193] oder den Namen seines Vaters tragen. Aber es gibt auch Grabbeigaben mit Kartuschen anderer Pharaonen. So

tragen unter den beschrifteten Calzitgefäßen zwei die Kartusche von Tuthmosis III. und zwei andere die zerstörte Kartuschen von Amenophis III. Außerdem zeigt eine Henkelkanne die Vornamen von Amenophis III. und Tiye, für die die ursprünglichen Namen ausgelöscht worden sind [Reeves 199]. Ist damit unverbrüchlich klargestellt, daß Tutanchamun *nach* Tuthmosis III. und Amenophis III. gelebt hat?

Daran ist bislang nicht gezweifelt worden. Dabei wissen wir mittlerweile, daß nicht Howard Carter das Grab als erster geöffnet (und sogar schon vor der offiziellen Öffnung plündernd betreten) hat, sondern Grabräuber zweimal aktiv geworden sind. Waren diese Störungen nicht schon kurz nach der Beerdigung, sondern erst später? Hat man beim Aufräumen des Grabes und vorm Zuschütten des Eingangs Weihegaben des damals amtierenden Pharaos eingebracht? Oder ist die Bestattung in jenem Grab, das nicht für Tutanchamun vorgesehen und zu klein für die Beigaben war, erst unter Amenophis III. erfolgt? Schließlich war dieser - daran ändert sich nichts - in seinen späten Jahren ein stärkerer Aton-Verehrer als der junge Echnaton.

Mein letzter Artikel im *Bulletin* [1-98, 16] sollte nicht zuletzt zeigen, daß die Amarna-Zeit innerhalb der 18. Dyn. nicht zuverlässig verankert ist: Die hieroglyphischen Listen blenden sie vollständig aus, während die griechischen Listen Verdopplungen, selbst Vervielfachungen und weitere Ungeheimheiten enthalten. Es wäre einfacher, die Amarnasequenz mit Athotis und dem vervielfachten Kenkenes mit den ersten Pharaonen der 1. Dyn. zu identifizieren, als ihre Position innerhalb der 18. Dyn. festzulegen.

Insofern postuliere ich: Amenophis IV. und Tutanchamun gehören der Zeit von Amenophis I. und Tuthmosis I. an! (Über mögliche Identität erfolgt noch keine Aussage.) Nunmehr läßt sich das Gesamtschema zusammenstellen, wobei ich je nach Auftreten der Hartsteinfunde eine Jahreszahl innerhalb der Regierungszeit angebe:

- 2920 1. Dyn. Dewen
- 2680 3. Dyn. Djoser
- 2610 4. Dyn. Cheops
- 1995 11. Dyn. Mentuhotep IV.
- 1600 15. Dyn. Chian
- 1495 18. Dyn. Tuthmosis I.
- 1327 18. Dyn. Tutanchamun
- 710 25. Dyn. Schabaka
- 617 26. Dyn. Psammetich I.

Radikal neue Perspektiven

Es wurde bereits erwähnt, daß die hier gefundenen Wiederholungen von ein und demselben Vorgang - Tutanchamun zunächst ausgenommen - in das von Heinsohn und mir entwickelte Schema [H/1 449-457] passen. Insbesondere kommt Djoser genau zwischen Mentuhotep II. und Hatschepsut zu liegen, wohin ihn eine Vielzahl an Kunst- und Kulturvergleichen - von den protodorischen Säulen über die falschen und echten Gewölbe bis hin zur Darstellung als Kultläufer - bereits gebracht hat. Damit klärt sich die ägyptische Gewölbeentwicklung, die ähnlich oft wie die Hartsteinbearbeitung einsetzt. Weiter klärt sich, warum Taharqa 1.700 Jahre zu spät jubelt. Er preist als Herrscher der 25. Dyn. noch einmal den Sieg über die Libyer, Dyn., wie in einst Sahure (5. Dyn.) und dann Pepi I. (6. Dyn.) gepriesen haben [Hornung 30]. Nunmehr können an diesem Sieg über die Libyer entweder alle drei Pharaonen beteiligt gewesen sein, oder sie sind ohnehin identisch. Nun liegt auch der 'Afrika-Umsegler' Necho II. zeitgleich mit jener Hatschepsut, die sich bis Punt, also contra Velikovskij weit an der afrikanischen Ostküste vorwagte.

Politisch gesehen bietet sich ein Spannungsfeld zwischen drei Kräften: Ein ägyptisches Pharaonenreich (Thutmosis I.), das sich zwischen fremden Herrschern aus dem Nordosten (Chian, aber auch Dewen und der ohnehin mesopotamisches Geistesgut vertretende Djoser) und dem Süden (Schabako) herausbildet und durchsetzt. Psammetich I. wird bei Herodot [II: 147-151] als jener Pharao geführt, der sich unter 12 Gleichberechtigten durchsetzt und die Alleinherrschaft erringt. Die drei als solche gerühmten Reichseiniger Menes (1. Dyn.), Mentuhotep II. (11. Dyn.) und Ahmose (18. Dyn.) liegen zeitgleich dicht vor dem hier vorgeschlagenen Eisenzeitbeginn. Genau dort findet sich auch der tatsächliche Stammvater des "Alten Reichs": Snofru.

Somit ist die Frage zu stellen, inwieweit die Vertreter des 'eigentlichen' Ägyptens - Dewen, Cheops, Mentuhotep II., Thutmosis I. und Psammetich I. - ineinanderfallen, parallelgehen oder auch 'reichstragende' Fiktionen sind. Eine Antwort kann hier noch nicht gegeben werden, erste Hinweise sind möglich. Die großen Pharaonen der 12. Dyn. weiten das Reich gen Süden aus, während die großen Pharaonen der 18. Dyn. das Reich nach Nordosten bis zum Euphrat erweitern. Standen sie gewissermaßen Rücken an Rücken in Ausfallposition? War die 4. Dyn. dagegen eine religiöse Macht, von der wir kaum ein außenpolitisches Detail wissen? Oder ist die

religiöse Sonderrolle von Amarna durch Herodot [II: 124-128] auf Cheops und Chephren - die bösen Tempelschließer - projiziert worden?

Die verblüffende Umgruppierung der eigentlichen Amarna-Pharaonen Echnaton, Tutanchum, Semenchkare und vielleicht Akencheres bringt nicht nur neues Chaos, sondern auch neue Parallelen. So ist an Tetis Gipsköpfe zu erinnern, die D. Wildung zwar mit den Gipsköpfen und -masken der Amarnazeit verglich, aber gleichwohl mit Freude 1.000 Jahre früher ansetzen durfte [H/I 164]. Teti als erster Pharao der 5. Dyn. könnte sehr wohl zeitgleich mit Cheops und damit auch mit Amarna rangieren.

Und es ist daran zu erinnern, daß der berühmte Sonnengesang Echnatons nicht nur eine berühmte Parallele im Psalm 104 hat, sondern auch einen ägyptischen Vorläufer: die Sonnenlitanei aus der Zeit von Amenophis I./Tuthmosis I. [Hornung 75]. Bislang war man erstaunt, daß Echnaton zwar eine rigorose Religionsrevolution eingeleitet hat, daß aber die Wurzeln des Aton-Kultes über Amenophis III. mindestens bis Thutmosis IV. [Hornung 93] zurückreichen. Nun könnte es sich so darstellen, daß der bald beendeten Revolution am Beginn des "Neuen Reichs" verschiedentliches Aufflackern folgte, bei dem erneut der Name Amuns ausgemeißelt wurde. Verkertzt wurde Echnaton erst unter Ramses II.

Unsere Rekonstruktionen sind - schon wegen der Querverbindungen nach Osten - erheblich betroffen. Anfänglich siedelten wir Amarna kurz vor →600, dann auch kurz nach →600 an. Th. Völker [1997] hat die Rechnung auf →569 bis →550 präzisiert. Weder er noch Heinsohn noch ich haben wahrgenommen, daß bei diesen Plazierungen der Beginn der Eisenzeit gemäß unserem eigenen Kriterium zu früh kommt. Denn ein Regierungsantritt Echnatons bei →610 bringt den Beginn der Granitbearbeitung (Thutmosis I.) bei geläufiger Pharaonenreihenfolge auf →746, ein Regierungsantritt bei →569 auf kurz vor →700. Deshalb würde die Eisenzeit allemal fast 100 Jahre früher einsetzen, als von Heinsohn ursprünglich angepeilt. Allzulange wurden von uns die ersten Eisensfunde bei Tutanchamun mit dem Eisenzeitbeginn gleichgesetzt, ohne zu berücksichtigen, daß lange vor Tutanchamun die 18. Dyn. bereits Granitobelisken errichtet haben soll.

Hinzu kommt die Außenpolitik von Tuthmosis I. Dieser hat nicht nur wie Djoser einen Wesir namens Imhotep [Schneider 289], sondern unter ihm wird zum ersten Mal das Mitannireich erwähnt [ebd; Hornung 77]. Bei gewohnter Pharaonenabfolge führte ein Echnaton bei →600 zu einer Erwähnung der Mitanni = Meder schon bei →730. Aber damals waren die Meder

noch ein kaum bekanntes Volk im Iran. Erst Phraortes (647-625) überwand das Assyrerjoch, gefolgt von Kyaxares und Astyages, der sich -550 dem Perser Kyros beugen mußte. Selbst bei Völkers Rechnung läge die erste Erwähnung bei ca. →690 und damit sehr, sehr früh. Unsere Rekonstruktion enthielt also bislang einen Widerspruch.

Eisenzeit ab →617 ?

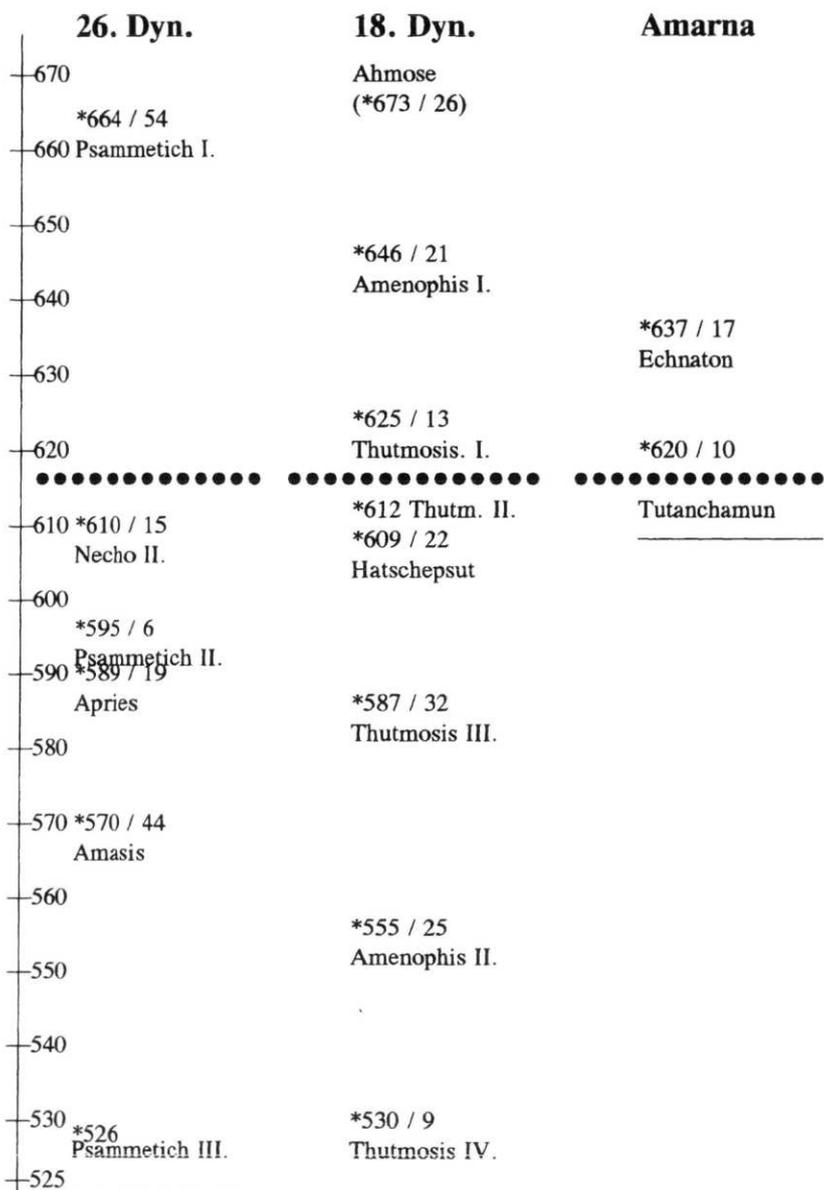
Für den Versuch, den nur einmal vollzogenen Übergang in die Eisenzeit absolut zu datieren, wird unterstellt, daß Eisen zumindest für die königlichen Aufträge in einer relativ engen Zeitspanne von vielleicht 20 Jahren auftritt und dann zunehmend häufiger eingesetzt wird. Dieses erste Auftreten wird probenhalber punktförmig einem einzigen Jahr zugerechnet, mit →617 einem der letzten Jahre von Psammetich I. Das ändert nichts daran, daß die zugrundeliegenden Regierungszeiten der Pharaonen häufig vage tradiert sind, so daß Verschiebungen von mehr als zwei Jahrzehnten ohne weiteres möglich sind. Cum grano salis ergibt sich das Schema auf den S. 194/195. 1., 3. und 15. Dynastie (Dewen, Djoser und Chian) sind nicht enthalten, da deren Herrscherabfolgen einfach zu unsicher sind und wohl erst über andere Dynastienreihen bestimmt werden können.

Die Empörung wird groß sein. So ist sofort zu monieren, daß die 18. Dyn. in die Perserzeit hineinreicht, die weiterhin bei -525 beginnt. Es gäbe hier allerdings die überraschende Wendung, daß sich hinter Amenophis III. der Perser Darius I. verbergen könnte! Daß dieser Pharao rein physiognomisch nicht zu den vorangegangenen Pharaonen 'paßt', ist offensichtlich. Zu seiner Regierungszeit sei Hornung [90] zitiert:

"Das erste Jahrzehnt Amenophis' III. bringt mit einem nubischen Feldzug und großen rituellen Jagden des Königs noch einen letzten Abglanz der ritterlichen Thutmosiden-Zeit; in den folgenden drei Jahrzehnten tritt der König, eingesponnen in den orientalischen Prunk seiner Hofhaltung, kaum noch hervor."

In dieselbe Richtung zielt der Hinweis, daß er in späten Jahren seine eigene Tochter Satamun heiratet [Hornung 93], ein orientalischer Zug. Bestattet wird er "in einem einsamen Wüstental, abseits vom eigentlichen Tal der Könige" [ebd., 93].

Der Fortgang nach Tutanchamun fehlt noch im Schema, weil hier noch gewichtige Varianten geprüft sein wollen. Dem Vorwurf, daß für 19. und



20. Dyn. einfach zu wenig Zeit bleibt, kann allerdings vorab begegnet werden. Meine Prüfung der Herrscherlisten [1998, 36f] hat ergeben, daß die 20. Dyn. äußerst stiefmütterlich behandelt worden ist. Hinzu tritt die immer schon abfällige Beurteilung von Ramses III.:

"Er fühlt sich jedoch als Epigone und orientiert sich am Vorbild Ramses' II., dessen Thronnamen und Totentempel er kopiert; sogar die Darstellung der Schlacht von Kadesch gegen die inzwischen untergegangenen Hethiter läßt er nachbilden, obgleich er gerade als Feldherr seinen Vorgänger übertrifft" [Hornung 109f].

Wohl kein Pharao litt unter einem derart massiven Minderwertigkeitskomplex, der ihn aber nicht daran hinderte, als mächtigster aller Epigonen aufzutreten. Die Lösung haben wir vielleicht schon in dem von Taharqa, Sahure und Pepi I. gleichlautend verfaßten Siegesbericht gefunden. War Ramses III. einer der Söhne von Ramses II., der als Prinz an der Schlacht um Kadesch teilnahm und sie deshalb später selbst darstellen ließ!? Dann würden die 66 Jahre unter Ramses II. zu einem Großteil doppelt und sogar dreifach in den Listen geführt; die "Ramessiden" wären hingegen doppelt richtig benannt.

Hier vermissen wir unser wichtigstes Handwerkzeug: eine Datenbank mit möglichst allen - kritisch geprüften - zeitlichen Abhängigkeiten, wie sie sich aus den Monumenten ergeben. Dazu gehören die usurpierten Kunstwerke mit ihren mehrfachen Kartuschen genauso wie jene Tempelreste, die aus Pylonen späterer Pharaonen herausgeschält werden, die nach Tanis verschleppten Kunstwerke genauso wie zeitliche Abhängigkeiten, die bislang als Zufälligkeiten negiert werden. Gemeint sind benachbarte Gebäude wie z.B. die Grabanlagen von Mentuhotep II., Hatschepsut und Thutmosis III. in Deir-el-Bahari, die nach herrschender Lehre erst im Abstand von 500 Jahren als Ensemble entstanden. Zu beachten wird sein, daß sich sogenannte spätere Usurpationen als schlichte Schenkungen zwischen zeitgleichen Potentaten oder als Zeugnis dafür herausstellen, daß ein Pharao mehrere Namen getragen hat, die wir noch als getrennte Herrscher in verschiedenen "Reichen" führen.

Abschließend ein Wort zu Th. Völkers Entwurf. Gerade weil seine Gleichsetzung von Psammetich I. und Thutmosis III. [1997] erschienen ist, wurde es Zeit, die Geschichts- wie Geschichteninterpretationen mit architektonisch-archäologische Befunden zu konfrontieren. Diese Gleichsetzung

ist, so elegant sie nachgewiesen ist, im vorliegenden Schema nicht möglich. Die Übereinstimmungen könnten nur dadurch erklärt werden, daß der so spät belegte Psammetich I. schon im Altertum eine Vorgeschichte brauchte, die bei Thutmosis III. gewonnen wurde.

Die von Völker auf der Jahresversammlung vorgetragene Gleichsetzung von Echnaton und Bokchoris - Schabako ermordet Echnaton -, läßt sich dagegen problemlos integrieren. Die Josefsgeschichte aber käme für einen erst in der Perserzeit auftretenden Amenophis III. wohl zu spät.

Die nähere Zukunft wird zeigen, ob und wie sich die so unterschiedlichen Herleitungen vereinigen oder zur Synthese führen lassen.

Literatur

- Barta, Winfried (1989-1991): *Ägyptische Chronologie* (Persönliche Mitschriften von HI der dreisemestrigen Vorlesung an der Uni München)
- Beckerath, Jürgen von (1971): *Abriß der Geschichte des Alten Ägypten*; München
- Habachi, Labib (1982): *Die unsterblichen Obeliskens Ägyptens*; Mainz
- Heinsohn, Gunnar (1988): *Die Sumerer gab es nicht*; Frankfurt/M.
- Helck, Wolfgang (Hg. 1977): *Lexikon der Ägyptologie*; Band II; Wiesbaden
- H/I = Heinsohn, Gunnar/ Illig, Heribert (21997): *Wann lebten die Pharaonen?*; Gräfelfing (11990)
- Hornung, Erik (31988): *Grundzüge der ägyptischen Geschichte*; Wiesbaden
- Illig, Heribert (1989): "Die verachtete Dynastie oder Herodots Rehabilitation"; in *VFG I* (4) 8
- (1990): "Baute Amenemhet I. die erste glatte Pyramide?"; in *VFG II* (5) 4
- (1998): "Die Königslisten für das 'Neue Reich'"; in *ZS X* (1) 16
- Illig, H./ Löhner, F. (1993): *Der Bau der Cheopspyramide*; Gräfelfing
- Löhner, Franz/ Illig, Heribert (1992): "Auf Granit beißen. Von den praktischen Möglichkeiten, Hartgestein zu bearbeiten"; in *VFG IV* (2) 58
- Müller, Maja (1988): *Die Kunst Amenophis' III. und Echnatons*; Basel
- Reeves, Nicholas (1990): *The Complete Tutankhamun*; London
- Saleh, Mohamed/ Sourouzian, Hourig (1986): *Die Hauptwerke im ägyptischen Museum*; Kairo
- Schneider, Thomas (1994): *Lexikon der Pharaonen*; Zürich
- Schulz, Renate/ Seidel, Matthias (Hg, 1997): *Ägypten. Die Welt der Pharaonen*; Köln
- Völker, Thomas (1997): "Grundrisse zur Rekonstruktion der Antike (I)"; in *ZS IX* (3) 402

Die Vorsargoniden I (Asiatica III)

Klaus Weissgerber

1. Stratigraphische Vorbemerkungen

1997 hatte ich vorgeschlagen [Aeg. IV], den "Sargoniden" Sanherib mit dem "Mittelassyrier" Tukulti-Ninurta und mit dem "Mitanni-Herrscher" Tusratta zu identifizieren. Mit der ersten Gleichsetzung stehe ich inzwischen nicht mehr allein; sie wurde im gleichen Bulletin auch von Radke [1997, 445, 455] vorgeschlagen.

Natürlich hatte ich erwartet, daß die von mir vorgeschlagene Gleichsetzung von "spätassyrischen" Großkönigen (Vorsargoniden und Sargoniden) mit "Mitanni-Herrschern" Widerspruch hervorrufen wird, da sie im Gegensatz zu Heinsohns Konzeption steht (oder zu stehen scheint).

Nummehr hat Heinsohn [1997, 599] ausgeführt, daß nach der "typischen Stratigraphie Assyriens" die "Mitanni" durch die beiden Schichten der "Mittelassyrier" und der "Neoassyrier" von den Sargoniden getrennt seien, so daß eine Gleichsetzung von Mitanni und Sargoniden nach dieser Fundlage ausgeschlossen sei. Hierbei bezog er sich offensichtlich auf die "klassische" Schichtenabfolge der herrschenden Lehre [vgl. z.B. Andrae 1977, 13].

Da er mir aber gleichzeitig vorwarf, daß ich mich bei meinen Datierungen wenig oder oft auch gar nicht "um die stratigraphische Lage der zu datierenden Funde" bekümmere und sogar von einem "Rückfall auf die herrschende Lehre" sprach, möchte ich grundsätzlich hierauf antworten.

Heinsohn hat das unbestreitbare Verdienst, mit seiner stratigraphischen Methode der derzeit noch üblichen Chronologie des Alten Orients wissenschaftlich die Basis entzogen zu haben. Ich möchte betonen, daß ich bei meinen Datierungen stets versuche, diese nach Möglichkeit auch stratigraphisch zu untermauern.

Wie kamen aber die stratigraphischen Schichten der altorientalischen Ausgrabungsstätten zu ihren Bezeichnungen? Sie wurden von Archäologen benannt, deren Einordnungsschlüssel doch ein Geschichtsablauf war, dessen Richtigkeit erst zu beweisen ist!

So wurden die Schichten entsprechend den Dogmen der herrschenden Lehre nicht nur zeitlich datiert, sondern mitunter auch benannt, wobei

manche Archäologen sogar vor Fälschungen nicht zurückschreckten, was Rohl [129ff] an Hand eines Beispiels deutlich aufgezeigt hat. Ich lehne deshalb die These von Zeller [1996, 92]: "Generationen von Archäologen wären mit Blindheit geschlagen gewesen", entschieden ab. Sie waren es!

Wodurch werden aber die mitannischen, mittelassyrischen, neoassyrischen und sargonidischen Schichten gekennzeichnet, die laut Heinsohn [1997, 599] in dieser Reihenfolge unter der hellenistischen Schicht lagen?

Zunächst: Bis jetzt hat Heinsohn doch die Auffassung vertreten, daß Mittel- und Neo-Assyrer identisch waren und daß es deshalb nur *eine* vorhellenistische Schicht gab, die der "Mitanni-Schicht" folgte und zu der auch die Sargoniden gehörten. (Das ist auch meine Auffassung.) Es verwundert mich, daß er nunmehr - wie die herrschende Lehre - wieder von drei stratigraphischen Schichten zwischen denen der Mitanni und des Hellenismus ausgeht!

Wodurch wird aber die "Mitanni-Schicht" gekennzeichnet? Ihr "Hauptwahrzeichen" ist meines Wissens die Keramik, die nach dem Ausgrabungsort Nuzi (Nuzu; heute Yorgan Tepe) bei Kirkuk/Nordirak benannt wird und die in einer gewissen Zeitetappe im Alten Orient vielerorts auftrat. Es handelte sich um eine bemalte Keramik mit weißen oder hellen Ornamenten auf dunklem Grund [Bildbeispiele s. SAB Nrn. 115f; Lloyd 227]. In der Schicht II von Nuzi wurden gleichzeitig mit dieser Keramik zahlreiche churritisch-mitannische Privaturkunden und ein Schreiben des *früh*mitannischen Herrschers Schauschattar, Sohn des Parsatater, gefunden [Abb. d. Siegels Hrozny 153; FWG 3:130; vgl. Lloyd 228]; erwähnt wurde auch der vorverstorbene Herrscher Baratarna [FWG 3: 130].

Die Schicht IV in Alalach/Syrien (Tell Atchana) wurde durch die gleiche Keramik und durch Keilschrifttexte gekennzeichnet. In diesen ist die Rede davon, daß der Mitanni-Herrscher Parattarna (=Baratarna?) die Oberhoheit über Alalach und dessen Stadtkönig Idrimi ausübte [Klengel 1967, 52]. Auch dessen Nachfolger Niqmepa unterstand der Oberhoheit Mitannis. Weiterhin wurde in Alalach ein Siegel des Mitanni-Herrschers "Schuttarna, Sohn des Kirta" gefunden, der als Dynastiegründer gilt [Hrozny 152; FWG 3: 129] sowie eine Inschrift des bereits erwähnten Königs Schauschattar [Moorgat 110].

Eine Mitanni-Residenzstadt wurde nie gefunden, was mich nach meinen neuen Erkenntnissen nicht verwundert.

Ob die Herrscherfolge so klar ist, wie Hauschild [12ff; vgl. *Aeg.* IV, 495] annimmt, ist umstritten. Auf jeden Fall handelte es sich bei den erwähnten

Königen um *frühe* Mitanni-Herrscher, die den Großkönigen Artatama, Schuttarna (II.) und Tuschratta vorausgingen [vgl. Knudtzon Nr. 29].

Die Archäologen haben Schichten, die durch Nuzi-Keramik charakterisiert waren, als "Mitanni-Schichten" bezeichnet, obwohl die in diesen gefundenen Texte *nur* auf frühe Mitanni-Herrscher hinweisen. Darüberliegende Schichten galten dann als "assyrische" Schichten, nur weil in diesen keine Nuzi-Keramik mehr gefunden worden ist!

Ich vertrete nunmehr die Auffassung, daß der *spätmitannische* Großkönig Tuschratta (für mich Sanherib) schon der ersten vorhellenistischen Schicht angehört und korrigiere damit ausdrücklich die früher [Aeg. IV] geäußerte Meinung, daß Tuschratta und seine "Doppelgänger" der Mitanni-Schicht zuzuordnen sind. Die Bauten des Tukulti-Ninurta in Assur sind durchaus jünger als die anderer "Mittelassyryer", so daß ich die Auffassung vertrete, daß sie schon zur "ersten vorhellenistischen Schicht" gehören, während - im Umkehrschluß - Bauten einiger anderer "Mittelassyryer" noch der "Mitanni-Schicht" zugeordnet werden müssen. Hierfür gibt es archäologische Belege, auf die ich später noch eingehen werde.

Auch die Begriffe Mittel- und Neo-Assyryer sind noch der alten Geschichtsauffassung geschuldet und werden deshalb von mir vermieden.

Heinsohn ordnete "assyrische" Funde auch deshalb der Perserzeit zu, weil letztere sonst fundlos wäre. Ich möchte darauf hinweisen, daß im Vorderen Orient in vielen Ausgrabungsstätten "parthische" Funde direkt über sargonidischen liegen. M.E. sollte geprüft werden, ob nicht "parthische" Überreste in Wirklichkeit aus der Achämenidenzeit stammen (wobei auch berücksichtigt werden sollte, daß die Achämenidenzeit viel kürzer war als allgemein angenommen wird).

Es widerspricht nicht meiner Konzeption, daß z.B. im Palast des Assurnasirpal (II.) in Ninive die "Parther" weitergebaut haben und dort zahlreiche "parthische" Pilgerflaschen gefunden worden sind [SAB Nr. 158].

Heinsohn [1996a, 43] wies darauf hin, daß in Maskan Schapir die Schichten der "Parther" hiatusfrei auf den "altbabylonischen" Schichten (die er leider nicht näher charakterisiert hat) liegen. In Assur errichteten die "Parther" einen berühmten Tempel, ebenso in Babylon und Nippur [Brentjes 1967, 120].

Besonders frappiert haben mich die Funde der "parthischen Kunst" überall in Vorderasien, neben Iran und Irak vor allem auch in Syrien, das niemals zum Partherreich, wohl aber zum Achämenidenreich gehört hat.

Aufgefallen ist mir, daß auch Heinsohn mitunter die Parther der Schicht des "Hellenismus" zugeordnet hat: in Baydar "Hellenismus und Parther" [1995, 408], in Emar "Hellenistische und/oder Parthische Schicht" [1996b, 273].

Von Interesse dürfte auch sein, daß die Achämeniden nicht mehr das Keilschrift-Assyrisch als Kanzlei- und Diplomaten-sprache benutzten, sondern das Aramäisch; ihre "Kultur war ein gräzisiertes Iranertum" [Riemschneider 1963, 8; die Autorin betonte die grundsätzlichen Unterschiede zwischen Assyern und Achämeniden]. Die Inschriften der parthischen Funde waren durchweg in aramäischer Sprache abgefaßt.

Zeller [1997, 600f] hat in seinem "Zwischenruf" "einigen Autoren", ohne Namen zu nennen, ein entschiedenes Nein entgegengehalten. Um Mißverständnissen vorzubeugen (immerhin wurde ich im selben Absatz mit Namen genannt), möchte ich betonen, daß ich niemals versucht habe, "Alt- und Spätsargoniden" zu vereinen. Sargon I. gehört für mich in die Bronzezeit und damit in die akkadische Schicht; die Sargoniden (und mit ihnen der dubiose Sargon II.) gehören in die Eisenzeit und damit in die Schicht, die unmittelbar der hellenistischen vorausging [vgl. *Aeg.* IV, 481f, 486ff]. Zwischen Sargon I. und den Sargoniden lag die sog. "Mitanni-Schicht", deren Endphase die Zeit der *frühen* Mitanni-Herrscher war. Aber auch in dieser Endphase wurde Eisen genutzt [vgl. z.B. Heinsohn/Illig 361; Heinsohn 1991, 43]. Die Vorsargoniden gehören eindeutig schon der Eisenzeit an:

"Im Palast Assurnasirpals und Salmanassars III aus dem 9. Jahrhundert in Nimrud, den auch Tiglatpileser in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts bewohnte, wurden Lanzen- und Pfeilspitzen, Äxte und Sicheln aus Eisen gefunden: »Eisenhorte« kamen in Chorsabad und Nimrud an den Tag" [Velikovsky 1983, 253].

Auch in den Inschriften Tukulti-Ninurtas I. wird die eiserne Spitze einer königlichen Lanze erwähnt [Awdijew 339].

Insofern habe ich auch nie bezweifelt, daß Schamschi-Adad I. schichtmäßig *über* den Altakkadern (Sargon I.) liegen muß! Ich beabsichtige auch nicht die "Vertauschung von Schichten", sondern trete für ihre richtige Klassifizierung ein!

Im Urtext von *Aeg.* IV hatte ich auch die Vorsargoniden zu analysieren versucht. Diese "Exkurse" hatte ich in der Druckfassung weggelassen, nicht nur wegen der gebotenen Seitenbeschränkung, sondern auch, weil diese

zum eigentlichen Thema ("Fremde Herrscher über Ägypten") gar nicht mehr recht paßten.

Abschließend möchte ich noch betonen, daß ich, wie Zeller, die Königslisten als Geschichtsquellen grundsätzlich ablehne, weil sie von Verdopplungen und Erfindungen nur so strotzen, was nicht ausschließt, daß sie einen historisch echten Kern bewahrt haben.

Literatur

Aeg. = Aegyptiaca s. Weissgerber

Andrae, Walter (21977): Das wiedererstandene Assur; München

Awdijew, W.I. (1953): *Geschichte des Alten Orients*; Berlin

Brentjes, Burchard (1967): *Die iranische Welt vor Mohammed*; Leipzig

FWG 3 = *Fischers Weltgeschichte. Die altorientalischen Reiche*; Frankfurt/M.

Hauschild, Richard (1962): *Über die frühesten Arier im Alten Orient*; Berlin

Heinsohn, Gunnar (1991): "Stratigraphische Chronik Israels"; in *VFG* III (6) 371

- (1995): "Das altsyrische Beydar und die Evidenzchronologie"; in *ZS* VII (4)

- (21996a): *Assyrerkönige gleich Perserherrscher!*; Gräfelfing

- (1996b): "Die Verwirrung der Ausgräber von Emar am Euphrat"; in *ZS* VIII (3) 269

- (1997): "Mitanni und sargonidische Spätassyrer"; in *ZS* IX (4) 599

Heinsohn, G./ Illig, H. (1990): *Wann lebten die Pharaonen?*; Frankfurt/M.

Hrozny, Bedrich (1943): *Die älteste Geschichte Vorderasiens und Indiens*; Prag

Klengel, Horst (1967): *Geschichte und Kultur Altsyriens*; Leipzig

Knudtzon, J.A. (1915): *Die El-Amarna-Tafeln I*; Leipzig

Lloyd, Seton (1981): *Die Archäologie Mesopotamiens*; München

Moorgat, Anton (1967): *Die Kunst des alten Mesopotamien*; Köln

Radke, Ralf (1997): "Achämeniden und die jüdische Chronologie"; in *ZS* IX (3)

Riemschneider, Margarete (1963): *Von Olympia bis Ninive im Zeitalter Homers*; Leipzig

Rohl, David (1996): *Pharaonen und Propheten*; München

SAB (1978) = *Sumer-Assur-Babylon. 7000 Jahre Kunst und Kultur zwischen Euphrat und Tigris*; Hildesheim (Ausstellungsführer)

Velikovskij, Immanuel (1983): *Ramses II. und seine Zeit*; Frankfurt/M. (1979)

Weissgerber, Klaus (1997): "Aegyptiaca IV"; in *ZS* IX (3) 466

Zeller, Manfred (1996): "Assyrica IV"; in *ZS* VIII (1) 92

- (1997): "Herrscher und ihre Schichten. Ein Zwischenruf"; in *ZS* IX (4) 599

Dr. Klaus Weissgerber 98693 Ilmenau Herderstr. 6

Assyrica V

Manfred Zeller, Erlangen

Im folgenden spielen die Chronologieschemata eine wichtige Rolle. Von den Römern zurück bis zum Beginn der Ära Nabonassar (-747) gilt die babylonisch-assyrische Zeitrechnung für die herrschende Lehre als ziemlich sicher. Auch die unmittelbar davor liegende Epoche der Neo-Assyrer läßt sich mittels der Eponymenlisten bis zum Regierungsbeginn Adad-niraris II. (-911) leicht berechnen. Dies gilt jedoch nur für Assyrien; die parallele babylonische Liste wurde von modernen Historikern an Hand babylonisch-assyrischer Synchronismen konstruiert; die exakten Regierungsdaten sind nicht bekannt. Von -911 bis zurück in die Zeit der Mittellassyrier und späten Kassiten rechnen die Historiker mit einem Fehler von maximal 10 Jahren, abgesichert durch die "jahrgenau" feststehenden Daten des Neuen Reiches von Ägypten, die über Amarna und Ramses II. eine Verbindung nach Vorderasien herstellen (vgl. hierzu den Zirkelschluß zwischen Ägypten und Mesopotamien [Heinsohn/Illeg 28f]). Die Frühzeit der Kassiten ist so unsicher, daß die Chronologien völlig ins Schwimmen geraten. Auch die assyrische Königsliste hilft hier nicht weiter. Für die den Kassiten vorausgehenden Altbabylonier werden daher verschiedene Chronologien angewendet. Deren Angelpunkt ist der Regierungsbeginn von Hammurabi, dem bekanntesten altbabylonischen König. An Hand eines Venusdatums sind verschiedene mögliche Daten berechnet worden, zwischen -1930 (lange) und -1728 (kurze Chronologie). Am gebräuchlichsten ist heute die mittlere Chronologie (-1792).

In Kleinasien tätige Wissenschaftler bevorzugen jedoch die kurze Chronologie; sonst hätten sie erhebliche Schwierigkeiten, die langen Zeiträume des Dunklen Zeitalters zwischen Altassyriern und Neuhethitern mit ihrem viel zu geringen Stoff auszufüllen. Nach der kurzen Chronologie wird die Eroberung und Zerstörung Babylons durch den Hethiter Murschili I. in das Jahr -1531 datiert. Durch dieses Ereignis soll die altbabylonische Epoche beendet worden sein.

Heinsohn hat schon 1988 nachgewiesen, daß Hammurabi in die frühe Perserzeit datiert werden muß. Er kam zu diesem Ergebnis, weil altbabylonische Schichten entweder direkt unter hellenistischen oder sogar an der Oberfläche liegen. Kassitische oder mittel- bis spätassyrische Schichten

wurden niemals zwischen altbabylonischen und hellenistischen Schichten gefunden. Durch Vergleich der Überlieferungen wurde Hammurabi schließlich mit Dareios I. identifiziert. *Heinsohn* hat auch den Mittelassyrier Tukulti-Ninurta I. mit Dareios I. identifiziert, dazu Adad-nirari I. mit Kyros II. [Heinsohn 1988]. Später wurde Aziru von Amurru, der Partner des Hethiters Schuppiluliuma I., mit dem jungen Kyros gleichgesetzt [Heinsohn 1996b]. Damit ergibt sich ein Amarna-Datum um -560/50. *Völker* hat dieses Datum in seinem Beitrag über die 18. Dynastie bestätigt [Völker 1997, 402]. In seinem Emar-Artikel [Heinsohn 1996c] und der Neufassung seines Perser-Assyrier-Buches [1996d] hat *Heinsohn* noch einmal die Gründe für die Deutung der altbabylonischen und mittelassyrischen Schichten als perserszeitlich ausführlich erläutert.

10. Hethiter und Assyrer

In Assyrien wird die Regierungszeit Hammurabis durch die jüngste Phase der Altassyrier repräsentiert. Direkt davor liegt die Phase der "Alt-Sargoniden", die *Heinsohn* mit den Altakkadern und Hyksos identifiziert hat. Die Epoche der 3. Dynastie von Ur und der Meder = Mitanni, die zwischen Altakkadern und Altbabyloniern liegen sollte, würde fehlen. Diese Probleme können mit Hilfe der kappadokischen Schichtenfolge Frühbronzezeit → Altassyrier → Althethiter → Neuhethiter untersucht werden. Entweder ist die Interpretation der Schichten falsch, oder *Heinsohns* Gleichsetzungen sind teilweise widerlegt.

Einen weiteren Widerspruch erhob *Radke*. Ihm fiel auf, daß den Neoassyriern Assurnasirpal II. und Salmanassar III. (konv. -9. Jh.) an manchen Orten keine Schichten zugewiesen werden konnten [Radke 1997, 455]. *Radke* führt Provinzstädte in Syrien als Beleg an; das gleiche Problem tritt aber auch in den Zentren Kappadokiens auf, wo die Schichten zwischen ca. -1190 und -750 fehlen. Diese Widersprüche werden ebenfalls untersucht.

10.1 Die Archäologie Kappadokiens

Ein Fixpunkt für die ältere Geschichte Kappadokiens sind die altassyrischen Handelsniederlassungen. Die wichtigste wurde in der Unterstadt von Kültepe, dem antiken Kanisch oder Nescha, ausgegraben. In den assyrischen Schriftfunden wird sie *karum*-Kanisch genannt. Sie weist vier Schichten auf;

10.1.1 Die Schichten von Kanisch, Unterstadt (I-IV) u. Burgberg (1-18)

[nach W. Orthmann in RLA 5]

<i>Schicht</i>	<i>tentativ</i>	<i>Beschreibung der Schicht</i>
-	1	römisch; intensive Bebauung
-	2	hellenistisch; intensive Bebauung, Gräber im Gebiet der ehem. Unterstadt

Hiatus von mindestens 220 Jahren Perserzeit

-	3/4	nach -400 phrygisch (750-550)
---	-----	-------------------------------

Hiatus von ca. 700 Jahren, der in den Schichten nicht erkennbar ist

Ia	5/6	510-400	althethitische Periode; nur unbedeutende Funde, keine Schrifttafeln (ca. -1600 bis -1450)
Ib	7	550-510	Zeit des Anitta von Kuschschara; über Parallelfunde zu Alischar datiert, dort Schamschi-Adad I. von Assyrien (nach -1750 gemäß kurzer Chronologie)

Zerstörungsschicht (Brand)

II	8	600-550	altassyrische Handelsniederlassung; Tausende von Tontafeln gefunden, über 80 Jahreseponymen nachgewiesen;
III/IV	9/10	700-600	altassyrische Handelsniederlassung, Siegel aus Ur III, jedoch ohne Schriftfunde
-	11-18	vor -700	Frühbronzezeit I bis III

die obere ist in zwei Subschichten geteilt. Schicht II (von oben gezählt) erbrachte viele Schrifttafeln aus der Zeit der Altassyrier Sargon I. und Puzur-Assur II. Zwei weitere Niederlassungen wurden in der Hethiterhauptstadt Hattuscha und im 80 km südöstlich davon gelegenen Alischar, vielleicht Alt-Ankuwa, gefunden.

Die Handelsniederlassungen erhalten ihre Datierung über Schamschi-Adad I., einen älteren Zeitgenossen Hammurabis. Nach der kurzen Chronologie wird Schamschi-Adad I. auf -1749 bis -1717 datiert. Nach unserer

Epochenkürzung müßte er also auch noch ein Zeitgenosse von Kyros II. gewesen sein. In den Quellen ist Schamschi-Adad I. gut belegt, vor allem im altbabylonischen Keilschriftarchiv von Mari in Syrien, wo sein Sohn Jasmah-Adad als Vizekönig regierte. Auch in Alischar wurden Schriftafeln entdeckt, die seinen Namen trugen, so daß die dortige Niederlassung in seine Regierungszeit datiert werden konnte. Durch Vergleich mit dem Fundinventar aus Alischar konnten auch die Niederlassungen in Hattuscha und Kanisch datiert werden; in Kanisch gehört die Schicht Ib in seine Zeit. Demnach endet mit Schamschi-Adad I. die Epoche der altassyrischen Handelsniederlassungen.

Die hier auf S. 207 vorgestellten tentativen Datierungen basieren auf der Identifikation von Hammurabi und Dareios I.

Am wichtigsten sind die Schichten Ib und II, wo Tausende von Tontafeln ans Licht kamen. Eine Tafel aus Schicht II nennt Sargon I. und den Kronprinzen Puzur-Assur (II.) [Ottens 1966, 106]; eine andere nennt den Fürsten Pithana aus Kuschschara und den Kronprinzen Anitta. Aus den Datumsangaben der Tafeln in Schicht II ergaben sich die Namen von über 80 Jahreseponymen, die man evtl. auch den Schichten III und IV zuweisen könnte. Da es in den unteren Schichten keinen Brandhorizont gibt, gelangten alle aufbewahrenswerten Tafeln in die Schicht II, an deren Ende sie dann gebrannt wurden. Den drei Schichten könnten insgesamt 100 bis 150 Jahre zugewiesen werden.

In den Schichten III und IV fanden sich zwar keine Schriftafeln, aber Siegelabdrücke der 3. Dynastie von Ur - sogar mit dem Namen Ibbi-Sins. Sie erwiesen sich jedoch als "trügerisch", da sie offensichtlich wiederverwendet worden waren [Ottens 1961, 333]. Nach *Heinsohn* ist Ibbi-Sin, der letzte König von Ur III, unmittelbar vor der Perserzeit anzuordnen. Er wurde von Ischbi-erra besiegt, einem Amoriter und Begründer der 1. Dynastie von Isin [Heinsohn 1988].

Schicht Ib konnte durch Vergleich der Fundstücke mit einer Schicht in Alischar synchronisiert werden, in der die Handelsniederlassung Schamschi-Adads I. lag (s.o.). In Alischar wurden auch Tafeln von Anitta gefunden, der sich jetzt als Großfürst bezeichnet; eine dieser Tafeln nennt einen Kronprinzen Beruwa. Auf einer anderen Tafel meldet Anitta einen Sieg über Pijuschti, den König von Hatti, die anschließende Belagerung seiner Stadt Hattuscha sowie deren Einnahme und Verwüstung [Ottens 1966, 109]. *Heinsohn* hat Kanisch Ib bereits in das -6. Jh. datiert [Heinsohn 1988, 119].

10.1.2 Die Schichten von Hattuscha, Unterstadt (1-5) u. Burgberg (I-V)

[nach Bittel 1982, Neve 1993, vgl. auch Assyrica III oder Heinsohn 1996a, d]

<i>Schicht</i>	<i>tentativ</i>	<i>Beschreibung der Schicht</i>
-	-	geringe Relikte aus dem Hellenismus und der Römerzeit; Gräber in der Unterstadt

Angeblicher Hiatus von 220 Jahren (Perserzeit)

-	Ia/b	sog. jüngerphrygische Periode (650-6. Jh.)
-	IIa/b nach -400	sog. älterphrygische Periode (ca. 750-650), geometrische Keramik

Angeblicher Hiatus von 440 Jahren

1a/b	IIIa/b	440-400	jüngere Großreichszeit (ca 1300-1190), teilweiser Neubau des Palastes
2	IVa/b	480-440	ältere Großreichszeit (ca. 1450-1300) Palast in IVb wie in Tabigga III (um -1400)
3	IVc	520-480	althethitische Zeit (ca. 1600-1450), Stadtmauer mit Poternen (wie Alischar -18. Jh.) Brandschicht in Stratum IVc3

Hiatus von ca. 100 Jahren nach kurzer, 300 J. nach langer Chronologie

Zerstörungsschicht (Brand), vermutlich durch Anitta

4	IVd	550-520	altassyrische Handelsniederlassung, besonders hochwertige Keramik, zeitgleich mit Alischar und Kanisch Ib, Schamschi-Adad I. (nach -1750)
4	Va/b	600-550	altassyrische Handelsniederlassung, etwa zeitgleich mit Kanisch II (Sargon I.), aber keine Urkunden gefunden
5	Vc-f	700-600	vorhethitisch, zeitgleich mit Kanisch III, IV; Schicht Vc durch Großbrand vernichtet
-	Vg	vor -700	Frühbronzezeit III

Auf dem Burgberg, der Oberstadt, liegen zu Ia parallel zwei Schichten, die als althethitisch bezeichnet werden. Gleich oberhalb folgen zwei nachhethitische Schichten mit sogenannter phrygischer Keramik sowie Bronze-fibeln, die denen aus Gordion in Phrygien/Galatien vergleichbar sind. Die archäologische Ausbeute der althethitischen Schichten ist spärlich:

"Architektur und Kleinfunde dieser Periode sind bisher unpubliziert. Anscheinend hat die Siedlung nach Ende der *karum*-Zeit nur geringe Bedeutung gehabt; vielfach liegen Reste der nachhethitischen Periode **unmittelbar** über denen der *karum*-Zeit" [Orthmann, RLA 5, 382; Hvhg M. Z.].

Was diese lapidare Feststellung bedeuten kann, wird nicht erläutert.

Diese nachhethitische Periode beginnt in Kanisch erst in der Mitte des -8. Jhs. Die neuhethitische Periode des Großreiches von etwa -1450 bis -1190 ist nicht nachweisbar, und auch die Zeit von -1190 bis -750 fehlt. Aber schlimmer noch: Die altassyrischen Schichten gehen an manchen Stellen direkt in die phrygischen über, wie *Orthmann* feststellt. Warum dieser Hügel, der erst im Hellenismus und in der Römerzeit wieder intensiv bebaut war, so lange unbenutzt war, muß bei Gebrauch der orthodoxen Chronologie rätselhaft bleiben.

Ein Vergleich zwischen Hattuscha und Kanisch ist aufschlußreich. Die Handelsniederlassung in Hattuscha wurde später als die in Kanisch gegründet. Dies entspricht der Schichtendicke der Niederlassungen in den Unterstädten mit in Kanisch 3½, im abgelegenen Hattuscha aber nur einer Schicht, allerdings mit 3 Fußbodenniveaus in den unveränderten Grundrissen [Bittel 51]. Beide wurden durch Brand zerstört, in Kanisch vor, in Hattuscha aber nach der letzten altassyrischen Phase des Schamschi-Adad I. Während der Urheber der Zerstörung von Kanisch unbekannt ist, wurde Hattuscha von Anitta verwüstet. Der Wiederaufbau der Unterstadt von Hattuscha nach der Zerstörung hatte völlig veränderte Grundrisse mit einer neuen Straßenführung. Auf dem Burgberg (Büyükkale) sind die Schichten stärker differenziert, Va/b für die "Alt-Sargoniden" und IVd für Schamschi-Adad I.

Nach einem Hiatus folgen in Hattuscha drei, in Kanisch zwei Schichten der Hethiter, viel zu wenig für die vielen Jahrhunderte, die über die mesopotamischen Chroniken nach Kleinasien gelangten. Auf dem Büyükkale wurde eine zu Schicht IVb gehörende Toranlage entdeckt, zu der es vergleichbare Anlagen an anderen Orten (z.B. Karkemisch, Malatya) erst in den ersten Jahrhunderten des -1. Jtsds. gibt [Bittel 95]. Der Hiatus zwischen

-1190 und -750 bedeutet, daß es keine Schichten aus der Zeit der Neo-Assyrer gibt. Hat *Radke* mit seinem Einwand also recht?

10.1.3 Die Schichten von Maschat/Tabigga und die griechische Keramik

Seit 1973 graben türkische Archäologen in Maschathöyük, 30 km südwestlich von Zela (heute Zile) im äußersten Nordosten Kappadokiens gelegen, wo sie reiche hethitische Schichten zu Tage brachten. Fünf Schichten decken die Zeit von den letzten altassyrischen Handelsniederlassungen bis zum Ende des Großreiches ab. Als besonders wertvoll erwies sich der Fund eines Archives aus mittelhethitischer Zeit (Epoche Tuthalijas II.). Es gelang, einige Berge, Flüsse und Städte zu lokalisieren. Maschat selbst erwies sich dabei als Tabigga [Alp 442f].

10.1.2 Die Schichten von Maschat/Tabigga

[nach T. Özgüç in RLA 7]

<i>Schicht</i>	<i>tentativ</i>	<i>Beschreibung der Schicht</i>
-	nach -400	Drei phrygische Schichten (8. Jh. - 400), ostgriechische (ionische) Keramik
-	-	1200 bis 8. Jh. geometrische Keramik (nichts Bedeutendes gefunden)
I a/b	430-400	späthethitisch, mykenische IIIB-Keramik
II a/b	460-430	neuhethitisch (Schuppiliuma I.), Schrifttafeln aus I und II sind Streufunde
III	480-460	mittelhethitisch (Tuthalija II.), monumentaler Palast mit Archiv auf dem Burgberg, Unterstadt und Burg von Kaskäern zerstört
IV a/b	510-480	althethitisch, bereits große Unterstadt
V	bis -510	altassyrisch, gleichzeitig mit Kanisch I a/b (Schamschi-Adad I. in Kanisch I b)
-		Frühbronzezeit

Die Schichtenfolge entspricht im großen und ganzen der von Hattuscha. Schamschi-Adad I. liegt hier jedoch direkt über der Frühbronzezeit. Das mag an der abgelegenen Stelle weit im Nordosten liegen, wo der Fortschritt länger auf sich warten ließ. Die älteren hethitischen Schichten bis zur Zeit Schuppilulimas I. bilden den Schwerpunkt, danach folgt nur noch eine Schicht für das restliche Großreich. Nach Ansicht der Ausgräber seien die Schichten III und II den Königen Tuthalija II. und Schuppiluliuma I. zuzuweisen und nicht den jüngeren Herrschern gleichen Namens. Die in den Schichten gefundenen Siegel ließen die zweite Möglichkeit nicht zu (zu den Siegeln weiter unten). Der monumentale Palast in Schicht III ist nach dem gleichen Schema gebaut wie der Palast von Hattuscha in der Schicht Büyükale IVb. *Bittel* sagt sogar, die Grundelemente dieser typisch hethitischen Architektur seien in Tabigga schon voll ausgebildet [Bittel 100]. Da der Provinzpalast nicht älter als der Palast von Hattuscha sein kann, müssen sich beide die gleiche Jüngerdatierung gefallen lassen. Daraus folgt aber, daß das Archiv nur aus der Zeit Tuthalijas IV. stammen kann. Und die Tafeln aus den Streufunden gehörten dann Schuppiluliuma II., mit dem das Reich unterging.

Wenn in einer Schicht mykenische Keramik gefunden wird, erhält sie sofort ein festes Datum; durch die Auffindung des Typs IIIB bei Abwesenheit von IIIC wird ein Ende dieser Schicht noch vor -1200 generiert. Für das Dunkle Zeitalter von ca. -1200 bis -750 lassen sich wie üblich nur Streufunde dingfest machen. Es muß angenommen werden, daß geometrische Keramik aus den anderen zeitgleichen Funden aussortiert worden ist. Die griechische Keramik in den jüngeren Schichten zeigt, daß dieser Ort unter den Einfluß der Griechenstädte an der Schwarzmeerküste geriet, insbesondere Amisos (heute Samsun). Amisos war (im -8. Jh.?) von Milet aus gegründet worden. Die später in den Besitz der Kappadoker gelangte Stadt wurde im -5. Jh. von Athen erobert und mit einer Garnison besetzt. Wie die Gründung Olympias [Peiser 1993] muß auch die griechische Kolonisation später angesetzt werden. Damit verjüngt sich natürlich auch die griechische Keramik, wobei selbst spätmykenische und geometrische Ware noch um -400 anzutreffen ist.

10.1.4 Widersprüchliche Deutungen der Schichten

Wenn *Heinsohn* mit der Perserzeit-Datierung Hammurabis (s.o.) recht hat, bedeutet dies, daß die über Schamschi-Adad I. datierten Burgberg-Schichten

IVd in Hattuscha und 7 in Kanisch sowie V in Tabigga frühperserzeitlich sind und dem althethitischen Reich keine Schichten mehr verbleiben. Alle bisher für alt- und neuethitisch gehaltenen Schichten gehören dann in die Perserzeit, sind also "neuethitisch". Am Beispiel der Schichten des Burgberges von Hattuscha wird *Heinsohns* Schema [Armenien-Kappadokien-Artikel 1996a, 54] mit der hier vertretenen Interpretation konfrontiert. Eine mögliche Verkürzung der Perserzeit wurde bei der Deutung der Schichten 1996 noch nicht berücksichtigt. Die Bezeichnung der jüngeren Schichten als phrygisch ist konventionell.

<i>Heinsohn [1996]</i>	<i>Zeller [1998]</i>
Ia/b späte Perserzeit (Phryger)	späte Perserzeit (jüngerphrygisch)
IIa/b mittl. Perserzeit (Xerx., Artax.)	späte Perserzeit (älterphrygisch)
IIIa/b frühe Perserzeit (Kyros - Dar. I.)	mittl. Perserzeit (Artax., Dar. II.)
IVa/b Mederzeit	mittl. Perserzeit (Xerx., Artax.)
IVc Zeit der Alttakkader	frühe Perserzeit (Dareios I.)
IVd Zeit der Alttakkader	frühe Perserzeit (Kyros, Kamb.)
Va/b Zeit der Alttakkader	Mederzeit = altassyrisch
Vc-f vorhethitisch	Ur III = vorhethit., altassyrisch
Vg Frühbronzezeit	Frühbronzezeit

Mit seinem Schema hat *Heinsohn* der früheren Deutung der Altbabylonier unbewußt widersprochen, indem er Schamschi-Adads I. altassyrische Schicht Büyükkale IVd tentativ in die Zeit der Alttakkader nach -750 datierte [Heinsohn 1996a]. Denn damit würde natürlich auch Hammurabi zum Alttakkader. Schamschi-Adad I. kommt in dem Artikel gar nicht vor; *Heinsohn* hat ihn einfach übersehen (ebenso ich in *Assyrica III*). Stattdessen hat er die Schichten IIIa/b des späten Hethiter-Großreiches in die frühe Perserzeit datiert und die phrygischen Schichten auf die mittlere und späte Perserzeit verteilt. In meinem Schema fällt die altakkadische Schicht weg, die Perser gewinnen Schicht IV dazu.

Aus den chronologischen Überlegungen ergibt sich, daß Schuppiluliuma I., der Begründer des hethitischen Großreiches, etwa zeitgleich mit Schamschi-Adad I. ist. In seine Zeit gehört die Schicht Büyükkale IVd bzw. die

letzte Phase der Schicht 4 in der Unterstadt. Schuppiluliuma I. liegt damit zwei Schichten früher, als bisher angenommen wurde. Schamschi-Adads I. Schicht kann nicht länger als altassyrisch bezeichnet werden; diese Bezeichnung steht nur noch den "Alt-Sargoniden" zu. Letztere aber, deren Schichten direkt unter Schamschi-Adad I. liegen, gehören in die Mederzeit (Schicht II in Kanisch). Sie können keinesfalls mit Altakkadern identisch sein, die den Ur-III-Sumerern (Schicht III, vielleicht auch IV) vorausgegangen sein sollen. Den Althethitern aber müßten - wenn sie nicht ohnehin Fiktion sind - Schichten der Meder- oder Ur-III-Zeit zugewiesen werden. Es dürfte daher kaum überraschen, daß die drei Tafeln, die über ihre Zeit berichten (die Annalen Hattuschilis I., das Testament Hattuschilis I. und der Telipinu-Erlass), sowie die Opferlisten mit alt- und mittelhethitischen Königsnamen aus neuhethitischen Funden stammen.

Radkes Widerspruch in der Deutung der Schichten ist m.E. einer falschen Chronologie der Mittelassyrier geschuldet, was ich schon in *Assyrica III* aufgezeigt habe. Die große assyrische Königsliste führt Enlil-nirari, den Großvater Adad-niraris I., fälschlich als Sohn des Amarna-Korrespondenten Assur-uballit I. auf; ersterer war tatsächlich der Sohn Eriba-Adads I. [Zeller 1995, 416/420]. Die Königsliste ist hier verwirrt. Die falschen Angaben in der Königsliste haben eine Verschiebung der jüngeren Mittelassyrier gegenüber den Hethitern zur Folge, wonach das Hethiterreich schon kurz nach dem Tode Tukulti-Ninurtas zu Grunde geht. Tatsächlich geschieht dies erst einige Generationen später beim Übergang von den Neo- zu den Spätassyriern, bzw. Phrygern in Kappadokien.

In Kanisch dagegen ergibt sich eine Lücke in der späten Perserzeit. Hier gibt es jedoch eine starke hellenistische Schicht, während diese Epoche in Hattuscha hauptsächlich durch Gräber vertreten ist. Falls die phrygischen Schichten der Spätassyrierzeit - wie in *Assyrica IV* postuliert - doch hellenistisch sind, erledigt sich dies Problem von selbst. Der Hellenismus hätte hier etwas früher als in Hattuscha begonnen.

10.2 Synchronismen der Hethiter aus Keilschriftdokumenten

Die Historiker haben an Hand von hethitischen und ägyptischen Schriftfunden einige Synchronismen ermittelt. Da sind zuerst die Amarna-Briefe, die die Regierungszeit Schuppiluliumas I. verankern, was hier nicht weiter ausgeführt zu werden braucht.

Aus Hattuscha kennen wir den Entwurf eines Briefes eines hethitischen Königs, "wohl Muwatalli", an Adad-nirari I. Es heißt hier:

"[Von deinem Sieg] über Waschaschatta und das Hurri-Land sprichst du immer wieder. Mit der Waffe hast du ja gesiegt. Auch mein [...] hast du besiegt und bist Großkönig geworden. Aber was sprichst du immer wieder von Bruderschaft? ... Du und ich, sind wir etwa von einer Mutter geboren?" [Otten 1966, 161].

Der Brief stamme wohl von Muwatalli, schreibt *Otten*. Das heißt doch wohl, daß der Absender nicht auf der Tafel steht, sondern interpoliert ist. Nach unserer Hypothese müßte Schuppiluliuma I. der Absender sein.

Die Briefe an und von Hattuschili III. und Puduhepa sind unproblematisch, ebenso der Friedensvertrag mit Ägypten; zu einem möglichen Briefwechsel mit Assur macht *Otten* keine Angaben. Er nennt einen Brief Tuthalijas IV. anlässlich seiner Thronbesteigung an Salmanassar I. Hier müßte nach unserer These Salmanassar III. als Empfänger angenommen werden. Da die Dokumente keine Ordnungszahlen der Herrscher enthalten, ist das kein Problem. Inkompatibel mit unserer Rekonstruktion ist aber die Glückwunschanzeige Tuthalijas IV. an Tukulti-Ninurta I. zu dessen Thronbesteigung. Ein wörtliches Zitat mit der Nennung beider Königsnamen habe ich in der Literatur nicht gefunden, so daß dieser Synchronismus hier nicht überprüft werden kann. Möglicherweise könnte hier Tiglatpileser I. (Tukulti-apil-Escharra I.) einzusetzen sein (s.u.).

Es gibt einige Verträge Tuthalijas mit Vasallen, in denen auf den Kriegszustand mit Assyrien eingegangen wird. Soweit ich wörtlich zitierte Stellen gefunden habe, wird der Name des assyrischen Gegners im Originaltext nicht angegeben. Es heißt einfach "König von Assur".

Synchronismen der Hethiter [n. Otten 1966] ((// = parallel))

Schuppiluliuma I.	//	Assur-uballit I. (indirekt über Amarna-Briefe)
Muwatalli (?)	//	Adad-nirari I. (Brief von Muw. an Adn. [161])
Hattuschili III.	//	Kadaschman-Enlil II. (Brief von Hatt. an K.-E. [161])
Hattuschili III.	//	Ramses II. (Friedensvertrag [162/63])
Tuthalija IV.	//	Salmanassar I. oder III. [166]
Tuthalija IV.	//	Tukulti-Ninurta I. (?) (Brief v. Tuth. an T.-N. [166])

Nach der mittels dieser Synchronismen konstruierten Chronologie wird der Untergang der Hethiter (-1190) bereits wenige Jahre nach dem Tode Tukulti-Ninurtas I. (-1206) angenommen. Die korrigierten Synchronismen (Aziru = Adad-nirari // Assur-uballit // Schuppiluliuma) hätten einen späteren Untergang der Hethiter zur Folge, nämlich in der mittleren Perserzeit beim Übergang von den Neo- zu den Spätassyern, also erst nach der Zeit Assurnasirpals II. und Salmanassars III. Dies würde aber bedeuten, daß die Neoassyrer an hethitisch datierten Orten in Kappadokien oder Syrien keineswegs schichtenlos würden, wenn man das Dark Age zwischen Hethitern und Phrygern in Hattuscha streicht. Damit könnte *Radkes* Einwand zumindest für Kappadokien zurückgewiesen werden. Voraussetzung ist aber, daß die noch offenen Fragen bei den Synchronismen mit Assur geklärt werden.

Neue Synchronismen zwischen Hethitern, Assyern, Ägyptern (tentativ)

Schuppiluliuma I.	// Adad-nirari I. = II. = Aziru	// Amarna
Schuppiluliuma I.	// Assur-uballit I.	// Schamschi-dad I.
Arnuwanda II.	// Salmanassar I.	// Schamschi-Adad I.
Murschili II.	// Tukulti-Ninurta I. = II.	// Hammurabi
Muwatalli	// Assurnasirpal II.	// Ramses II.
Hattuschili III.	// Salmanassar III.	// Ramses II.
Tuthalija IV.	// Salmanassar III., Schamschi-Adad V.	
Schuppiluliuma II.	// Adad-nirari III.	

10.3 Die Neuordnung der hethitischen Chronologie

10.3.1 Die Entwicklung der hethitischen Herrscherliste bis 1968

Auf S. 115 ist ein Auszug aus der hethitischen Königsliste nach dem Forschungsstand um 1950 wiedergegeben, wie sie von O.R. Gurney: *The Hittites* [1952] publiziert wurde (Numerierung zum besseren Vergleich nach Neve [1993], Korrekturen bis 1968 in Klammern, nach 1968 nicht mehr aufgeführte Herrscher mit Buchstaben gekennzeichnet. B = Bruder, S = Sohn, V = Vorgänger):

- | | |
|---------------------------------|-------------------------------------|
| 15. Tuthalija II. | (Sohn des Arnuwanda, kein König) |
| 16. Arnuwanda I. | SdV |
| A. Hattuschili II. | BdV} |
| B. Tuthalija III. | SdV} (Verdopplungen [Ottens 1968]) |
| C. Arnuwanda II. | SdV} |
| 18. Schuppiluliuma I. | BdV (Vater unbekannt [Ottens 1968]) |
| 19. Arnuwanda III. (Korr.: II.) | SdV |
| 20. Murschili II. | BdV |
| 21. Muwatalli | SdV |
| 22. Urhi-Teschub | SdV |
| 23. Hattuschili III. | Sohn Murschilis II., Usurpator |
| 24. Tuthalija IV. | SdV |
| 26. Arnuwanda IV. (Korr.: III.) | SdV |
| (27. Schuppiluliuma II.) | BdV, war 1952 noch nicht bekannt) |

Die hethitische Herrscherfolge konnte inzwischen gründlich verbessert werden. Die Entdeckung des zweiten Schuppiluliuma, von *E. Laroche* 1953 publiziert, hatte zur Folge, daß alle Urkunden, die bisher dem ersten Träger dieses Namens zugewiesen worden waren, überprüft werden mußten. So hatte *Laroche* bereits 1953 die Streichung von C. vorgeschlagen, was allgemein bestätigt wurde - deshalb die korrigierte Numerierung bei den zwei späteren Arnuwanda. Nach der Liste sieht es so aus, als ob nicht nur C., sondern auch A. und B. Verdopplungen der Vorgänger Schuppiluliumas II. wären. Doch eine konsequente Prüfung unterblieb damals; A. und B. waren von Heinrich *Ottens* noch 1966 in seinem Beitrag zur Fischer-Weltgeschichte Bd. 3 aufgeführt worden. Erst 1968 wurden die beiden gestrichen, nachdem sich gezeigt hatte, daß alle Namensnennungen tatsächlich von Schuppiluliuma II. stammten.

"Somit ist festzustellen, daß der Name des Vaters Schuppiluliumas I. uns nicht bekannt ist; keine der vielen Urkunden seiner Zeit gibt seine Genealogie an" [Ottens 1968, 7].

Auch Murschili II. macht in seinem Bericht über die Taten Schuppiluliumas dazu keine Angaben. Nach *Ottens* sollte vor Schuppiluliuma I. ein anderer Tuthalija einzufügen sein, der als Thronfolger von Arnuwanda I. belegt ist, aber nicht der Vater Schuppiluliumas war.

Murschili II. berichtet vom Staatsstreich Schuppiluliumas I. gegen Tuthalija den Jüngeren, den Sohn Tuthalijas (II.), bei dem der rechtmäßige Thronfolger getötet worden sei. Tatsächlich nennen einige Urkunden Arnuwandas I. und der Aschmunikal einen hohen Würdenträger namens Tuthalija. In welchem Verwandtschaftsverhältnis dieser zu Schuppiluliuma I. stand, kann aber nicht festgestellt werden [Ottens 1968, 12f]. Insgesamt zeigt Ottens Untersuchung, daß erhebliche Unsicherheiten über die Anordnung von Schuppiluliumas Vorgängern bestehen.

10.3.2 Die hethitische Herrscherliste von 1993

Nach Neve 1993 ergibt sich (in Anlehnung an G. Wilhelm) die nachfolgende Liste der Herrscher und ihrer Königinnen (Namen der Königinnen nach Ottens 1968 und Bittel 1983 vervollständigt, Numerierung nach Neve):

Die Reihenfolge der althethitischen Könige bis zu Telipinu (Nr. 7) ergibt sich aus der Vorrede zum sogenannten Telipinu-Erlaß. Die Liste der mittelhethitischen Könige bis zu Arnuwanda I. (Nr. 16) wurde an Hand von Opferlisten für verstorbene Könige und deren Gattinnen konstruiert. Die Kombination der in mehreren Exemplaren vorliegenden Fragmente ergab die folgende Folge: Telipinu, Alluwamna, Hantili, Zidanta, Huzzija, Tuthalija, Arnuwanda. Es erhob sich die Frage, ob Nr. 9 bis 11 Verdopplungen der gleichnamigen Althethiter gewesen sein könnten. Da sich keine durchgehende Auflistung aller Alt- und Mittelhethiter fand und außerdem nur jeweils einem der doppelt auftretenden Könige eine Königin zugeordnet werden konnte, lag diese Annahme nahe. Die Vermutung, daß die Auflistung in den Opferlisten chronologisch sei, entschied gegen die Verdopplung. Zu dieser Entscheidung trug sicher auch der Wunsch bei, mehr Material für die Ausfüllung des Zeitabschnitts zwischen Altassyren und Neuhethitern zu haben.

Muwatalli I. (Nr. 12) wurde erst vor einigen Jahren neu in die Liste aufgenommen, als ein Schriftstück entdeckt wurde, nach dem Muwatalli am Sturz Hantilis (II.) beteiligt war. Da Hantili viel früher regiert hatte als der bis dahin allein bekannte Muwatalli, jetzt Muwatalli II. genannt, sollte es zwei Herrscher dieses Namens gegeben haben. Ob diese Verdopplung Muwatallis gerechtfertigt ist, wird zu überprüfen sein.

Alt- und Mittelhethiter:

- | | |
|---|--------------|
| 1. Hattuschili I. | Kadduschi |
| 2. Murschili I. (Sohn von 1.) | Kali |
| 3. Hantili I. (Schwager von 2.) | Harapscheki |
| 4. Zidanta I. (Schwiegersohn von 3.) | |
| 5. Amunna (Sohn von 4.) | Tawanna |
| 6. Huzzija I. | |
| 7. Telipinu (Sohn von 5., Schwager von 6.) | Ischtaparija |
| 8. Alluwamna (Schwiegersohn von 7.) | Harapschili |
| 9. Hantili II. | |
| 10. Zidanta II. | Ijaja |
| 11. Huzzija II. | Schummiri |
| 12. Muwatalli I. (hat Hantili II. gestürzt) | |
| 13. Tarhuwaili (?) | |
| 14. Hattuschili II. (?) | |
| 15. Tuthalija II. (= I. ?) | Nikalmati |
| 16. Arnuwanda I. (Schwiegersohn von 15.) | Aschmunikal |
| 17. Tuthalija III. (Sohn von 16.) | |

Neuhethiter:

- | | |
|---|---------------------------|
| 18. Schuppiluliuma I. (Sohn von 17.) | Daduhepa, Hinti, Malnigal |
| 19. Arnuwanda II. (Sohn von 18.) | |
| 20. Murschili II. (Sohn von 18.) | Gaschschulawija |
| 21. Muwatalli II. (Sohn von 20.) | Danuhepa |
| 22. Murschili III./Urhi-Teschup (Sohn von 21.) | |
| 23. Hattuschili III. (Sohn von 20.) | Puduhepa |
| 24. Tuthalija IV. (Sohn von 23.) | |
| 25. Kurunta (Sohn von 21., vorübergehende Usurpation) | |
| 26. Arnuwanda III. (Sohn von 24.) | |
| 27. Schuppiluliuma II. (Sohn von 24.) | |

Bei den Ausgrabungen in Maschat fand man ein Siegel, nach dem der Vater von Schuppiluliuma I. tatsächlich ein Tuthalija war. Durch Gleichsetzung dieses Tuthalija mit dem Nachfolger Arnuwandas I. kam Nr. 17 in die Liste. Falls jedoch die von *Güterbock* angestellten Gliederungen der Siegel

falsch sind - auch auf ihnen beruht die Existenz der Mittelassyrer - und man Nr. 15 und 17 gleichsetzen dürfte, erhielte man die gleiche Herrscherfolge wie am Ende des Reiches; das hieße, Tuthalija II. und Arnawanda I. wären Dubletten. Unsere Interpretation der Schichten von Maschat weist das obige Siegel Schuppiluliuma II. zu, womit der Name des Vaters des ersten Schuppiluliuma weiterhin offen bleibt.

Neu ist auch Nr. 25. Vor einigen Jahren wurde in Hattuscha eine Bronzetafel mit einem Vertragstext zwischen Tuthalija IV. und Kurunta gefunden [Neve 19]. Dieser Kurunta war König von Tarhuntaschscha (früher Dattaschscha gelesen) im "Unteren Land", wohin schon Muwatalli II. den Regierungssitz verlegt hatte. Tarhuntaschscha liegt laut *Bittel* in Kilikien, konnte aber bisher nicht genauer lokalisiert werden. Ich möchte die Stadt Tarsus vorschlagen, die bedeutende Funde aus der Zeit der Neo- und Spätassyrer hervorbrachte, unter anderem griechische geometrische Keramik. In der Perserzeit war sie Sitz eines Satrapen. In Hattuscha wurden von *Neve* Tonbulln des Kurunta gefunden, auf denen er als Großkönig siegelt. Daraus wurde geschlossen, daß er für einige Zeit den Thron in Hattuscha usurpiert hätte.

Probleme bereiten noch die unmittelbaren Vorgänger Schuppiluliumas I. Wir haben gesehen, daß es zuwenig Schichten in Hattuscha gibt. Man müßte diese Könige in die Schicht Va/b bringen, zeitgleich zur altassyrischen Handelsniederlassung.

10.4 Die Althethiter

Oben wurde gezeigt, daß ein Althethitisches Reich - wenn es mehr als eine literarische Fiktion ist - nicht nach den Altassyrern angeordnet werden kann. Es stellt sich ohnehin die Frage, wie eine einzige Subschicht (konv. IVc) eine ganze Epoche abdecken soll. Es ist daher zu prüfen, ob diese Herrscher vor der Schicht Schamschi-Adads I. in der Ur-III- und Mederzeit anzusiedeln oder ob sie als Paralleldynastie in der neuethitischen Epoche unterzubringen sind. Die Schriftdokumente über die Althethiter stammen ohnehin aus neuethitischen Archiven. Über Verwaltungs- und Privaturkunden aus der Zeit der Althethiter ist nichts bekannt, so daß es sich hier möglicherweise um eine Dynastie handelt, die in Wirklichkeit gar nicht in Hatti regiert hat. Einen indirekten Synchronismus zwischen Althethitern

10.4.1 Die Schichten von Alalach (Tell Atschana)

[nach Woolley 1955, vergl. Heinsohn/Illig 1990, 268]

<i>Schicht</i>	<i>konv. Dat.</i>	<i>Beschreibung der Schicht</i>
I	1250-1200	Graeco-mykenische Keramik
II	1300-1250	-
III	1350-1300	-
IV	1400-1350	Höhepunkt der Mitannizeit, Eisenklumpen Urkunde des Idrimi v. Alalach nennt Paratarna
V	1480-1400	-
VI	1550-1480	Beginn der Mitannizeit, erste Glasplaketten
VII	1650-1550	Hyksoszeit, altakkadisches Siegel Urkunde nennt General Zukraschi v. Halpa
VIII-X	bis -1780/20	Schichten für angegebene Zeit zu dünn
XI-XII	2350-2150	Angebl. altakkadisch, aber Funde der Uruk-Zeit
bis XVII	3400-2350	Schichten bis ins Neolithikum

und Mitanni gewann man über Alalach in Nordsyrien. Deshalb wurde zunächst die Stratigrafie dieser Stätte (Tell Atschana) wiedergegeben.

Nach den technologischen Untersuchungen von Heinsohn/Illig wurde die Hyksossschicht VII ins -8./7. Jh. verbracht. Der Untergang von Alalach wurde in der Zeit Dareios' I. (um -520) vermutet. Wenn man die in diesem Aufsatz für Hattuscha vertretenen Maßstäbe berücksichtigt, ging die Stadt erst nach -500 zugrunde.

10.4.2 Schriftfunde zu den Althethitern

Der Ansatzpunkt für eine Synchronizität des Alten und Neuen Reiches könnte die Gleichsetzung der beiden Murschili sein. *Heinsohn* hat dies in seinem Aziru-Artikel behauptet und darauf hingewiesen, daß beide Murschili Zeitgenossen eines babylonischen Burnaburiasch gewesen seien, ein typischer Fall von Verdopplung [Heinsohn 1996b, 154].

Im Testament Hattuschilis I., des Mannes aus Kuschschara, erfahren wir, wie Murschili I. auf den Thron gelangte. Es handelt sich bei diesem

Testament möglicherweise um eine Propagandaschrift Murschilis, die seine Usurpation verschleiern soll. Hattusili I. erklärt auf dem Krankenbett, zwei seiner Söhne und ein Sohn seiner Schwester hätten sich ungehörig gegenüber dem Vater benommen, so solle jetzt Murschili sein Sohn sein.

"Seht hier, Murschili ist jetzt mein Sohn! Den müßt ihr anerkennen, den auf den Thron setzen!" [Otten 1961, 343]

Wenn die Angabe in einem historischen Text stimmt, daß Murschili der Enkel Hattuschilis war [Otten 1966, 119], wäre Hattuschili I. der Vater Schuppiluliumas I. Die genealogischen Angaben Hattuschilis III., der sich als Sohn Murschilis, Enkel Schuppiluliumas und Nachkomme Hattuschilis, des Mannes aus Kuschschara, bezeichnet, stehen dieser Annahme nicht entgegen.

In der Vorrede zum Telipinu-Erlaß wird berichtet, wie die Geschichte weitergeht. Murschilis I. größte Tat war die Eroberung Babylons, wo er die Götterbilder entführte. (Das gleiche tat Tukulti-Ninurta I.) Später wurde Murschili bei einer Familienintrige von seinem Schwager Hantili ermordet. Auch Tukulti-Ninurta I. wurde von Angehörigen der eigenen Familie umgebracht. Nachdem Hantili ebenfalls ermordet worden war, bestieg dessen Schwiegersohn Zidanta, der am Komplott gegen Murschili beteiligt war, den hethitischen Thron. Die Geschichte endet mit Zidantas Enkel Telipinu und seinem Thronfolgesetz. Daß ein Muwatalli an der Ermordung eines Hantili beteiligt war, würde diese Geschichte stimmig ergänzen.

Diese Gleichsetzung ist eine reine Spekulation, die ausschließlich auf der Namensidentität beruht. Unsere Methode erhob aber den Anspruch, sich immer auf Namensfunde in den Schichten abzustützen. Tatsächlich fanden sich einige Funde, die der obigen Ausführung widersprechen. Die Althethiter gehören in die Mitannizeit, die aber - wie oben gezeigt wurde - nicht nach, sondern parallel zu den Altassyern liegt.

So gibt es zwei Schrifttafeln, die in der Zusammenschau einen Synchronismus zwischen Althethitern und Mitanni ergeben. Bei der ersten Tafel handelt es sich um einen Vertrag zwischen dem Großkönig Zidanta, König des Landes Hatti, und Pillija, König des Landes Kizzuwatna (Kilikien). Die zweite Tafel ist ein Vertragstext aus Alalach (Tell Atschana, Schicht IV) zwischen Pillija und dem Fürsten Idrimi von Alalach, die zum Schluß auf einen Eid zwischen Idrimi und Paratarna von Hurri Bezug nimmt [Otten 1966, 127/28]. Eine weitere Vertragsurkunde von Niqmepa, dem

Sohn des Idrimi, nennt Schauschschatra von Mitanni. Letzterer wurde von Heinsohn mit dem Meder Kyaxares identifiziert. Zidanta von Hatti gehört nach der neuen Chronologie also in das frühe -6. Jh. Auch für den ersten Althethiter, Hattuschili I., gibt es einen indirekten Synchronismus mit Alalach. Hattuschili berichtet in seinen Annalen vom Feldzug gegen Halpa (Aleppo). Er nennt hier Zukraschi, den General des Königs von Halpa. Eine Urkunde mit dem Namen Zukraschis wurde in Alalach in Schicht VII gefunden [Ottens 1966, 117]. Da Hattuschili I. ungefähr zwei Generationen vor Zidanta liegt, gehört die Hyksossschicht VII wohl in die Mitte des -7. Jhs.

Vom Neuhethiter Hattuschili III. liegen einige Nachrichten über die Althethiter vor: "Die Stadt Nerik, die seit den Tagen Hantilis zerstört war, baute ich wieder auf." Oder: "Die Stadt Tiliura war seit den Tagen Hantilis unbesiedelt; diese hat mein Vater Murschili wieder aufgebaut" [Ottens 1961, 347]. Dazu kommt die schon oben erwähnte Inschrift, in der er sich als Nachkomme Hattuschilis, des Mannes aus Kuschschara, bezeichnet. Andere Inschriften nennen einen Tuthalija als Vorfahren der neuhethitischen Könige.

Bei den Grabungen 1990/91 wurde im Bereich des Nischantepe in der Oberstadt Hattuschas ein Archiv mit über 3.000 Tonbullen und 28 Land-schenkungsurkunden gefunden. Die Bullen stammen sämtlich von Herrschern des Neuen Reiches, während die Urkunden aus dem Mittleren Reich sind. Nur 9 Urkunden trugen Königssiegel: 7 Stück von Hantili II. sowie je eine von Huzzija II. und Muwatalli I. [Neve 52f]. Da sich die Siegel auf den Urkunden (keine Hieroglyphenschrift) und den Bullen stark unterscheiden, können sie eine Parallelität der beiden Herrscherfolgen nicht begründen. Es stellt sich aber die Frage, ob die geringe Zahl der Urkunden, die zeitlich eng beieinander liegen, für solch eine Aussage ausreicht.

Es bleibt also die Möglichkeit, die Mittelhethiter nach den Althethitern, aber parallel zu den Neuhethitern anzuordnen. Telipinu, das Verbindungsglied zwischen Alt- und Mittelhethitern, könnte in diesem Fall mit Telipinu, dem Sohn Schuppiluliumas I. und Vizekönig in Halpa/Aleppo identifiziert werden. Tuthalija II. und Arnuwanda I. am Schluß der mittelhethitischen Liste könnten dann mit den Vorgängern Schuppiluliumas II. gegen Ende des Reiches gleichgesetzt werden.

10.5 Schlußfolgerung

Wie ist dies zu bewerten? Die bisherige Lehrmeinung setzt die Altassyrier einschließlich Schamschi-Adad I. je nach angewandter Chronologie mehr oder weniger weit vor den Althethitern an. Etwa zeitgleich mit Schamschi-Adad ist Anitta, der Eroberer und Zerstörer des altassyrischen Hattuscha. Wenn Hammurabi und Schamschi-Adad I. tatsächlich in die frühe Perserzeit gehören, muß das althethitische mit dem altassyrischen Hattuscha identisch sein. Anitta, der wie Hattuschili I. aus Kuschschara kam, hätte demnach das althethitische Hattuscha zerstört. Zwischen Althethitern und Schuppiluliuma I. sollte noch der ältere Tuthalija und sein Schwiegersohn Arnuwanda I. eingefügt werden, die im Urkundenmaterial besonders gut belegt sind. Für eine eigenständige Regierungszeit gibt es aber kaum noch Platz in den Schichten. Es bleibt also die Lösung, diese Herrscher zu streichen und die Mittelhethiter parallel zu den Neuhethitern zu setzen, wobei sich neue Identifikationsmöglichkeiten ergeben.

Exkurs: Altakkader

Heinsohns widersprüchliche Datierung der Schicht Schamschi-Adads I. ist m.E. auch seiner Hypothese über die Altakkader geschuldet, nach der diese mit Herodots Ninos-Assyrern und den Hyksos identisch seien. Mir scheinen die Altakkader dagegen ein typisches Phantom-Imperium zu sein, das nur aus einigen sporadischen Funden - häufig in sekundärer Schichtlage - sowie Chroniken und Kopien von älteren Urkunden bekannt ist; letztere stammen besonders aus den altbabylonischen Schichten von Nippur und Ur [Bottéro 93]. Die Zuweisung von Schichten an diese Altakkader erfolgte nicht auf Grund von unbezweifelbaren Schriftfunden, z.B. aus eigenen Archiven dieser Herrscher, sondern auf Grund der chronologischen Anordnung der Dynastien durch die antiken Kompilatoren. Die beiden wichtigsten Herrscher der Altakkader, Sargon und Naram-Sin, haben zudem gut belegte Namensvettern in altassyrischer Zeit, die aber ganz unterschiedlicher Herkunft sind. Entgegen der Angabe der aus spätassyrischer Zeit stammenden Königsliste war Naram-Sin kein Sohn Puzur-Assurs II., sondern ein Eroberer aus Eschnunna (Tell Asmar), nur eine Generation vor Schamschi-Adad I. [Edzard 184]. Aus Eschnunna ist eine vier Generationen umfassende Herrscherfolge aus der altassyrischen/früh-altbabylonischen Zeit überliefert.

Sie endet mit Naram-Sins Neffen Ibal-pi-El II., der von Hammurabi besiegt wurde.

Aus Hattuscha stammt die hethitische Version einer fiktiven Königsinschrift Naram-Sins über einen Feldzug nach Kleinasien, in der eine feindliche Koalition von 17 Königen aufgelistet werden, u.a. Pamba, König von Hatti, Zipani, König von Kanisch, Huwaruwa, König von Amurru, sowie ein König der Stadt Puruschhanda. (*Heinsohn* hat Puruschhanda nicht als Namen einer Stadt, sondern als keilschriftliche Variante des Mederkönigs Phraortes verstanden.) Des Weiteren liegt aus Mesopotamien ein historischer Roman "König der Schlacht" vor, in dem Sargon von den Kaufleuten zum Zug gegen die Stadt Puruschhanda gedrängt wird [Otten 1961, 328]. Die Historiker messen diesen und ähnlichen Quellen wenig Bedeutung zu, da sie aus viel späterer Zeit stammten und sagenhaft ausgeschmückt seien. Bei der hier vertretenen, stark verkürzten Chronologie ist diese Bewertung zu überdenken.

Den Altakkadern werden zwei Paläste zugeschrieben, die sich im Grundriß gleichen, der Palast Naram-Sins in Tell Brak und die Uranlage des Alten Palastes von Assur. Ein dritter Palast fand sich in Eschnunna. In Assur wurde anscheinend nur die Basis für die Grundmauern fertiggestellt, die zwei Meter tief in den Schutt gegraben und mit Kies gefüllt wurde. Über einer Schmutzschicht folgten dann die von Schamschi-Adad I. errichteten Grundmauern aus Lehmziegeln, die genau dem ursprünglichen Plan folgen [Zeller 1993, *Assyrica* I 22]. In der Schmutzschicht, die auf eine Bauunterbrechung hindeutet, wurde eine Tontafel des Altakkaders Manischtschu gefunden. Die Paläste scheinen untereinander richtig synchronisiert zu sein; doch für das Reich von Akkad sind sie nur Provinzbauten. Hauptstädtische Bauten sind bisher nicht bekannt. *Moortgat* schreibt:

"Wären die Hauptstädte des akkadischen Weltreichs, Sippar, die Stadt des Sonnengottes Schamasch, und Akkad, die Stadt der Himmlischen Ishtar, gefunden und ausgegraben, [...]" [Moortgat 1982, 87].

Sippar ist natürlich längst gefunden, aber man fand hier nichts Akkadisches. Stattdessen wird in der Nachbarschaft ein zweites, älteres Sippar gesucht. Und die Stadt der Himmlischen Ishtar sollte doch wohl Ninive sein! Hier wäre die Zuordnung der Bauschichten des Ishtar-Tempels zu untersuchen, der laut Schamschi-Adad I. von den Altakkadern gegründet worden sein soll.

So gesehen spricht nichts dagegen, die Altakkader in der altassyrischen Zeit der Ur-III-Sumerer und Meder, aber vor Schamschi-Adad I. anzusiedeln. Überlappungen sind natürlich möglich. Mir scheint aber, daß die Kompilatoren die Königsliste der Altakkader mit den Namen von Herrschern unterschiedlicher Herkunft zusammengestückelt haben. Ein eigenständiges altakkadisches Imperium hätte es dann nicht gegeben. Vielleicht wurde es erfunden, weil die Perser zu ihrer Legitimation ein asiatisches Großreich benötigten, das schon früher die halbe Welt beherrscht hatte und das sie beerben konnten.

Identitäten zwischen Altakkadern und Sumerern sind noch zu untersuchen; ich denke hier vor allem an Naram-Sin und Schulgi, die sich beide vergöttlichen ließen und ähnliche Feldzüge in den Norden unternahmen (Siegesstele des Naram-Sin und Felsrelief des Schulgi [vgl. Moortgat 1982, Taf. 156, 158]). Wenn diese Vermutung richtig ist, hätte mit Manischtuschu = Urnammu ein Dynastiewechsel stattgefunden. Sargon von Akkad und sein Sohn Rimusch könnten dann weiterhin die von *Heinsohn* vermuteten Hyksos sein - vorausgesetzt, daß die Herrschernamen in den Listen in der richtigen Folge aufgereiht sind.

<i>Akkader</i>	<i>Eschnunna</i>	<i>Altassyrer</i>
Sargon v. Akkad	= Ibal-pi-EI I.	= Sargon I.
Rimusch (S)	—	—
Manischtuschu (B)	= Ipiq-Adad II. (S)	—
Naram-Sin (S)	= Naram-Sin (S)	= Naram-Sin (U)
Scharkalischarri (S)	—	= Irischum II. (S)
(Gutäer-Wirren)	—	// (Staatsstreich)
Dudu (?)	= Daduscha (B)	// Schamschi-Adad I. (U)
Schudurul (S)	= Ibal-pi-EI II. (S)	// Ischme-Dagan (S)

[B=Bruder, S=Sohn, U=Usurpator; "=" für "viell. identisch", "//" für "parallel"]

Sind die drei Naram-Sin in der obigen Tabelle tatsächlich identisch, hätte Schamschi-Adad I. die Gutäer-Wirren zum Staatsstreich in Assyrien genutzt. Ibal-pi-EI II. und Ischme-Dagan waren Zeitgenossen Hammurabis.

Literatur

- Alp, S. (1987-90): "Maschathöyük A. Philologisch"; in *RLA* Band 7, 442-444
- Bittel, K. (1983): *Hattuscha, Hauptstadt der Hethiter*; Köln
- Bottéro, J. (1965): "Das Erste Semitische Großreich"; in *FW* Band 2, 91-128
- Edzard, D.O. (1965): "Die altbabylonische Zeit"; in *FW* Band 2, 165-209
- FW = Fischer Weltgeschichte; Frankfurt a. Main
- Heinsohn, G. (1988): *Die Sumerer gab es nicht*; Frankfurt a. Main
- (1996a): "Die Wiederherstellung der Geschichte Armeniens und Kappadokiens"; in *ZS* VIII (1) 38-68
 - (1996b): "Kyros der Amarder/Marder = Aziru, der Amurru/Martu. Das Ende des Mitanni=Meder-Reiches"; in *ZS* VIII (2) 139-162
 - (1996c): "Die Verwirrung der Ausgräber von Emar am Euphrat"; in *ZS* VIII (3) 269-278
 - (1996d): *Assyrenkönige gleich Perserherrscher!*; Gräfelting
- Heinsohn/Illig (1980): *Wann lebten die Pharaonen?* Frankfurt a. Main
- Moortgat, A. (1982): *Die Kunst des alten Mesopotamien - Sumer und Akkad*; Köln
- (1984): *Die Kunst des alten Mesopotamien - Babylon und Assur*; Köln
- Neve, P. (1993): *Hattuscha, Stadt der Tempel und Götter*; Mainz
- Orthmann, W. (1976-80): "Kanisch. B. Archäologisch"; in *RLA* Band 5, 378ff
- Otten, H. (1961): "Das Hethiterreich"; in H. Schmökel (s.u.), 311-446
- (1966): "Hethiter, Hurriter und Mitanni"; in *FW* Band 3, 102-176
 - (1968): *Die hethitischen historischen Quellen und die altorientalische Chronologie*; Mainz
- Özgüç, T. (1987-90): "Maschathöyük B. Archäologisch"; in *RLA* Band 7, 444ff
- Peiser, B. (1993): *Das Dunkle Zeitalter Olympias*; Frankfurt am Main
- Radke, R. (1993): "Die frühen persischen Großkönige"; in *VFG* V (1) 6-14
- (1997): "Achämeniden und die jüdische Chronologie"; in *ZS* IX (3) 434-465
- RLA = *Reallexikon der Assyriologie und vorderasiatischen Archäologie*; Berlin
- Völker, T. (1997): "Grundrisse zur Rekonstruktion der Antike"; in *ZS* IX (3) 402-433
- Zeller, M. (1993): "Assyrica I"; in *VFG* V (5) 16-36
- (1994a): "Assyrica II"; in *VFG* VI (1) 18-34
 - (1994b): "Ionische Kunst ohne persische Einflüsse?"; in *VFG* VI (1) 35-39
 - (1995): "Assyrica III"; in *ZS* VII (4) 411-423
 - (1997): "Assyrica IV"; in *ZS* IX (1) 92-117

Wie die Kikonenstadt Ismaros nicht nur die Ausmordung durch Odysseus, sondern auch das *Dunkle Zeitalter Griechenlands* souverän überdauert

Gunnar Heinsohn

I. Zivilisationstheorie und das *Dunkle Zeitalter Griechenlands*

Die Entstehung des Priesterfeudalismus mit seinen großen Blutopfern als Beginn der Hochkultur nach dem Ende der Jungsteinzeit liefert die *erste Hauptfrage der Zivilisationstheorie* und hatte uns auf der letztjährigen Tagung der *Zeitensprünge* zu interessieren [vgl. Heinsohn 1997].

Am *Dunklen Zeitalter Griechenlands* festzuhalten oder von neuem auf es zurückzufallen, bedeutet umgehend auch wieder das Eingeständnis, die Entstehung der abendländischen Zivilisation - als griechische Polis und römische Civitas - mit ihren Kernelementen Eigentum und Einehe nicht verstehen zu können, also an der *zweiten Hauptfrage* der Zivilisationstheorie zu scheitern. Deshalb wird hier im Kern an der Widerlegung des *Dunklen Zeitalters Griechenlands* durch Immanuel Velikovsky [1945, 11] entschieden festgehalten.

Lassen wir kurz noch einmal die besten Gelehrten der führenden Wissenschaftsdomänen das zivilisationstheoretische Fiasko des Dogmas vom *Dunklen Zeitalter* umreißen.

Die renommierten *französischen* Wirtschaftshistoriker der Antike, Michel Austin und Pierre Vidal-Naquet gestehen ohne Wenn und Aber ihre tiefe Ratlosigkeit ein:

"Die Gründe für die Entwicklung der *polis* sind nicht bekannt."
[Austin/Vidal-Naquet 1984, 40]

Der erste Name unter ihren *angloamerikanischen* Kollegen, Moses Finley (1912-1986), klagt ganz ähnlich:

"Wir haben schon erwähnt, daß der Staat als politischer Organismus in den 'dunklen Jahrhunderten' nur ein Schattendasein geführt hatte. Wie dieser Schatten Gestalt gewann, ist ein Prozeß, den wir nicht verfolgen können." [Finley 101]

Fast schon Verzweiflung über die beunruhigende Aussicht, die abendländische Zivilisation womöglich niemals erklären zu können, befällt Alfred Heuß, den langjährigen Nestor der *deutschen* Altertumswissenschaft:

"Die Frage nach der Entstehung von Macht und Herrschaft im griechisch-römischen Altertum spitzt sich [...] auf den Tatbestand der Genesis der Stadt im griechischen Sinne zu. Es ist einer der leidigsten Mißstände der historischen Wissenschaft, daß wir gerade bei der Erörterung dieser Wurzeln unserer Epoche völlig im dunkeln tappen und dies nur durch Vermutungen zu erhellen vermögen." [Heuß 1980, 68]

Rein archäologisch liegen die Schichten von Polis und Civitas *direkt und ohne Lücke* auf den Ruinen der mykenischen Despotie [vgl. Heinsohn/Illig 343-352]. Ganz entsprechend wußten

"die alten Griechen nichts von einem dunklen Zeitalter. [...] Daher beschreibt Aristoteles eine direkte Entwicklung von den 'heroischen', also mykenischen Monarchien zur [...] archaischen Polis." [Rhodes 1986, 14]

Herodot [IX: 73] hatte mithin keineswegs haltlos gesponnen, als er den Polisgründer Theseus die schöne Helena aus der mykenischen Feudalgesellschaft Spartas rauben ließ, also zwei Figuren zusammenbrachte, die nach heutigem Glauben ein halbes Jahrtausend zwischen sich hatten.

Direkt - und nicht etwa ein halbes dunkles Jahrtausend - vor der Polis "hatte man erbliche Königtümer mit gesetzlichen Ehrenrechten", verbürgt sich der Menschheit erster Augenzeugen- und Quellenhistoriker, der *Griechen* Thukydides (460-400) in seiner *Geschichte des Peloponnesischen Krieges* [I:13].

Die Sicht einer direkten - und nicht durch dunkle Jahrhunderte getrennten - priesterfeudalistischen Vorstufe von Polis und Civitas unterstreicht ausdrücklich auch der *Römer* Lukrez (99-55):

"Später erst [nach der Burgenherrschaft] kam das Privateigentum mit dem Gold, Welches die Starken und Schönen der früheren Ehre leicht beraubte." [Lukrez V: 1113f]

"Privateigentum mit dem Gold" ist selbstredend zu lesen als Privateigentum mit dem Geld, denn Gold als Schmuck- und Prestigemetal gab es während der feudalen mykenischen Burgenherrschaft bereits in großer Vielfalt und beträchtlicher Menge.

Schematische Darstellung des *Dunklen Zeitalters Griechenlands* nebst rätselgebärenden Konsequenzen

Mykenischer Feudalismus und griechische <i>polis</i> nach stratigraphischer Evidenz und antiker Historiographie	Mykenischer Feudalismus und griechische <i>polis</i> nach ägyptologischer Chronologie- <i>spekulation</i>
Schicht der <i>polis</i> mit Eigentum	Schicht der <i>polis</i> ab (rätselhafte Entstehung -776 der <i>polis</i>)
- - - - -	
(direkter Übergang als Revolution gegen mykenischen Feudalismus)	»Dunkle Jahrhunderte«, -776 obwohl keine intermit- bis tierende Wehschicht -1200(-950)
-600 —————	————— -1200(-950)
Mykenische Schicht	Mykenische Schicht (pseudoastronomisch datiert)

II. Odysseus' mykenezeitliche Ausmordung von Ismaros vor dem *Dunklen Zeitalter Griechenlands* und die Ausmordungen zur Zeit der Polis nach dem *Dunklen Zeitalter Griechenlands*

Ein Gründungsheros des Abendlandes, Odysseus, bleibt auch nach dem Sieg über Troja nicht tatenlos:

"Gleich von Ilion trieb mich der Wind nach Ismaros, der Stadt der Kikonen. Diese zerstörten wir und erschlugen die Männer. Frauen und reichliche Schätze erbeuteten wir und verteilten alles; nicht einer sollte den rechten Anteil entbehren." [*Odysee* IX:39-42]

Diese Ausmordungsstrategie wird konventionell in das -12. Jh., also vor das *Dunkle Zeitalter Griechenlands*, datiert. Sie klingt ausgesprochen glaubhaft, hat doch die Forschung immer wieder zeigen können, daß der frühe Krieg in der Regel ein totaler ist, in dem Sieg und Völkermord zusammenfallen. Die militärischen Operationen zielen auf Beute oder den

Gewinn von Lebensraum - Äcker, Gewässer, Wälder. Die frühen Kriege sind mithin

"in ihrer Motivation 'ökologisch' und führen zur Umverteilung des Bodens von den Schwachen zu den Starken." [Keegan 1993, 101]

Dafür gibt es im wesentlichen zwei Mittel: "Vertreibung der Schwächeren [und ...] Ausrottungskriege." [Keegan 101] *

* Lange vor Keegan hatte sich der deutsche Diktator Adolf Hitler diesen Forschungsstand erarbeitet. Er machte sich allerdings daran, die archaische Verschmelzung von Sieg und Ausmordung im 20. Jh. wieder einzuführen:

"Es wird eine der wichtigsten Aufgaben einer deutschen Politik für alle Zeiten sein, das weitere Wachstum der slavischen Völker mit allen Mitteln zu verhindern. Der natürliche Instinkt gebietet jedem Lebewesen, seinen Feind nicht bloß zu besiegen, sondern ihn zu vernichten. In früheren Zeitaltern gab es das gute Recht des Siegers, ganze Stämme, ganze Völker auszurotten" [Rauschnig 129f].

Zur Authentizität der Äußerungen Hitlers in den Aufzeichnungen von Hermann Rauschnig gibt es in der historischen Beurteilung ein ausgeprägtes und keineswegs abgeschlossenes *pro* und *contra*. Die etablierte Geschichtsschreibung verteidigt die Grundsatzsubstantz seiner Berichte über Hitlers Aussagen [vgl. etwa Schieder 1972, Broszat 1988]. Abweichende und besonders im rechten Lager stehende Autoren lehnen Rauschnig als Quelle vollkommen ab [vgl. etwa Hänel, 1980, Tobias 1990]. Einige Autoren zitieren Rauschnig gar nicht, während die meisten ihn *cum grano salis* heranziehen. Daß Rauschnig keine stenographischen Mitschriften seiner Gespräche mit Hitler geliefert hat und in seinem Text auch Interpretationen von Hitlers Gedankengut stecken, ist für alle an der Kontroverse Beteiligten unstrittig. Wollte man bei Rauschnig referierte Gedanken Hitlers als genuine Quelle verwerfen, müßte man Rauschnig selbst zum Schöpfer dieser Überlegungen erklären. Doch lassen sich keinerlei Hinweise darauf finden, daß er zu den hier herangezogenen Formulierungen selbst Forschungsarbeit geleistet hätte.

Auch nach dem angeblichen Dunklen Zeitalter Griechenlands ändert sich am Ausmordungsverhalten à la Odysseus erst einmal nichts. Der Ausräumung der männlichen Bewohner der Insel-Polis Melos durch Athen während des Peloponnesischen Krieges im Jahre -415 geht ein Zwiegespräch voraus, in welchem die Melier Athen und seine Gesandtschaft von den Nachteilen einer genozidalen Strafaktion für ihre Weigerung, gegen die stammverwandten Spartaner zu kämpfen, überzeugen wollen. In diesem Dialog um Macht und Götter, der vor der Entstehung der von Hitler bekämpften Ethik des Judentums ausgetragen wird, liegen die ältesten erhaltenen Begründungen für und gegen Terror vor. Wir folgen Thukydides bei den Verhandlungen:

"Athener: 'Vor dem Volke laßt ihr uns ja nicht zu Worte kommen, aus Furcht, eure Leute könnten von uns verführt werden. [...] Bildet euch also nicht ein, wir wüßten nicht, daß es unter den Menschen nur bei gleichen Machtmitteln nach Recht geht, der Mächtige aber tut, was ihm ansteht, und der Schwache sich fügen muß.' [...]"

Melier: [...] 'Und das gilt für euch so gut wie für andere; denn solltet ihr auch einmal besiegt werden, so würde man sich eure Härte zum Beispiel nehmen und gegen euch ebenso verfahren.'

Athener: 'Sollte es mit unserer Herrschaft auch zu Ende gehen, so machen wir uns darüber, was weiter aus uns werden wird, keine Sorge. Denn von einer Macht, die selbst über andere herrscht, wie die Lakädämonier [Spartaner], - mit denen wir es hier übrigens nicht zu tun haben, - hat der Besiegte nicht allzuviel zu befürchten; weit gefährlicher ist es, wenn die eigenen Untertanen sich gegen ihre Herren auflehnen und sie besiegen. In dieser Hinsicht laßt uns unsere Haut nur selbst zu Markte tragen. Vernehmt also, daß wir hier sind, um euch unserer Herrschaft zu unterwerfen, und mit Euch darüber zu reden gedenken, wie sich das mit dem Wohl eures Landes am besten vereinigen läßt.' [...]"

Melier: 'Wie könnte wohl die Knechtschaft für uns so vorteilhaft sein wie für euch die Herrschaft?'

Athener: 'Weil es für euch immer noch vorteilhafter sein würde, unsere Untertanen zu werden, als über die Klinge springen zu müssen, für uns aber ein Gewinn, wenn wir euch nicht zu vernichten brauchten. [...] Eure Unterwerfung würde also nicht nur zur Erweiterung unserer Macht, sondern auch zur Sicherung unserer Herrschaft beitragen, zumal es ein schlechtes Zeichen wäre, wenn wir, die Beherrscher der See, ein verhältnismäßig schwaches Inselvolk wie euch nicht zwingen könnten. [...] Es handelt sich für euch nicht darum, [...] einen Kampf mit gleichen Waffen ehrenvoll zu bestehen, sondern um Sein und Nichtsein.'

Melier: 'Bekanntlich aber ist das Glück im Kriege manchmal auch dem Schwachen günstig. [...] Wenn wir uns gleich ergeben, haben wir überhaupt nichts mehr zu hoffen; greifen wir aber zu den Waffen, so bleibt uns wenigstens die Hoffnung, glücklich durchzukommen. [...] Wir vertrauen jedoch auf unser Glück. daß die Gottheit uns nicht wird unterliegen lassen.'

Athener: [...] Wir verlangen und tun nichts, was dem Glauben der Menschen an die Gottheit oder dem, was sie untereinander selbst für recht halten, widerspräche. Unseres Erachtens gilt nämlich in der ganzen Welt, bei der Gottheit, wie wir glauben, unter Menschen erfahrungsgemäß, eben ein für alle Mal das Recht des Stärkeren. Wir haben dieses Recht weder zuerst eingeführt, noch zuerst davon Gebrauch gemacht; aber wie wir es als ein immer anerkanntes und für alle Zeit gültiges vorgefunden haben, so handeln wir auch jetzt danach und zweifeln nicht daran, daß ihr wie jeder andere es bei gleicher Macht auch so machen würdet. Also, was die Gottheit anlangt, haben wir keinen Grund, eine Niederlage zu fürchten.' [...]

Melier: 'Wir stehen noch jetzt nicht anders wie zuvor, Athener, und können die Unabhängigkeit unseres seit siebenhundert Jahren bestehenden Gemeinwesens nicht im Handumdrehen aufgeben, werden vielmehr im Vertrauen auf die Gottheit, die uns bisher in Schutz genommen hat, und auf menschliche Hilfe, namentlich von Seiten der Lakedämonier, unser Heil versuchen.' [...]

Da die Melier sich auf nichts einlassen wollten, eröffneten die athenischen Feldherren nun sogleich die Feindseligkeiten. [...] Die Melier [...]

mußten sich den Athenern auf Gnade und Ungnade ergeben. Die Athener aber töteten alle Männer, die ihnen in die Hände fielen und verkauften Weiber und Kinder als Sklaven. Das Land behielten sie für sich und besetzten es bald nachher mit fünfhundert Kolonisten." [Thukydides V: 85-116]

Anzumerken bleibt, daß die Gründung des 700jährigen Melos bei Aufrechterhaltung der herrschenden Chronologie exakt in die Anfänge der *Dunklen Zeitalters* gefallen wäre, also in den unwahrscheinlichsten Zeitraum.

III. Ismaros vor dem Dunklen Zeitalter Griechenlands und Ismaros nach dem Dunklen Zeitalter Griechenlands

Ismaros stand gemäß Homer unter dem Schutz des Apoll [*Odyssee*, IX:198] und wurde von Kikonen bewohnt. Die Kikonen waren ein

"thrakischer Volksstamm an der Küste zwischen der Mündung des Hebros und dem Bistonischen See. Er ist frühzeitig verschollen und erscheint als gegenwärtig nur bei Homer, während die zahlreichen späteren Stellen meist nur auf historischer Überlieferung fußen. II. II 846f. [= *Ilias*, Buch II] werden die Kikonen unter den troischen Hilfsvölkern genannt" [Oberhummer, Sp. 381].

Die verstörendsten "späteren Stellen" finden sich im VII. Buch [59, 108, 110] der *Historien* des Herodot, wo die Kikonen anlässlich des Griechenlandkrieges des Perserkönigs Xerxes (485-465) erwähnt werden. Hier könnte die Frage eingeworfen werden, warum die Kikonen nach der Ausmordung von Ismaros überhaupt noch einmal auf der Bühne der Weltgeschichte erwartet werden sollten. Doch bewohnte dieses Volk außer Ismaros weitere Städte, auch abseits der Küste. So konnten sie Odysseus und den Seinen im Gegenzug schwer zusetzen:

"Doch die entkommenen Kikonen riefen indes die Kikonen,
Die ihre Nachbarn waren, an Zahl überlegen und stärker,
Drinnen im Lande wohnend und kundig, mit Männern zu kämpfen"
[*Odyssee* IX: 47ff].

700 Jahre nach Odysseus und ohne Rücksicht auf *Dunkle Jahrhunderte*, in denen sie verschwunden sein sollen, sind die Kikonen quicklebendig. Um

die Stelle zu neutralisieren, äußert sich Oberhummer, der beste Kenner der Kikonenquellen, wie gepeinigt und durchaus vage: Herodot "scheint sie aber bereits der Vergangenheit zuzurechnen" [Oberhummer, Sp. 381]

Derselbe Autor weiß aber sehr gut, daß die Kikonen noch bei den römischen Poeten - Vergil [*Georgica*, IV: 520] und Ovid [*Metamorphosen*, VI: 710; X: 2] - pars pro toto für die Thraker stehen. Orpheus wird schon bei Strabo (-63 bis +21) als Kikone bezeichnet. Und es ist eben jener Geograph Strabo, bei dem sich nicht nur die Kikonen ihres Lebens freuen, sondern bei dem sie auch - fast 1.200 konventionelle Jahre nach Odysseus - Städte haben: "Xantheia, Maroneia, **Ismaros**" [Oberhummer, Sp. 382; Hvhg. GH]. Und noch die englischen Seekarten des frühen 20. Jhs. verzeichnen an der thrakischen Küste "einen Mt. Ismaro, den auch die alte österreichische Generalkarte [...] übernommen hat, doch wohl nur als eine gelehrte Reminiszenz" [ebd, Sp. 2135].

Ja, wie denn nun? Die Engländer wissen, daß der Berg Ismaros heißt, während die Österreicher das nicht tun, aber aus Liebe zu Homer zum selben Resultat gelangen wie die Engländer durch Augenschein? Oberhummer spürt seine Verrantheit. Denn am Ende betont er fast mit Trotz gegen die dem dunklen Zeitalter verfallenen Kollegen, daß all die Erwähnungen von Ismaros "immerhin für das Festhalten des Namen im ganzen Altertum zeugen" [Oberhummer, Sp. 2135].

Diese Aussage läßt sich zum "ganzen Altertum" selbstredend nur dann halten, wenn das halbe Jahrtausend des *Dunklen Zeitalters Griechenlands* nicht zum Altertum gezählt wird. Und da wird man sich Oberhummer, der so explizit noch nicht zu formulieren wagt, ganz unbeschwert anschließen wollen.

Literatur

- Austin, M./ Vidal-Naquet, P. (1984): *Gesellschaft und Wirtschaft im alten Griechenland*; München (¹1972, ²1973)
- Broszat, M. (1988): "Enthüllung? Die Rauschning-Kontroverse" (1985); in Idem, *Nach Hitler: Der schwierige Umgang mit unserer Vergangenheit* (1986); München, S. 249
- Finley, M.I. (1982): *Die frühe griechische Welt*; München (¹1970, ²1981)
- Hänel, W. (1980): *Hermann Rauschnings "Gespräche mit Hitler" - Eine Ge-*

schichtsfälschung; Ingolstadt

Heinsohn, G. (1997): *Die Erschaffung der Götter: Das Opfer als Ursprung der Religion*; Reinbek

Heinsohn, G./ Illig, H. (21997): *Wann lebten die Pharaonen?* Archäologische und technologische Grundlagen für eine Neuschreibung der Geschichte Ägyptens und der übrigen Welt; Gräfelting (1990)

Herodot: *Historien*

Heuß, A. (1980): "Herrschaft und Freiheit im Griechisch-Römischen Altertum" (1965); in G. Mann/ A. Heuß/ W.W. Graf Lynar: *Summa Historica - Die Grundzüge der welthistorischen Epochen*; Gütersloh

Homer: *Ilias*;

- *Odyssee*;

Keegan, L. (1993): *A History of Warfare*; New York

Lukrez: *De Rerum Natura*;

Oberhummer, E. (1921): "Kikones"; in *Paulys Realencyclopädie der Classischen Altertumswissenschaft*, neue Bearbeitung v. G. Wissowa, hgg. v. W. Kroll, 21. Halbband; Stuttgart

Ovid: *Metamorphosen*;

Rauschnig, H. (1988): *Gespräche mit Hitler*; Wien (1940)

Rhodes, P.J. (1986): *The Greek City States. A Source Book*; Norman · London

Schieder, Th. (1972): *Hermann Rauschnings "Gespräche mit Hitler" als Geschichtsquelle*; Opladen

Tobias, F. (1990): "Auch Fälschungen haben lange Beine. Des Senatspräsidenten Rauschnings 'Gespräche mit Hitler'" (1988); in H. Corino (Hg): *Gefälscht! Betrug in Literatur, Kunst, Musik, Wissenschaft und Politik*; Frankfurt/M., S. 91

Thukydides: *Geschichte des Peloponnesischen Krieges*;

Velikovskiy, Immanuel (1945): *Theses for the Reconstruction of Ancient History*; New York

Vergil: *Georgica*;

Adresse von Prof. Dres. Gunnar Heinsohn siehe Impressum

Brenodurum - Bern und die Entdeckung einer keltischen Landvermessung im Berner Mittelland, Teil II

Christoph Pfister

Zuletzt [1997] hat der Autor unter dem obigen Titel seine Entdeckung einer keltischen Limitation im Gebiet von Bern vorgestellt. Aus Platzgründen beschränkte sich die beispielhafte Anwendung der neugewonnenen Erkenntnisse auf die Aareschlaufe von Bern. Die Neuinterpretation der gallorömischen Engehalbinsel wird hier nachgeholt. Der neue Aufsatz gibt gleichzeitig Gelegenheit, gewisse Elemente der keltischen Landvermessung zu berichtigen und zu ergänzen. Auch das bereits vorgestellte sogenannte Doppelquadrat von Bern wird hier mit einigen Änderungen neu wiedergegeben.

Bern als zentraler gallorömischer Ort

Hauptbeweis, daß die Aareschlaufe von Bern bereits in keltischer und sicher in gallorömischer Zeit als zentraler Ort definiert war, ist für den Autor das bereits im letzten Beitrag vorgestellte sogenannte Doppelquadrat von Bern, das hier nochmals und verbessert abgebildet wird (Abb. 1).

Die Verbesserungen betreffen vor allem das Maß der keltischen Meile, der Leuga. Hier schließt sich der Verfasser der Meinung von Peter Amann [1997, 22] an, der das alte Wegmaß mit 1,5 römischen Fußmeilen, also genau 2.224 m bestimmt. Die damit gemessenen Werte sind tatsächlich sehr überzeugend.

Die Länge des Doppelquadrates von Bern mit 2,5 Leugen entspricht nach der revidierten Berechnung genau 5.560 m, die Breite 2.780 m und die Länge der Querteilung Könizbergwald—Bantiger 11.120 m. Die Distanzen sind Sollwerte. Besonders bei der Länge des Doppelquadrates ist ein Manko festzustellen, nämlich je etwa 80 m auf jeder Seite. Während der Autor zuerst an spätere tektonische Ereignisse dachte, hält er heute dafür, daß die offengelassenen Zwänge - wie in allen anderen Nachrechnungen - bewußt waren. Die alten Feldvermesser vermochten nicht überall und immer die Gegebenheiten der Topographie zu überlisten.

Bei den vier Eckpunkten des Doppelquadrates ist als Änderung zu vermerken, daß auf der Engehalbinsel nicht der Wallwinkel der sogenann-

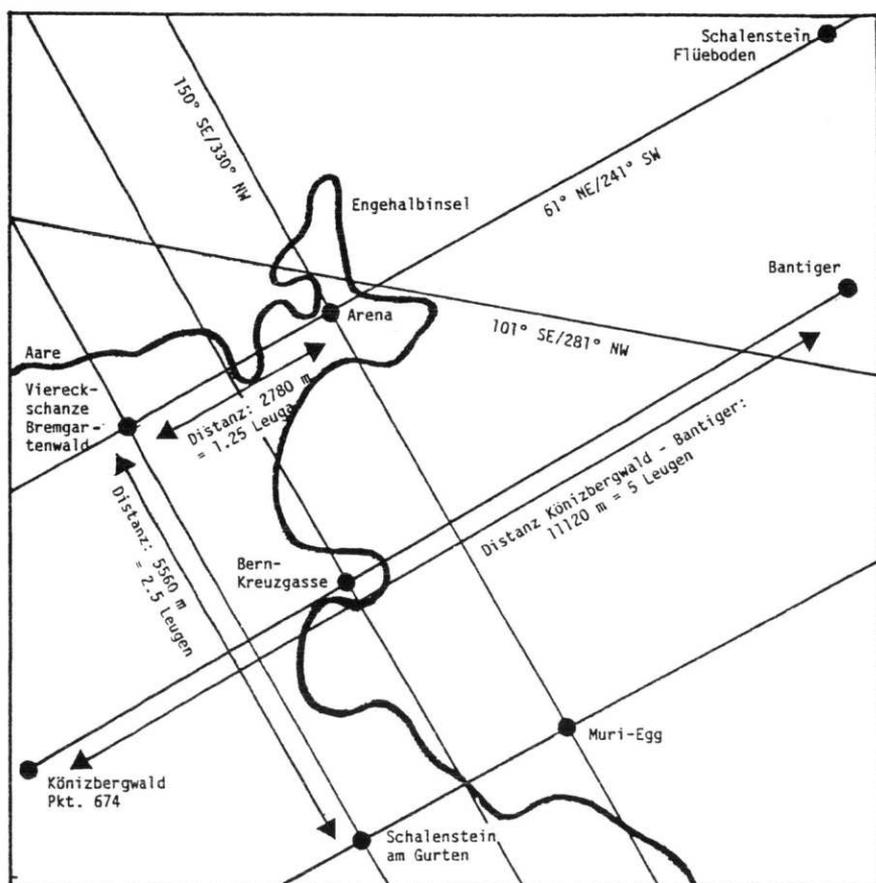


Abb. 1: Das Doppelquadrat von Bern [Zeichnung C.P.]

ten inneren Wallbefestigung bei der Arena, sondern die Arena selbst als Fixpunkt anzusehen ist. Wenn man nicht annehmen will, daß in dem besagten Wallwinkel schon in vorrömischer Zeit etwas bestanden hat, so ist dies ein weiterer Beweis für die bereits im letzten Artikel [1997, 553] ausgesprochene Vermutung für eine späte, will heißen römische Entstehungszeit dieser besonderen lokalen Vermessung.

Zum Schnittpunkt der beiden Teilungsachsen des Doppelquadrates ist zu sagen, daß der wichtige Fixpunkt nicht beim heutigen Gassenkreuz der Kreuzgasse, sondern an deren südlichem Ende - unmittelbar östlich des Berner Münsters - zu suchen ist. Dort aber ist das Südende des bereits im letzten Beitrag erwähnten ersten Mauerabschlusses der Stadt zu suchen - der Wehrmauer, die in genauer Nord-Süd-Richtung auf der Höhe der späteren Kreuzgasse verlief. Das Doppelquadrat bezieht sich also auf die Befestigung Berns, die nach der konventionellen Chronologie im Hochmittelalter, im 12. Jh. erfolgte. Nun aber wird der Ort nicht zweimal an der gleichen Stelle befestigt worden sein, sowenig sich auf Bauetappen spekulieren läßt. Als Folgerung bleibt nur übrig, daß die gallorömische und die zähringische Zeit nahe beieinanderliegen, was eine massive Zeitkürzung nötig macht. Aber eine solche Vermutung hegt der Verfasser schon seit einiger Zeit.

Im Sommer dieses Jahres soll bei der Sanierung des Straßenbelags im südlichen Teil der Kreuzgasse auch untersucht werden, ob sich in diesem Abschnitt noch Reste des erwähnten Mauerabschlusses finden. Vielleicht kann die Archäologie doch noch einen Beitrag zum Ursprung Berns leisten.

Die fixen Längen in der alten Vermessung im Gebiet von Bern könnten mit einer bewußten Zahlensymbolik zu tun haben: Nördlich von Bern verläuft der 47. Breitengrad. Die Breitengrade waren schon im Altertum bestimmt: Der Abstand zwischen zwei Breitengraden beträgt 111 km, was 50 keltischen Meilen entspricht. Die Querteilung des Doppelquadrates, also die Distanz Könizbergwald—Bantiger, beträgt fünf Leugen, also den zehnten Teil eines Breitengrades. Das Doppelquadrat macht in der Länge ein Zwanzigstel, die Breite also ein Vierzigstel des Ausgangswertes aus. Zudem bildet die Aareschleife von Bern eine auffällige Ost-West-Achse, welche am Nordende des Mauerabschlusses der Kreuzgasse zudem genau 2,5 Leugen südlich vom 47. Breitengrad entfernt ist. Letzterer ist übrigens genau nördlich von Bern durch zwei Erdwerke bestimmt. In einem späteren Aufsatz soll darauf näher eingegangen werden.

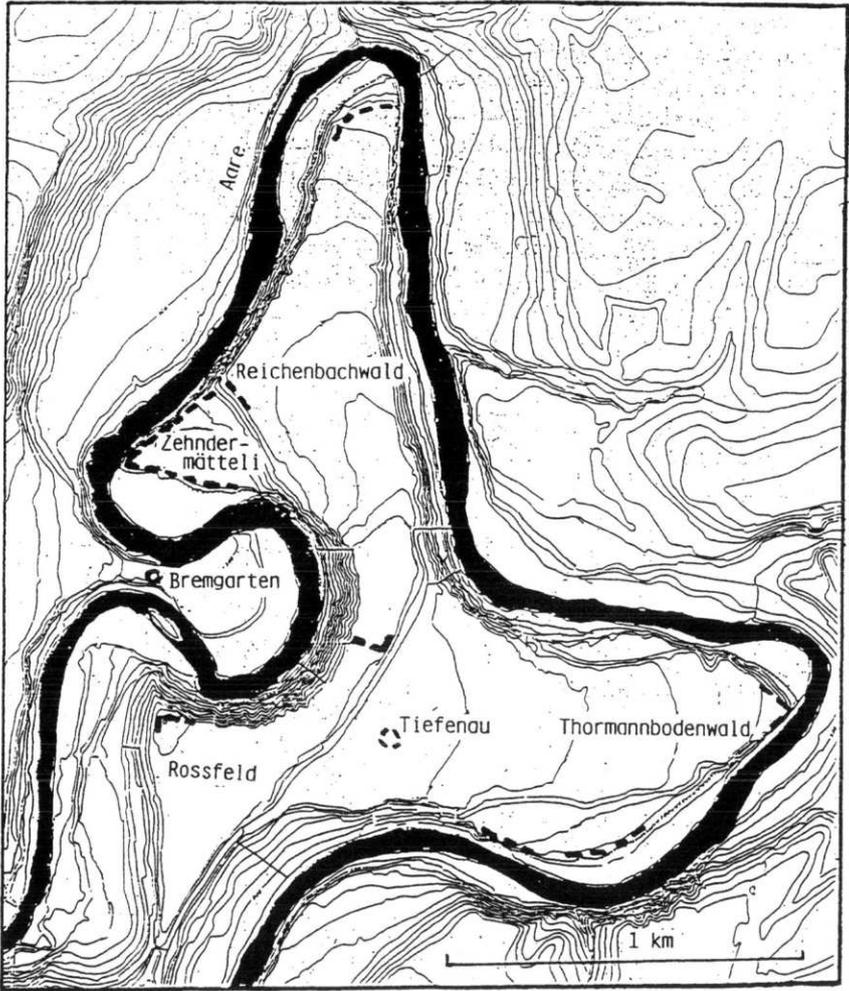


Abb. 2: Wallspuren auf der Engehalbinsel [Zeichnung C.P.]

Das neue Bild der keltischen Engehalbinsel

a) Die keltischen Spuren auf der Engehalbinsel

In teilweiser Wiederholung sollen hier noch einmal die wichtigsten Spuren im Gelände aufgezählt werden, welche eine vorgeschichtliche Belegung der Engehalbinsel nördlich von Bern belegen.

- Die deutlichsten Wallspuren (vgl. Abb. 2) sind auf der Westseite der Engehalbinsel im Zehndermätteli, genau nördlich gegenüber der Aareschleife von Bremgarten, zu sehen. Hier ist gegen Süden hin auf einer Länge von etwa 300 m ein imposanter Wallabschnitt als südlicher Abschluß eines dreieckigen Befestigungssystems zu erkennen. Von den beiden anderen Wallseiten - im Westen gegen den Fluß hin, gegen Nordosten entlang der Hangkante des Plateaus des Reichenbachwaldes - sind heute nur mehr dürftige Spuren auszumachen.

- Ebenfalls gering sind die Spuren eines Walls an der Nordostecke des Rossfeldplateaus, südlich der Flußschleife von Bremgarten.

- Deutlicher ist ein Wall zu erkennen, der an der Nordspitze des Reichenbachwaldes, mit einem Tordurchgang versehen, den alten Aareübergang bei Reichenbach - wahrscheinlich ehemals eine Furt - bewachte.

- Am Ostende des Thormannbodenwaldes ist gegen die Aare hin der Rest eines Walles zu erkennen, der ehemals einen Winkel gebildet hat. Die eigentliche Wallspitze ist allerdings verschwunden, da der Fluß hier das Hochplateau angerissen hat. Doch südlich davon, entlang der Hangkante eines Zwischenplateaus, sind ebenfalls Befestigungsspuren festzustellen.

- Ganz verschwunden ist heute der Wallwinkel der sogenannten inneren Wallbefestigung bei der späteren gallorömischen Arena, ziemlich genau in der geographischen Mitte der Engehalbinsel und, zusammen mit dem Rossfeld, auf der höchstgelegenen Fläche dieses Systems von Flußschleifen. Der Sperrwall war in murus-gallicus-Technik gebaut und wurde Mitte der fünfziger Jahre dieses Jahrhunderts, gleichzeitig mit der Arena, entdeckt und archäologisch untersucht.

- Von den Bodenfunden aus keltischer Zeit ist in diesem Zusammenhang der sogenannte Massenfund von der Tiefenau, etwa 300 m südöstlich der Arena, zu erwähnen. Um 1850 wurde dort beim Straßenbau eine große Menge von eisernen Waffen und Ausrüstungsgegenständen auf kleiner Fläche gefunden. Der Fund ähnelt auffällig demjenigen von La Tène am Neuenburgersee, welcher namensgebend für die Jüngere Eisenzeit wurde.

In der Nähe des letztgenannten Ortes wurde in den siebziger Jahren dieses Jahrhunderts eine Viereckschanze festgestellt. Der Autor vermutet, daß das Fundgut von La Tène in jener Schanze aufbewahrt und dann zu einem unbekanntem Zeitpunkt zur Zihl gekarrt und dort versenkt wurde. Ebenso ließe sich auch in der Tiefenau ein solcher Rechteckhof vermuten, in welchem die späteren Funde aufbewahrt wurden. Nur sind davon alle Spuren verlorengegangen.

Die Annahme einer Viereckschanze in der Tiefenau hätte aber Konsequenzen für die Interpretation des keltischen Oppidums der Engehalbinsel, denn solche Anlagen wurden meist außerhalb von Festungsplätzen angelegt. Der im letzten Artikel mehrfach erwähnte Rechteckhof im heutigen Brengartenwald liegt fast drei Kilometer südöstlich der Halbinsel.

b) Das Oppidum nach der bisherigen Auffassung

Die Erforschung der gallorömischen Engehalbinsel wurde nie systematisch betrieben; so wurde nie versucht, ein fundiertes und zusammenhängendes Bild des Platzes zu zeichnen. Es blieb bei Einzeluntersuchungen und allgemeinen Aussagen. Des Autors Untersuchungen über die Arena auf dem Rossfeld haben dieses Manko deutlich gezeigt.

Grundannahme war bis heute, daß die Engehalbinsel ein einziges, wallumschlossenes Oppidum gewesen sei (Abb. 3). Aber gegen diese Auffassung gibt es mehrere und gewichtige Einwände.

Wie Abb. 2 zeigt, sind Wallspuren nur an einigen mehr oder weniger vereinzelt Stellen erhalten. Nun kann sicher angenommen werden, daß viele Wallstücke durch die Erosion und durch menschliche Einwirkung zerstört worden sind. Doch ist gleichwohl auffällig, daß am ganzen Ost- und Westhang des Reichenbachwaldes keine Wallspuren zu finden sind, ebensowenig südlich der Tiefenau. Der Verfasser hielt dem Einwand früher entgegen, daß nur besonders ausgesetzte Stellen, besonders gegen die Flußauen der Aare hin, durch Wälle gesichert gewesen seien. Im übrigen hätten vielleicht ein Zaun oder Palisaden den Platz gesichert.

Doch es gibt auch konkrete Vorbehalte gegen die These eines einzigen, geschlossenen Oppidums.

Der sogenannte innere Wallwinkel bei der Arena [1997, Abb. 2, 3] galt bisher als Traversensperre durch die Mitte der Engehalbinsel. Die Meinung war, man hätte diese Befestigung zu einem späteren Zeitpunkt als die übrigen Wälle errichtet, um damit den nördlichen Teil der Halbinsel - unter

Aufgabe des Rossfeldes, der Tiefenau und des Thormannbodenwaldes - mit geringerem Aufwand verteidigen zu können. Der Autor wird diese Auffassung unten widerlegen.

Dann ist das Zehndermätteli im Westen der Halbinsel zu erwähnen. Auffällig ist dort zuerst die dreieckige Form, welche die erhaltenen und in Spuren nachweisbaren Wälle ergeben. Und die Tatsache, daß das Zwischenplateau in dieser Aareschlaufe gleichsam doppelt gesichert war, erscheint als eine Überbefestigung des Abschnittes.

Wie im Zehndermätteli, so scheint auch auf dem Rossfeldplateau - selbst in der heutigen Topographie und mit den Veränderungen durch die heutige Überbauung - deutlich eine dreieckige Form durch. Waren diese geometrischen Ähnlichkeiten vielleicht ursprüngliche Absicht?

c) Die Angelpunkte einer revidierten Perspektive

Bei der Untersuchung der gallorömischen Arena im Nordosten des Rossfeldes ist dem Autor aufgefallen, daß eine in dem Zwickel des Mauerrundes feststellbare Orientierung mit 290° NW parallel läuft zu dem unmittelbar dahinterliegenden, gegen Süden gerichteten Wallschenkel der sogenannten inneren Wallbefestigung. Schon vorher wurde diese Achse als Visurlinie nach der gegenüberliegenden Aareschlaufe von Bremgarten erkannt. Und genau genommen handelt es sich hier um eine Peilung zur ehemaligen, genau in der Flußenge gelegenen Burg Bremgarten und in 30 km Entfernung zur Burg Schlossberg oberhalb von La Neuveville am Bielersee. Da die Windung von Bremgarten östlich der Burg zusätzlich durch einen bis ins 18. Jh. noch vorhandenen Halsgraben - der wie die Burg ebenfalls keltischen Ursprungs gewesen sein muß - gesichert war, wurde klar, daß Bremgarten zum System des Oppidums dazugehört haben muß. Auch der Name stützt die These. Denn wenn der alte Name der Engehalbinsel Brenodurum (keltisch: Brenodor) war, und diese Bezeichnung in Bremgarten weiterlebt, so muß dieses Gebiet rechts der Aare Teil des Platzes gewesen sein.

Mit der Entdeckung einer keltischen Landvermessung endlich hat der Autor auch für die Engehalbinsel so viele sichere, weil durch Fixpunkte aller Art (Wälle, Burgen, Erdwerke, Rechteckhöfe, Findlinge, Schalensteine, Menhire, Blockhaufen, Peilberge) belegte Azimute, Visurlinien und Orientierungsachsen nachweisen können, daß sich damit eine andere Struktur des Oppidums erschließen läßt. Die zeichnerische Darstellung zeigt (Abb. 5), daß für den Platz drei Vermessungspunkte eine überragende



Abb. 3: Das Oppidum der Engenthalbinsel, bisherige Auffassung [Zeichnung C.P.]

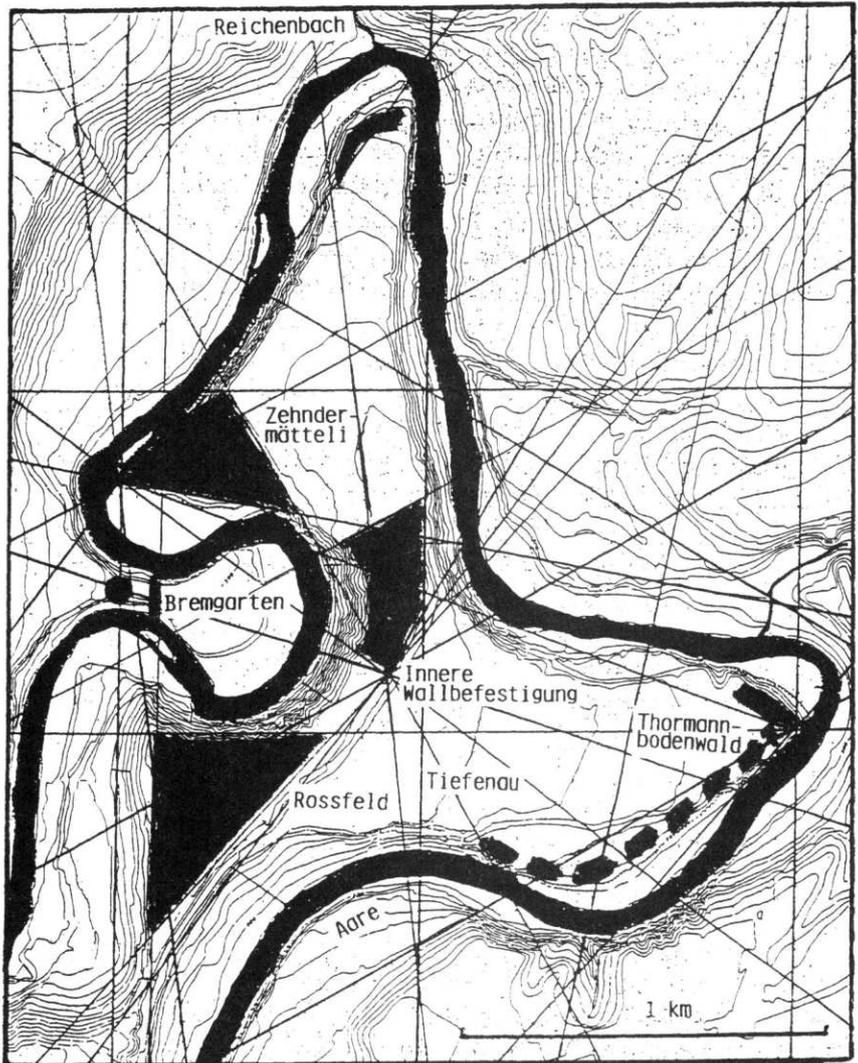


Abb. 4: Das Oppidum Brenodurum nach Meinung des Autors [Zeichnung C.P.]

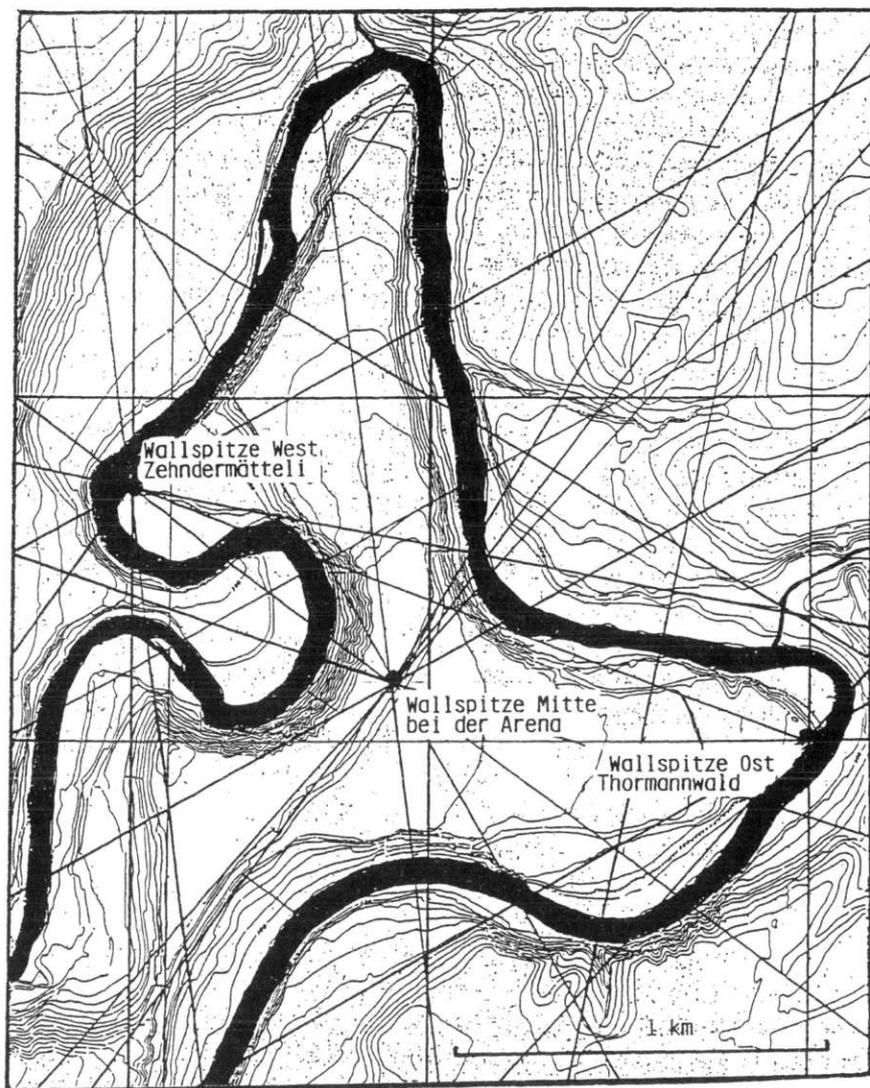


Abb. 5: Engenthalbinsel - das Netz der keltischen Limitation [Zeichnung C.P.]

Bedeutung hatten: die Wallspitze West im Zehndermätteli, die Wallspitze Mitte bei der Arena und die Wallspitze Ost im Thormannbodenwald.

Aber auch etliche Entdeckungen im Gelände haben dazu beigetragen, die bisherigen Auffassungen über die keltische Engehalbinsel zu revidieren.

d) Das zusammengesetzte Oppidum

Oft entscheidet unsere Optik, wie wir alte Funde und Plätze beurteilen. Das läßt sich auch für die Engehalbinsel sagen. Die Auffassung, wonach die Aare hier ein einziges, großes Oppidum umfloß, entstand dadurch, daß man das Gebiet als geographische Einheit - eben als Halbinsel - ansah. Die nachfolgenden neuen Erkenntnisse aber zeigen, daß die Alten den Platz nicht als Einheit, sondern als ein System von Flußschlaufen begriffen. Folglich wäre jede Schlaufe einzeln befestigt gewesen (Abb. 4). Für die Aarewindung von Bremgarten ist diese Vermutung oben bestätigt worden.

Auch das Zehndermätteli muß ein für sich unabhängiges Walldreieck gebildet haben, wie die keltischen Vermessungslinien und andere Hinweise zeigen. Der noch recht gut erhaltene Südwall orientierte sich am zweiten Hauptazimut der keltischen Landvermessung von 101° SE. Die geradlinig verlaufende Böschung am Südwestende des Reichenbachwaldes folgte dem Komplementärwinkel 150° SE des ersten Azimuts von 61° NE in der gleichen Limitation. Die Orientierung des Walles gegen Nordwesten zur Aare hin ist trotz deutlichen Spuren unklar. Wahrscheinlich ist ein geknickter Verlauf, der am Anfang - bei der Wallspitze West - nach 42° NE ausgerichtet war.

Das Rossfeldplateau im südlichen Teil der Engehalbinsel muß ebenfalls als alleinstehende ursprüngliche Wallbefestigung von dreieckiger Form mit einem rechten Winkel gegen Nordwesten aufgefaßt werden. Die nach Südosten verlaufende Böschung folgt dem Azimut von 42° NE und läuft auf die Wallspitze Mitte bei der Arena zu.

Als vorläufiges Ergebnis soll festgehalten werden, daß es im Westteil der Engehalbinsel zwei dreieckige Anlagen - Zehndermätteli und Rossfeld - gab, welche die Aareschleife von Bremgarten im Norden und Süden symmetrieähnlich einfaßten.

Entscheidend wurde nun eine Neubetrachtung der inneren Wallbefestigung bei der Arena. Immer mehr verdichtete sich für den Autor die Vermutung, daß dieser Wallwinkel nicht wie bisher angenommen eine kürzere

Verteidigungslinie des Oppidums gebildet hat, sondern Teil einer selbständigen Anlage war. Also müßte auch ein Wallabschluß im Norden gegen das etwas tiefer gelegene Plateau des Reichenbachwaldes existiert haben. Eine Geländebegehung brachte Gewißheit:

Im südlichen Teil des Reichenbachwaldes sind sowohl im Westen als auch im Osten Spuren einer geradlinig verlaufenden Böschung zu erkennen, die eine ursprüngliche Ausrichtung nach dem Limitationsazimut von 61° NE erraten läßt. Am Ostende läßt sich zudem noch eine stark zerstörte Wallspitze und ein kurzes Stück eines davorliegenden Grabens ausmachen. Damit war erwiesen, daß die innere Wallbefestigung eine sowohl gegen Norden wie gegen Süden gerichtete Traversensperre der Halbinsel war.

Ein im September 1997 vom Autor am mittleren Ostabhang des Reichenbachwaldes entdeckter Schalenstein liefert weitere Beweise für die Auffassung von mehreren, einzelstehenden Befestigungswerken auf der Engehalbinsel. Der erwähnte Block trägt neben einer Schale auf der flachen Oberseite auch eine wannenförmige Vertiefung, die - wie bei anderen Schalensteinen - eine Ost-West- oder eine Nord-Süd-Achse bezeichnen und die andere Achse andeuten. Die Wanne des Blockes im Reichenbachwald hat eine Ost-West-Orientierung und zeigt genau auf die Nordostspitze des Walldreieckes Zehndermätteli, nach Süden ebenso genau auf die Wallspitze im Norden der inneren Wallbefestigung.

Die nun bewiesenen drei gesonderten Wallanlagen auf der Engehalbinsel lassen sofort die Frage aufkommen, wie denn die Wallspuren an der Nord- und Ostspitze der Halbinsel - im Reichenbachwald und im Thormannbodenwald - in dem neuen Zusammenhang zu interpretieren sind. Es gibt hier zwei Möglichkeiten: Die beiden letzterwähnten Wallreste sind Teile eines älteren Systems oder sie sind Bruchstücke von zwei weiteren, in sich geschlossenen Anlagen. Die Belege im Gelände erlauben keine eindeutige Antwort. Das alte Aussehen der keltischen Engehalbinsel läßt sich zwar weitgehend, aber nicht vollständig erschließen.

Die neue Auffassung von verschiedenen Erdwerken auf der Halbinsel stützt nebenher die Vermutung einer Viereckschanze in der Tiefenau. Solche Anlagen wurden - wie schon gesagt - außerhalb von umwallten Gebieten gebaut; und das Tiefenauareal scheint außerhalb der Befestigungen gelegen zu haben.

Bei der Betrachtung der keltischen Engehalbinsel muß auch die Aareschlaufe von Bern einbezogen werden. Der Verfasser hält weiter dafür, daß

der Platz des späteren Berns - nur zwei Kilometer vom Südende der Halbinsel entfernt - in irgendeiner Form zum System des Oppidums gehört hat, auch wenn der Nachweis einer baulichen Verbindung nicht zu erbringen ist.

e) Brenodurum im Vergleich mit anderen Oppida

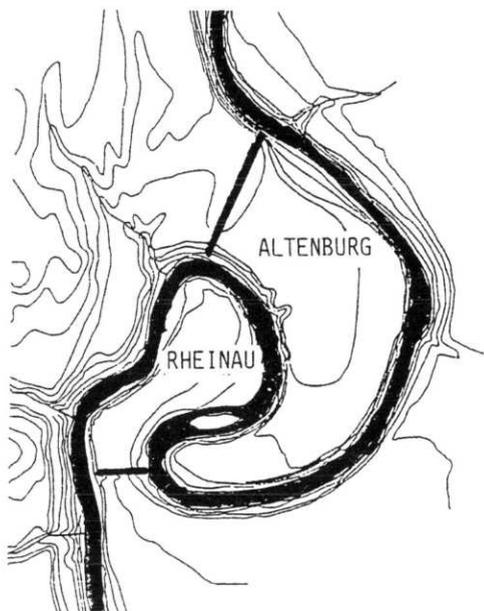
Die Engehalbinsel nördlich von Bern wurde von den Kelten als ein System von Flußwindungen begriffen und folglich auf unterschiedliche Art befestigt. Daraus ergab sich kein geschlossenes Oppidum, sondern ein verbundenes System von einzelnen Festungsanlagen. Brenodurum hatte eine eigenartige und einzigartige Struktur innerhalb der Oppidakultur der Schweiz und der übrigen keltischen Welt. Ein Vergleich ist am ehesten möglich mit Altenburg-Rheinau (Abb. 6). Auch dort bewirken die beiden Windungen des Hochrheins eine deutliche Trennung der wahrscheinlich als zusammengehörig konzipierten Anlage: Rheinau auf der Schweizer, Altenburg auf der Württemberger Seite.

Nirgends sonst wie auf der Engehalbinsel scheint die Struktur der verschiedenen Anlagen so stark durch Azimuts, Achsen und Visurlinien bestimmt gewesen zu sein. Die Wälle der Hügel festung Bibracte folgten weitgehend topographischen Gegebenheiten und lassen nur in einzelnen Abschnitten geradlinige Wallrichtungen erkennen. Aber schon das Bergoppidum auf dem Mont Vully (Wistenlach) über dem Murtensee (Abb. 7) zeigt eine ausgeprägte Geradlinigkeit der Wälle, sowohl beim älteren, kurzen Wall (1) wie bei dem jüngeren, langen Wall (2), die beide die höchstgelegene Bergkuppe gegen Westen abschnitten. Bei Altenburg-Rheinau ist jede der beiden Flußwindungen durch einen geradlinig verlaufenden Wall und Graben abgetrennt. Manching bei Ingolstadt endlich ist das große Beispiel eines keltischen Oppidums der Spätzeit, dessen über sieben Kilometer lange rundliche Umwallung eine Kreisform anstrebte und wo sich intra muros urbane Tendenzen nachweisen lassen. Interessant ist, daß die Baumeister des jüngeren Ringwalls von Manching, um die Rundform zu erreichen, sogar Gewässer umgeleitet haben - den Igelsbach und die Paar.

Die Kelten scheinen an etlichen Stellen Flußläufe verändert zu haben. In Karlsruhe-Mühlburg ist nachgewiesen, daß die Alb dort in eine kleeblattförmige Flußschleife umgeleitet worden ist (Hinweis von Walter Haug, Walzbachtal). Ob die Flußwindungen des Rheins von Altenburg-Rheinau und der Engehalbinsel von Bern künstlich angelegt worden sind, läßt sich



MONT BEUVRAY
(BIBRACTE)



ENGHALBINSEL
(BRENOBURUM)



1 km

Abb. 6: Bibracte — Altenburg-Rheinau — Brenodurum — Manching
[Zeichnung C.P.]

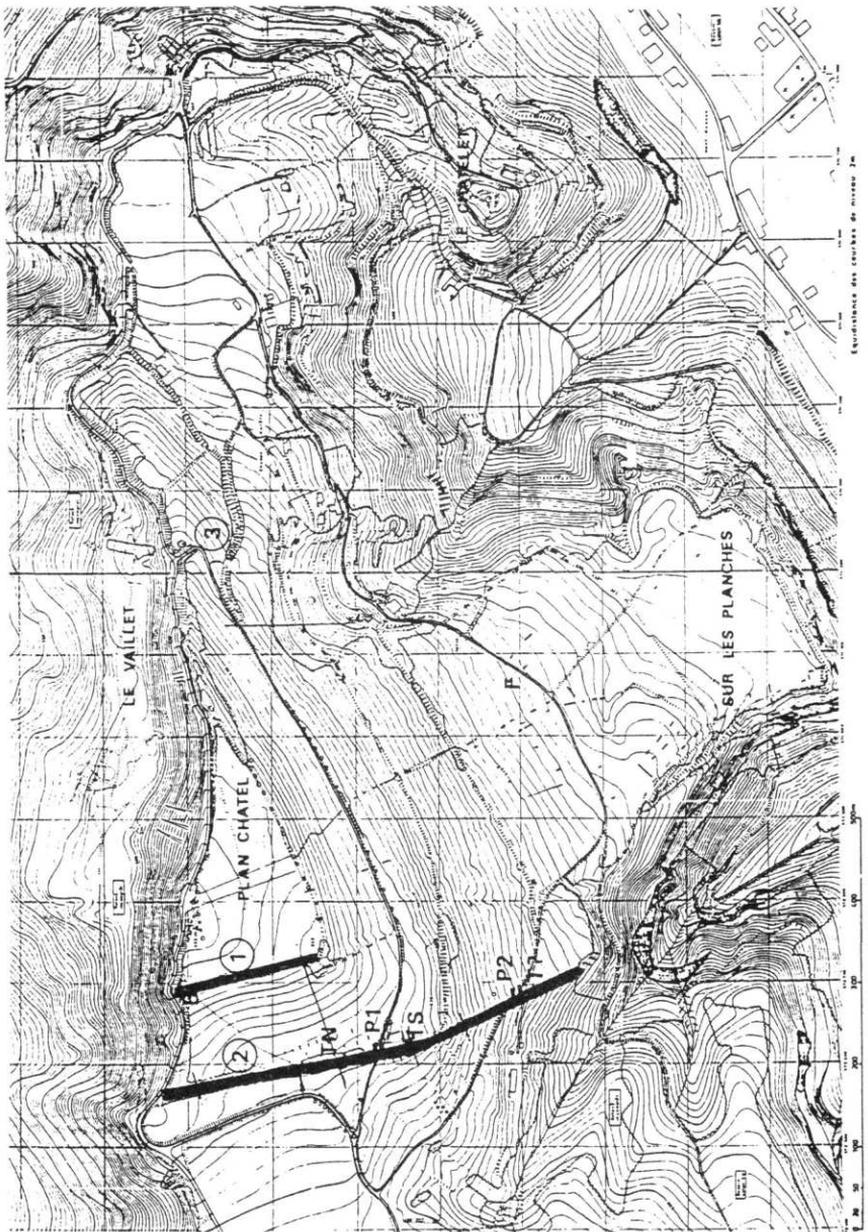


Abb. 7: Das Wistenlacher Oppidum (Mont Vully) [Kaenel/Curdy]

zum gegenwärtigen Zeitpunkt nur vermuten. Der Autor ist jedoch daran, diese Fragen - auch mit Hilfe geophysikalischer Methoden - abzuklären.

Der allgemeine Vergleich der Strukturen verschiedener keltischer Oppida zeigt eine große Verschiedenheit der Formen bei gewissen verbindenden Ähnlichkeiten. Die befestigten Plätze nehmen in der Spätzeit an Größe zu und die geometrischen Tendenzen bei deren Anlage werden stärker.

Beim Vergleich von verschiedenen keltischen Oppida sind jedoch grundsätzliche Einschränkungen zu machen. Zum ersten sind regionale und kulturelle Verschiedenheiten innerhalb des Keltenreiches zu berücksichtigen. Dann ist festzuhalten, daß eine große Zahl von Oppida nur mehr vom Namen her zu erschließen sind, weil spätere Nutzungen die früheren Spuren getilgt haben. Unsere Kenntnisse über die großen keltischen Plätze werden deshalb unvollständig bleiben.

Ergänzungen zur keltischen Limitation

Die keltische Landvermessung basierte auf einer Achterteilung des Jahres. Ob dies nun ein sechzehnmonatiges Sonnenjahr war, wie der Autor in seinem letzten Beitrag behauptete [541] oder ein jüngerer mit zwölf Monaten, erscheint in diesem Zusammenhang unerheblich. Die aus gallorömischer Zeit stammenden Fragmente des Kalenders von Coligny [vgl. Birkhan 1997, 785ff] belegen ein aus zehn Sonnen- und zwei Mondmonaten zusammengesetztes Jahr, geben aber außer einer deutlichen Teilung in Sommer- und Winterhalbjahr, der Erwähnung des Gottes Lugos und von Samain (trinox samoni) für diesen Zusammenhang keine brauchbaren Aufschlüsse. Doch kann an der Positionierung der keltischen Hauptfeste Samain, Imbolc, Beltene und Lugnasad an den Kalenderdaten Anfang November, Anfang Februar, Anfang Mai und Anfang August festgehalten werden. Allerdings ist auf die merkwürdige Tatsache hinzuweisen, daß diese Feste auf dem Kontinent gegenüber Irland mit einer Verzögerung von sechs bis sieben Wochen gefeiert wurden [Le Roux/Guyonavarc'h 153].

Sinn und Zweck der alten Landvermessung hat kürzlich der Basler Archäologe Rolf d'Aujourd'hui [1997, 125] am Beispiel des Belchen-Systems prägnant formuliert:

"Das [Belchen-]System dient der Zeitmessung und Orientierung und damit der Standortbestimmung des Menschen im geographischen und weltanschaulichen Sinne."

Die Elemente der keltischen Landvermessung

Die angegebenen Azimuts und Winkel lassen sich im Schweizer Mittelland feststellen; die Werte sind gerundet und haben - soweit feststellbar - den 47. Breitengrad als Hintergrund.

Element	Erklärung/Deutung
90°/180°	Frühlings-, bzw. Herbstäquinoktium (gesetzter, nicht tatsächlicher Wert)
180°/360°	
126° SE/306° NW	Sonnenwendachse (gesetzter, nicht tatsächlicher Wert)
36° NE/216° SW	Querachse zur Sonnenwendachse. Rechnerisch die Ostabweichung nach Norden, bzw. nach Süden bei den Solstitien.
61° NE/241° SW	Erster Hauptazimut der keltischen Landvermessung. Sonnenaufgangsazimut im Sommerhalbjahr
150° SE/330° NW	Komplementärwinkel des obigen Azimuts, basierend auf einer Zwölferteilung des Kreises.
101° SE/281° NW	Zweiter Hauptazimut der keltischen Landvermessung. Sonnenaufgangsazimut im Winterhalbjahr.
12° NE/192° SW	Komplementärwinkel des obigen Azimuts, zu errechnen aus: $101 - 90 + 1 = 12$
121° SE/301° NW	Sonnenaufgangsazimut im Winterhalbjahr oder zweiter Komplementärwinkel zu 61° NE, addiert aus dem Azimut und einer Sechserteilung des Kreises ($61 + 60 = 121$).
42° NE/222° SW	Drittelerung der Sonnenwendachse
77° NE/257° SW	Sonnenaufgangsazimut im Frühling und/oder Herbst oder weiterer Komplementärwinkel zu 61° NE, errechnet aus dem Azimut und 1/4 des Wertes ($61,6 : 4 \times 5 = 77$).

Die daraus folgende Regelmäßigkeit der Ortswahl und ihrer Strukturen entspricht der mathematisch berechenbaren Regelmäßigkeit der Bewegung und der Fixpunkte der Gestirne im Kosmos.

Die vom Autor nachgewiesene keltische Landvermessung scheint gänzlich auf der Beobachtung der Sonne aufgebaut zu sein - die im letzten Beitrag [537f] noch behauptete Mondvisur als Erklärung für den Winkel von 42° NE wird hier fallengelassen. Abbildung 8 zeigt in Form einer Tabelle die nachgewiesenen Azimuts und Vermessungswinkel, samt ihrer Deutung und Erklärung. Klar geht daraus eine Achterteilung des Jahres hervor. Aber trotz einiger Teilungswinkel (36° NE, Nord-Süd-Achse) und zweier Komplementärwinkeln (150° SE und 12° NE) scheinen den alten Vermessern für die praktischen Bedürfnisse zuwenig Achsen zur Verfügung gestanden zu haben, weshalb man zusätzliche Teilungswinkel geschaffen hat: 77° NE und 121° SE als vom ersten Hauptazimut von 61° NE herzuleitende Werte und - fast eindeutig - den Winkel von 42° NE als Drittelung des Wertes der Sonnenwendlinie (126° SE).

Bei allen Azimuts und Winkeln ist zu bemerken, daß hier immer mit gerundeten Werten operiert wird. Aber besonders bei den Hauptazimuts, also 61° NE und 101° SE, ist zu erwähnen, daß der Durchschnitt der gemessenen Werte etwa $0,5^\circ$ mehr beträgt.

Bereits im letzten Heft [ZS 1/98, 153f] hat der Autor die im ersten Aufsatz vertretene Behauptung berichtigt, der Azimut 61° NE stehe für das Beltene- und 101° SE für das Lugnasad-Fest - letzteres ist schon deshalb unmöglich, weil 101° ein Sonnenaufgangsazimut im Winterhalbjahr ist, Lugnasad aber auf Anfang August fällt. Der Verfasser hat nachher die Hypothese aufgestellt, daß jeder der erwähnten Hauptazimuts für ein bestimmtes Fest im Sommer- beziehungsweise Winterhalbjahr stehe. Damit wären von den vier keltischen Hauptfesten des Jahres nur deren zwei vertreten, die behauptete Achterteilung damit nicht erfüllt. So modifizierte der Schreiber die Behauptung dahin, daß er postulierte, jeder der beiden Sonnenaufgangsazimuts stehe womöglich für je zwei Hauptfeste; also 61° NE für Beltene und Lugnasad, 101° SE für Samain und Imbolc. Diese These hat umso mehr für sich, als die astronomischen Azimuts der beiden Feste des Sommer- und Winterhalbjahres dicht beieinander liegen und deshalb im Gelände schwer auseinanderzuhalten wären und sogar verwechselt werden könnten.

Eine Feststellung im Gelände stützt die letztere Behauptung: In dem Belchen-System [vgl. Amann] bezeichnet der Visierpunkt des Grand Ballon

vom Ballon d'Alsace (Elsässer Belchen) aus mit 65° NE sowohl den Sonnenaufgang Anfang Mai (Beltene) als auch Anfang August (Lugnasad); der Visierpunkt Illfurth-Brytzyberg ebenfalls vom Elsässer Belchen aus mit 116° SE den Sonnenaufgang Anfang November (Samain) und Anfang Februar (Imbolc) [Aujourd'hui 126, Abb.].

Nachdrücklich sei darauf hingewiesen, daß jedweder Sonnenaufgangszimut, der als Achse oder Visurlinie für eine allgemeine Limitation dient, seine ursprüngliche Funktion verliert und nurmehr eine symbolische astrometrische Bedeutung behält. Aber trotzdem ist anzunehmen, daß dahinter Werte stehen, die im Gelände bestimmt und nicht mathematisch errechnet wurden.

Literatur

- Amann, Peter (1997): "Die Landschaft als keltischer Kalender"; in *ZS IX* (1) 8
- Archäologie der Schweiz* (1991): "Die Helvetier und ihre Nachbarn; Sondernummer 14/1
- Aujourd'hui, Rolf d' (1997): "Zum Genius Loci von Basel. Ein zentraler Ort im Belchen-System"; in *Basler Jahrbuch 1997*; Basel 1997, 125-138
- Birkhan, Helmut (1997): *Kelten. Versuch einer Gesamtdarstellung ihrer Kultur*; Wien
- Collis, John (1984): *Oppida, earliest towns north of the Alps*; Sheffield
- Illig, Heribert (1988): *Die veraltete Vorzeit*; Frankfurt/M.
- Kaenel, Gilbert/ Curdy, Philippe (1988): *Das Wistenlacher Oppidum (Mont Vully)*; Sugiez (Archäologischer Führer der Schweiz, 23)
- Le Roux, Françoise/ Guyonavarc'h, Christian-J. (1990): *La civilisation celtique*; Rennes
- Lorenz, Herbert (1985): *Rundgang durch eine keltische "Stadt"*; Pfaffenhofen
- Marti, Otto (1973): *Aufbruch des Abendlandes. Völker und untergegangene Reiche im Europa der Urzeit*; Zürich
- Pfister, Christoph (1997): "Brenodurum - Bern und die Entdeckung einer keltischen Landvermessung im Berner Mittelland"; in *ZS IX* (4) 628
- (1998): "Ist Bern eine keltische Stadt?"; in *Berner Zeitung*, 30.1.98

Dr. phil. Christoph Pfister, CH-1702 Fribourg, Grand-Rue 17

Wie gewonnen, so zerronnen

Zum Fortschritt im Frühen Mittelalter

Heribert Illig

Manchmal wünscht man sich mehr Frauen an der Macht. Die ersten vierzig professoralen Äußerungen zu meiner Mittelalterthese stammten allesamt aus Männerkehle oder -faust, und allzuoft klaffte ein breiter Spalt zwischen hehrem wissenschaftlichem Anspruch und Imponiergehabe, Ignoranz oder Pfründenwahrung. Symptomatisch zuletzt Dr. Karl Brunner, Wien, der vor laufender Kamera bemängelte, daß mein Buch die Karls-Literatur der letzten 20 Jahre vernachlässige; er dürfte dieses Buch - trotz häufiger Nachfrage in seinem Institut - noch gar nicht gelesen haben.

In Leipzig war erstmals alles ganz anders. Dort wurde Frau Prof. Ingeborg Flagge als Architekturwissenschaftlerin auf meine These aufmerksam. Anstelle die Aachener Pfalzkapelle vor mir in Sicherheit zu bringen und diese brisante Zone weiträumig zu umgehen, war sie neugierig geworden. Sie vereinbarte mit Prof. H.-U. Niemitz eine Veranstaltung an der *Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur*, bei der im Eingangsdrittel Hans-Ulrich die Phantomzeitthese samt ihren Folgen für C14 und Baumringe vorstellen sollte. Die restliche Zeit wurde mir für die architektonischen Belange eingeräumt.

Das Autoradio empfing mich am 29.4. in Leipzig gleich mit dem Hinweis auf eine interessante MA-Veranstaltung im Hörsaal 109, die der Öffentlichkeit zugänglich sei. Vor Ort erwies sich dieser Hörsaal als zu klein, so daß die Corona in den Audimax wechselte. Auch dort waren alle Sitzreihen, Stufen und Eingangstüren dicht besetzt. Frau Flagge zeigte sich in der Begrüßung hocheifrig über das lebhafteste Interesse und gab dann ein ebenso knappes wie prägnantes Statement ab: Sie habe die Phantomzeitthesen gelesen, und weil sie den architektonischen Beweisgang nicht widerlegen könne, habe sie Niemitz und mich zum Vortrag eingeladen.

So einfach könnte das sein. Und so einfach war es auch. Wir trugen insgesamt anderthalb Stunden vor, dann wurde mehr als zwei Stunden diskutiert - und weder stürzte der Audimax ein noch der Lehrkörper ab. Eine grundstürzende These wurde ohne Untergriffe, Häme und Verleumdung geprüft - wie es der Wissenschaft auch sonst ziemen würde.

In Berlin hält Prof. Michael Borgolte seit dem 20.4. sein Proseminar zur Frage *Hat Karl der Große je gelebt?*, wie im letzten Heft [174] angekündigt. Hans-Ulrich Niemitz konnte der ersten Sitzung folgen, deren Teilnehmerzahl den verfügbaren Raum überforderte. Dem Vernehmen nach geht es tatsächlich sehr sachlich um die Frage, inwieweit das mediävistische Instrumentarium dieser These gewachsen ist. Borgolte hat keinen direkten Kontakt zu mir gesucht. Immerhin läßt sich dank Wilfried Gärtner als Zwischenstand mitteilen, daß auch bei der fünften Sitzung der Raum noch zu klein war und die Debatte um Urkundentexte sehr sachlich verlief.

Die Nachhut der Alamannen

Seit letztem Jahr zieht eine umfangreiche Alamannenausstellung durchs Land. Nach Stuttgart und Zürich war Augsburg bis zum 7.6. die dritte und letzte Station. Ziel der Präsentation ist selbstverständlich dieser Germanenstamm, der im späteren 3. Jh. im Südwesten ins römische Besatzungsgebiet einsickert und bis gegen 700 präsent bleibt. Dann dominieren die Franken, womit sich die Frage nach dem weiteren Gang der Geschichte eigentlich nicht stellt. So sieht das auch der umfangreiche Katalog. Doch speziell für Augsburg wurde eine zusätzliche Vitrine (Nr. 335) präsentiert, deren Beschriftung es wert ist, hier wiedergegeben zu werden:

"Leben in Ruinen?" Augsburg im frühen Mittelalter

Die ehemalige Provinzhauptstadt *Augusta Vindelicorum* nahm als alter Verwaltungsmittelpunkt und zentraler Handelsort der Region zweifellos auch im frühen Mittelalter eine bedeutende Position ein. Über die Stadtentwicklung und die baulichen Strukturen jener Zeit ist jedoch nur wenig bekannt. Eine Handvoll Münzen und Keramikscherben stellten lange Zeit die einzigen Zeugnisse einer Weiterbesiedlung der Stadt im 6./7. Jahrhundert dar. Durch die 1996 begonnenen Grabungen 'Hinter dem Schwalbeneck' konnten nun *erstmalig* sichere Baubefunde des frühen Mittelalters freigelegt werden.

Neben größeren, ebenerdigen Holzbauten (C, D) und einem Grubenhaus (E), wie sie aus ländlichen germanischen Siedlungen bekannt sind, fanden sich auch mehrere Steingebäude (A, B), deren Bautechnik auf eine ungebrochene römische Bautradition hinweisen. Es handelt sich um relativ

einfache, kleinräumige Bauten mit lehmgebundenen Bruchsteinmauern, Lehmstampfböden und Herdstellen im Innern. Bei ihrer Errichtung wurde der spätrömische Vorgängerbau teilweise abgebrochen oder einplaniert, teilweise aber auch mit einbezogen. *Ein Raum dieses Gebäudekomplexes (A) wurde offenbar kontinuierlich bis in das 9./10. Jahrhundert weitergenutzt* und durch spätere Einbauten untergliedert." [Fettkursive Hvhg. durch HI]

Im *erfundenen Mittelalter* [156] steht mein Befund zum herkömmlichen Frühmittelalter: "Die Bischöfe hausten fast allein in den Ruinen der Städte und hielten so die Siedlungskontinuität aufrecht". Sah man sich hier bemüht, aus aktuellem Anlaß heraus den Bogen bis zum sicheren 10. Jh. zu schlagen? Hatte man bislang nur vermuten können, daß dieser "alte Verwaltungsmittelpunkt und zentrale Handelsort" auch unterm großen Karl nicht gänzlich verwaist war, ist nun "erstmal" jahrhundertelange Kontinuität überzeugend abgesichert.

Abgesang und Aufgalopp in Paderborn

Diese schöne Erfolgsmeldung wurde jedoch entscheidend dadurch beeinträchtigt, daß am 2.4. eine nüchterne Videotext-Meldung in ARD/ZDF einen stolzen Mythos zerstörte.

"Thron Karls des Großen ist Treppe.

Der vermeintliche Thron Karls des Großen in der Paderborner Kaiserpfalz ist nichts anderes als eine gewöhnliche Treppe.

Dieses Forschungsergebnis haben Archäologen des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe bekanntgegeben.

Nachträgliche Untersuchungen der Ausgrabungen von 1964 bis 1977 hätten ergeben, daß das vermeintliche Steinpodest des Throns eine Treppe gewesen sei, die im 9. Jahrhundert in ein Querhaus geführt habe. Die fünf Forscher hatten rund 100 000 Keramikscherben, 7000 Fotos und 3000 Zeichnungen neu ausgewertet."

Eine seltsame Meldung angesichts der eher schlichten Neuigkeit, daß sich ein paar Stufen als Treppenabsatz herausstellen. Aber dem Forscherteam um Dr. Matthias Wemhoff (uns aus dem MDR-Film zur Phantomzeitthese bekannt) war es ernst. Feierlich wurde die Hinweistafel zu Karls Sitzmöbel

abgeschraubt und "auch noch das letzte Karl-Heiligtum in Paderborn" demontiert: Der "'Thron' des Kaisers, der jahrzehntelang ehrfürchtig in dem Glaskasten an der Nordseite des Domes bestaunt wurde [...] In den vier Löchern drumherum steckten nicht, wie vermutet, die Pfeiler für ein Baldachin über dem Thron, sondern die schlichten Stützen der Treppenüberdachung. Und unser über alles geschätzte Karl (768-814) hat noch nicht einmal einen Fuß auf diese Treppe gesetzt, weil sie nachweislich erst lange nach seinem Ableben im 10. Jahrhundert gebaut wurde..." [*Paderborner Kreiszeitung* in der *Neuen Westfälischen* vom 3.4.98; daraus auch die nächsten Zitate].

Sic transit gloria mundi, denn "Die moderne Wissenschaft kennt kein Erbarmen". Dafür versteht sie etwas von Public Relations. Denn natürlich mußte man nicht 100.000 Scherben und 10.000 Bilder auswerten, um eine Treppe als Treppe zu erkennen. Das 'Thronopfer' soll das Publikum nächstes Jahr in eine Ausstellung locken, die an jenes Jahr 799 erinnert, "in dem der Frankenherrscher und Papst Leo III. in Paderborn die Kaiserkrönung Karls verabredeten", von der dann Karl am Weihnachtsfest 800 laut Einhard völlig überrascht wurde.

Endlich sind damit jene Funde aufgearbeitet, die vor 20, 30 und mehr Jahren zwischen Dom und Ottonenpfalz ausgegraben worden sind. Sie werden ab 23.7.99 beweisen, daß norditalienische Kultur bis Paderborn ausstrahlte, daß die als Küche der Karlspfalz interpretierten Mauerreste ein Klostergebäude bezeugen, wie überhaupt diese grenznahe Pfalz stark von kirchlichen Funktionen geprägt gewesen ist.

Es wäre schön, diese längst ausgegrabene Karolingerpfalz im Rahmen unseres nächsten Jahrestreffens besichtigen zu können. Doch da wir uns, voraussichtlich in Paderborn, wieder zu Himmelfahrt treffen werden (da wird auch der Karlspreis verliehen), werden uns die Tore der Ausstellung noch nicht offenstehen.

Abschließend sei die erstaunliche Virulenz von Karl dem Fiktiven durch zwei Zitate belegt. Laut dem ersten muß er sich in einem unbeobachteten Moment auch noch verdoppelt haben.

"Brauchen wir einen neuen europäischen Super-Mythos, der die Einigung Europas sinnfällig vorantreibt? Es gibt Ansätze, meint Hagen Schulze von der FU Berlin. 'Einstweilen ist aber noch nichts in Sicht, was eine derartige Leuchtkraft für Europa hätte - vielleicht mit Aus-

nahme des Bildes von Adenauer und de Gaulle in der Kathedrale von Reims, dem ersten Mal seit Karl dem Großen, daß die Anführer des Ost- und des Westreiches einvernehmlich nebeneinanderstehen'." [Werner Bloch in SZ vom 28.3.1998]

Und der Freundeskreis *Botanischer Garten Aachen* berichtete auf seiner Jahreshauptversammlung:

"Für den Karlsruhgarten, einen Kräutergarten nach dem Capitulare de villis Karls des Großen, liegen die Genehmigungen vor, und die Vorbereitungen sind abgeschlossen. Dank einiger Spenden ist es dem Verein möglich, im Frühjahr mit dem Bau des Karlsruhgartens in Melaten zu beginnen." [*Aachener Nachrichten*, vom Freitag dem 13.2.1998]

Zur Phantomzeit im frühen Mittelalter

- ♣ 29.3. MA-Vortrag durch HI in Gräfelfing ♣ 2.4. *MDR (TV)*, Leipzig 13.30 - Klaus Simmering: 300 Jahre erstunken und erlogen (Wiederhol.) ♣ April - 5. Auflage von *Das erfundene Mittelalter*, München ♣ 21.4. *SZ Regional*, München - Rita Baedeker: Heribert Illig liest am 22. April 1698 ♣ 22.4. Gräfelfing - Vortrag HI ♣ 24.4. *Münchner Merkur Regional*, München - Leo Ernstberger: Historisches Vakuum mit Thesen gefüllt. Lochhamer bezweifelt Existenz Karls des Großen ♣ 24.4. *SZ Regional*, München - Roland Schulz: Die größte Verschwörung der abendländischen Geschichte ♣ 29.4. *Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur*, Leipzig - Auf Initiative von Prof. Ingeborg Flagge Vortrag durch Prof. H.-U. Niemitz und HI: Das erfundene Mittelalter ♣ 18.5. *ORF 2*, Wien (TV) 22.30 - Im *Treffpunkt Kultur* unter anderem "Der große Zeitschwindel". Kurzdiskussion zwischen Dr. Karl Brunner, Wiener Mediävist, und HI, Moderation Karin Resetarits ♣ 11.6. - *Freie Universität Berlin*, Vortrag HI: Das Ende als manipulierter Anfang: Die simulierte Jahrtausendwende, im Rahmen der Tagung "Enden von Geschichten / Geschichten des Endens" unter Leitung von Prof. Wilhelm Schmidt-Biggemann ♣

Chinas Geschichtsschreibung

Prüfstein für oder gegen Illigs Mittelalterkürzungsthese ?

Uwe Topper, Berlin

Vorbemerkung

Heribert Illig hat gleich zu Beginn [1991], als er seine überraschende These von der Kürzung des Mittelalters um rund 300 Jahre vorstellte, hervorgehoben, daß diese Kürzung auch für alle anderen synchronisierten Kulturbereiche gelten müsse, ganz besonders für Zivilisationen mit hochentwickelter staatlicher Geschichtsschreibung, wie sie in Arabien, Persien und China vorgenommen wurde [vgl. Illig 1991a].

Er zeigte schon zu jenem Zeitpunkt die grundsätzlichen Wege, die bei der Detailarbeit einzuschlagen wären. Seinen Anregungen folgend habe ich einige Hinweise im außereuropäischen Bereich gefunden und [1994-96] hier im *Bulletin* veröffentlicht. In einem Rundgang untersuchte ich das islamische Andalusien und den Maghreb, den islamischen Orient (unter besonderer Berücksichtigung von Persien) und Indien. In allen Gebieten war es entweder nicht auszuschließen, daß Illigs These Chancen auf Verifizierbarkeit hat, oder sie wurde geradezu bestätigt, wie ich am Beispiel Persien zeigen konnte. Den Abschluß dieses Rundweges sollte der Ferne Osten mit Schwerpunkt China bilden.

Der Text für China, Tibet und Japan war im Februar 1997 fertiggestellt und ging an Illig zum Druck ab, doch kurz darauf rief ich - gewarnt durch einige Fachleute - den Artikel zurück und machte mich erneut an die Nachprüfung. Im islamischen Bereich und selbst in Indien hatte ich aufgrund meiner persönlichen Erfahrung und durch mein Studium ein relativ sicheres Urteil fällen können, für China trifft das nicht zu. Ich kann kein Chinesisch und war nie im Reich der Mitte. Für meine Untersuchung hatte ich nur Sekundärliteratur verwendet, etwa zwei Dutzend Werke europäischer und amerikanischer Sinologen vom 17. Jh. bis heute.

In Diskussionen mit Sinologen, die alle von der Unsinnigkeit der Illigschen These überzeugt sind, konnte ich das Material zwar filtern, aber keine Zustimmung erlangen. Wenn ich nun doch eine Kurzfassung - also nur den grundsätzlichen Gedankengang - in diesem Artikel (als Vortrag gehalten am 23.5.98) vorstelle, bin ich mir darüber im klaren, daß ich mich

auf Glatteis begeben. Die europäischen Sinologen sind sich nämlich völlig darin einig, daß die heute benützte chinesische Chronologie durchgehend belegt und über jeden Zweifel erhaben sei, und zwar spätestens ab Herbst des Jahres -841, wobei "nicht ein Tag ausgelassen" sei. Zumindest liegen für jedes Jahr Annalen vor [Moule 1957]. Die beiden heute benützten Synopsen, die durch europäisierte Chinesen 1905 (Tchang) und 1910 (Hoang) erstellt wurden, verzeichnen für jeden chinesischen Kalendertag einen christlichen Kalendertag, wobei die Zweifel oder Abweichungen minimal sind. Eine Standardausgabe der chinesischen Geschichte in 5 Bänden mit über 9.000 Seiten bringt ein felsenfestes Chronologiegerüst (mit unseren christlichen Jahresangaben), das im Vergleich zur Geschichtsschreibung anderer Hochkulturen eine eherne Meßlatte genannt werden kann. Dennoch: Mit Illig's beiden Grundforderungen ausgerüstet, läßt sich auch dieser Koloss zerbrechen, nämlich mittels Überprüfung der Quellen auf ihre *Echtheit* und der Frage nach der *Zuordnung* von Ereignissen in parallelen Zeitsystemen.

Einen ersten Riß erhält die scheinbar wasserdichte chinesische Herrscherdatierung schon im Jahr -213, als auf Befehl Kaiser Shi-Huang's alle greifbaren Dokumente verbrannt und durch völlig neugeschriebene Annalen ersetzt wurden. Damit dürfte der vor dem angeblichen Jahr -213 liegende Zeitraum zur Legende geworden sein. Auch später hat es an Zerstörungen und Neuschreibungen nicht gefehlt. Bekannt ist, daß im Jahr -104 eine grundsätzliche Kalenderreform durchgeführt wurde. Ein Geschichtswerk der Sung-Dynastie setzt aber den Neubeginn der geordneten Zeitrechnung mit -403 an. Der Abstand zwischen beiden Daten beträgt 299 Jahre. Könnte das schon ein Hinweis auf den Sprung sein?

1. Querverbindungen

Wir stellen uns das Reich der Mitte mit seinen natürlichen Grenzen vor: ein beinahe quadratisches Riesenreich, das von Meeren, Steppen und Hochgebirgen geschützt mit sich selbst stets genug zu tun hatte und auch kaum Interesse an den "barbarischen" Nachbarn zeigte. Das Problem stellt sich so: Gibt es Dokumente, die eine Querverbindung zu den anderen Hochkulturgebieten beiderseitig bestätigen? Wir wissen zwar, daß sich römische Kaiser und Gotenfürsten in chinesische Seide kleideten, und daß China persische Zuchtpferde einfuhrte, aber über den Austausch liegen keine Quellen vor. Hirth [1885, 304] hat speziell nach Berührungspunkten zwischen chinesischer und abendländischer Geschichtsschreibung geforscht und er-

staunt festgestellt, daß zwar Botschafter von China nach Rom und umgekehrt unterwegs waren, jedoch stets nur an ihrem Ankunftsort vermerkt wurden, nicht bei ihrer Absendung und nicht bei ihrer Rückkehr. Eine Ausnahme in den chinesischen Annalen bildet ein gewisser Kan Ying, der im Jahr +98 als erster so weit westlich wie Rom gelangt sei. Dann waren die von Kaiser Augustus empfangenen Chinesen entweder keine offizielle Gesandtschaft oder sie schafften den Heimweg nicht, oder es liegt eine zeitliche Verschiebung der beiden Ereignisse um rund ein Jahrhundert vor. Alle übrigen Hinweise auf Querverbindungen sind noch diffuser.

Erst in den Chroniken der Tang-Zeit - wir merken auf - findet Hirth [293] interpretierbare Angaben.

"Nachdem die Ta-Shi [wir würden heute Tadschiken sagen, jedenfalls Moslems] die christlichen Länder erobert hatten, schickten sie ihren General Mo'i aus, um deren Hauptstadt [man denkt an Byzanz] zu erobern. Man einigte sich auf freundschaftliche Beziehungen und Tributzahlungen in Form von Gold und Seide. In der Folgezeit wurden die Christen den Moslems untertan."

Hirth identifiziert General Mo'i mit dem Omayyadenchalifen Mu'awiyya, der nach der bisher üblichen Chronologie ab 661 Herrscher des gesamten Orients war und ein restbyzantinisches Reich duldete. Im selben Zusammenhang werden vier islamische Gesandtschaften an den chinesischen Kaiserhof vermerkt, in den Jahren 643, 667, 701 und 719. Wenn wir uns an die Korrektheit der ermittelten chinesischen Jahreszahlen halten könnten, wäre hier ein Hebel anzusetzen, um Illigs These zu widerlegen.

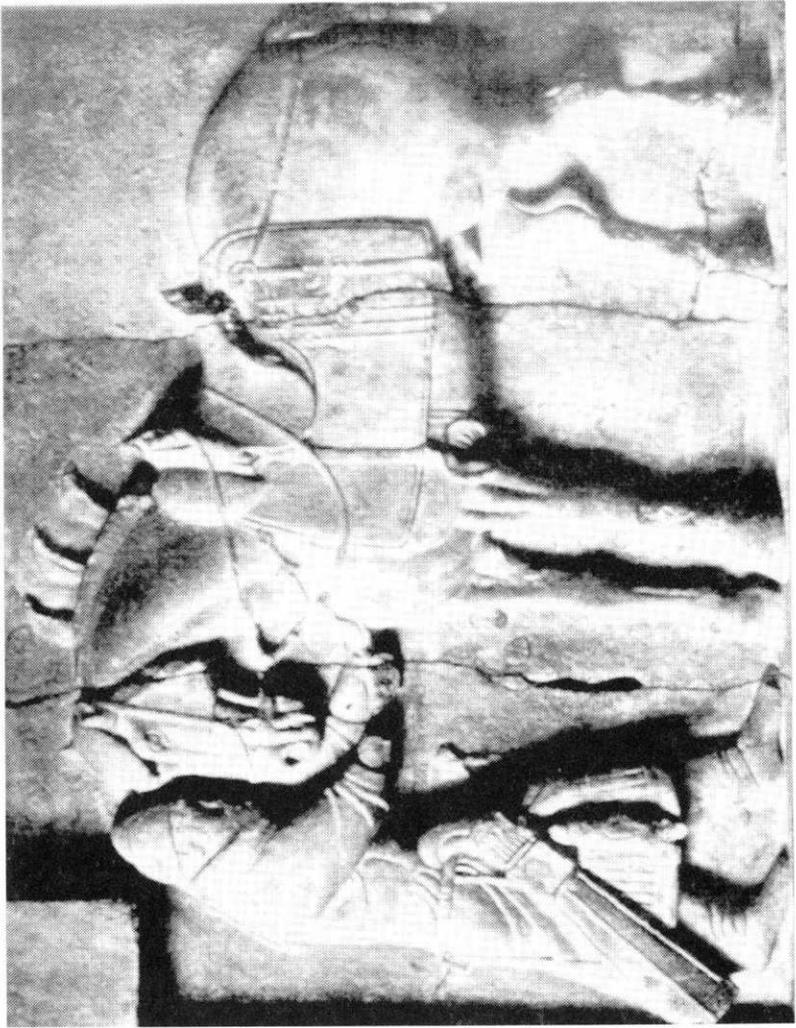
Aber schon die nächste Nachricht macht alles wieder zunichte. In der "Jüngeren Tang-Chronik" (nach 1060) taucht direkt im Anschluß an den dort wiederholten Satz über General Mo'i der Name eines anderen islamischen Herrschers auf, der 1081 eine Mission an den chinesischen Hof geschickt habe. Es ist Mieh-li-sha, und dieser wird von Hirth mit Malik Schah von Iran gleichgesetzt, was einleuchtet. Die Kontakte zwischen den beiden mächtigen Nachbarstaaten waren also in den ersten 70 Jahren islamischer Herrschaft recht häufig, setzten dann für 300 Jahre aus und begannen danach erneut, ohne wieder abzureißen. Das macht auf mich denselben Eindruck wie die von Illig, Zeller und mir schon mehrfach über den Iran berichtete Verschiebung: Auf die Omayyaden folgen die Buyiden, auf das 7. Jh. folgt das 10. Jh. Wer hat die Tang-Chroniken beeinflußt oder chronologisch geordnet?

2. Der Roman von den Tang-Kaisern

Der eigentliche Zeitabschnitt, um den es in unserer Suche geht, ist ausgerechnet deckungsgleich mit der chinesischen Tang-Zeit, der glanzvollsten Epoche der chinesischen Hochkultur. Sie dauerte von 618 bis 907, also praktisch genau so lange, wie der von Illig im abendländischen Mittelalter herausgeschnittene Zeitraum (614 bis 911). Fast wie ein monolithischer Block ragt diese Tang-Dynastie und ihre kulturelle Blüte aus der sonst von Wirren und Kämpfen zerrissenen Geschichte Chinas heraus. Zwar gibt es eine kurze Episode eines Aufstands mit bürgerkriegsähnlichen Zuständen, auch Kämpfe mit den türkischen Nachbarn fehlen nicht, aber im Vergleich zu den anderen Dynastien ist die Tang-Zeit ein Muster an Frieden und Pracht. Diese Periode in Frage zu stellen, sagte mir ein Sinologe, hieße, China selbst zu bezweifeln. Suchen wir jedoch nach konkreten Dokumenten, dann wird alles brüchig.

Moderne Kunstbände können praktisch kein einziges echtes Gemälde jener Zeit vorweisen; es gibt nur Kopien aus späterer Zeit, die angeblich Meister der Tang-Zeit nachahmen. (Außerdem kennen wir Fresken aus den westlichen Randgebieten, die in diesen Zeitraum datiert werden, was aber völlig unsicher ist.)

Im Kunsthandel berühmt sind die Grabfiguren der Tang-Zeit, von denen Tausende vorhanden sind, ohne daß deren Fundorte oder Herstellungszeit bekannt wären. Alle besseren Museen in China und der gesamten Welt besitzen Sammlungen dieser anmutigen bemalten Tonfiguren, die einfach auf Grund ihres einheitlichen Stils als "Tang" eingestuft werden. Archäologische Untersuchungen über ihre Herkunft gibt es nicht und sind auch vorläufig aussichtslos, wie Thilo [1992, 74] ausdrücklich feststellt. In derselben Fachzeitschrift aus Dresden hat sein Kollege Krüger [55] chinesische Amulette untersucht und zwar unter dem Gesichtspunkt, "als alleiniges Ordnungsprinzip den chronologischen Aspekt" anzuwenden. Er stellt Münz-amulette aus praktisch allen Epochen der chinesischen Kultur vor, von der Zeit der Streitenden Reiche (5.-3 Jh.) bis zur letzten Dynastie vor der modernen Republik. Selbst die "Späten Tang", hier durch die letzte dieser fünf Nachzüglerdynastien (951-960), sind vertreten, aber die großen Tang glänzen durch Abwesenheit. Bei diesen Glücksbringern handelt es sich nicht um Zahlungsmittel, sondern um Münznachahmungen, die zu jedem späteren Zeitpunkt hergestellt sein können, wobei als Vorbilder gerne die Glanzzei-



"Der General Ch'iu Hsing-kung zieht dem Lieblingspferd seines Kaisers, 'Sturmwind', einen Pfeil aus der Wunde. Steinrelief (1,73 m hoch) vom Grab des Kaisers T'ai-tsung, der 649 starb." [Bildlegende laut Cotterell/Yap, 166]

ten der chinesischen Kaiser gewählt wurden. Die Tang gehörten offensichtlich nicht dazu.

Den Tang-Kaisern und ihren Hofleuten und Konkubinen werden Gräber zugeordnet, von denen aber bis heute nur ganz wenige ausgegraben sind. Die archäologische Arbeit hat in China gerade erst begonnen, und es gibt dringlichere Aufgaben, als bekannte Grabstätten zu öffnen. Fast alle archäologischen Tätigkeiten im heutigen China sind Notgrabungen, die bedrohte Zufallsfunde schützen sollen. Außerdem gibt es praktisch keine Ausgrabungsberichte in westlichen Sprachen, abgesehen von kurzen Zusammenfassungen in Englisch am Schluß der chinesischen Grabungsberichte (diesen Hinweis verdanke ich Manfred Zeller).

Wenn wirklich einmal ein greifbares Fundstück von den Tang zeugt, verdoppelt sich das Problem sogleich. Das berühmte Reiterrelief, das für den Kaiser Tai-tsung (625-649) geschaffen worden sein soll, den Sohn des Gründers der Dynastie und Glanzfigur aller Tang, wird von einigen Kunstkennern als Fälschung angezweifelt. Ich kenne das Relief nur von Fotos, aber wenn Fachleute einen derartigen Verdacht aussprechen, dann ist er erfahrungsgemäß auch berechtigt. Schauen wir uns das Bild genau an, dann wird die zeitliche Einordnung fragwürdig, denn es zeigt das kaiserliche Pferd mit Steigbügeln. Aber sämtliche bemalten Grabfigürchen der Tang, die gesattelte Pferde darstellen, sind noch ohne Steigbügel, auch ein ganzes Jahrhundert nach Tai-tsung.

Es gibt eine berühmte Lyriksammlung der Tang-Zeit, die aber erst 1763 herausgegeben wurde; die genau 300 Strophen sind streng konfuzianisch im Gehalt (wir merken uns das für später). Im Nachwort zur deutschen Ausgabe sagt Klöpsch [1991]:

"Das 7. Jahrhundert erlebte eine der größten militärischen Expansionen der chinesischen Geschichte. Die Truppen der Tang-Kaiser drangen bis weit nach Zentralasien vor, standen vor Bagdad und kämpften im nördlichen Indien."

Ob Klöpsch weiß, wie weit Bagdad von der damaligen chinesischen Grenze entfernt liegt und was sich dort nach offizieller Geschichtsschreibung abgespielt haben soll? Damals sollen nämlich die Araber bis weit in den Ostiran gedrungen sein und Städte wie Buchara und Merw besetzt haben. Klöpsch - oder sein chinesischer Gewährsmann - überspringt mit seinen Märchensoldaten einen Raum, der in Europa von Odessa bis Lissabon reichen würde.

Die Hauptstadt der Tang, berichtet Klöpsch weiter, war ein ummauer-tes Geviert von 9,7 km Länge und 8,2 km Breite, in dem 2 Millionen Menschen wohnten, unter ihnen eine große Anzahl Ausländer. Weltoffenheit, Toleranz und ein Handel ohne Grenzen hätten das Leben dort bestimmt. Müßten wir nicht auch durch Dokumente davon Kenntnis haben? Archäologisch ist leider nichts davon übrig geblieben.

Offensichtlich aus derselben Quelle schöpfte schon der Franzose Gernet [1972, 202f] und fügte noch den Bericht über zwei ebenfalls riesige Neben-hauptstädte hinzu. Sie seien schon unter der vorherigen Dynastie, den Sui, erbaut worden, die auch die Binnenschifffahrt durch Ausbau der Kanäle gefördert hatten. Mit gewaltigen Anstrengungen schufen sie schon um 600 das wirtschaftliche Gerüst Chinas für das 7. bis 9. Jh. [ebd., 205]. Da blieb den Tang zum Glück keine Arbeit mehr. Auch an der Großen Mauer, an der alle Dynastien ihren Anteil hatten, haben die Tang während ihrer 300-jährigen Geschichte nicht gebaut.

Haben wir etwa in China eine so glanzvoll erfundene Epoche wie die der Karolinger in Mitteleuropa? Haben vielleicht beauftragte Historiker der nachfolgenden Sung-Dynastie Romane verfaßt, um der eigenen Herrschaft ein prachtvolles Fundament zu geben? Oder ist der Vorgang noch später erfolgt, parallel zur christlichen Geschichtsschöpfung?

3. Astronomie

Seit der sagenhaften Frühzeit beschäftigten sich die chinesischen Schrift-kundigen mit Astronomie, wobei mystische oder religiöse Ziele oft der Hauptantriebsgrund waren. Es ging nicht so sehr um Kalenderfragen wie zum Beispiel den Aussaatbeginn für die Bauern, sondern meist um horoskop-artige Festlegung von günstigen und ungünstigen Tagen, was alle Menschen betraf, vom Kaiser bis zum Kuli, und alle Lebensbelange vom Hausbau bis zum Tanzvergnügen. Ein dafür angestellter Stab von Beamten legte jeweils zu Jahresbeginn die Voraussagen fest. Wenn sie ungenau waren oder eine Sonnenfinsternis vergaßen, glaubte das Volk, daß der Kaiser unfähig sei, denn als Abgesandter des Himmels hätte er es besser wissen müssen.

Leider sind aber die Notizen in den Chroniken kaum brauchbar, da sie fast nie echte Beobachtungen mitteilen, sondern errechnete Daten. Im 11. Jh. erlebte die islamische Welt einen enormen Aufschwung der astronomi-schen Wissenschaft, aber erst mit der Durchdringung des chinesischen Inlands 1273 durch Sayyid-i-Adschall aus Buchara (unter Kublai Chan)

begann die islamische Einflußnahme auf den chinesischen Kaiserhof. Etwa 1351 beginnt auch dort die Neuordnung der Chroniken durch islamische Beamte, die als Kalenderreformatoren wirkten. Dieses Datum ist überaus bedeutungsvoll, denn - wie Christoph Marx [1997] uns seit Jahren klarzumachen versucht - ist vier Jahre vorher, 1347, der "letzte 'Große Ruck'" passiert, und wir können alle Kalenderdaten, die davor liegen, als rückprojizierte Erfindungen ansehen. So auch in China, oder gerade dort, denn das Unglück ist vermutlich irgendwo am Westrand Chinas geschehen, vielleicht in der Takla Makan-Wüste, die einst blühendes Kulturland gewesen war.

Als einen der Gründe für den Untergang der Ming-Dynastie und den Selbstmord ihres letzten Kaisers gibt man an, daß seine Hofastronomen unfähig waren, den Kalender korrekt zu handhaben. Offensichtlich hatten die Moslems, die dafür verantwortlich waren, ihre Arbeit in den letzten Jahren nur flüchtig verrichtet, denn Kalender und Finsternisse stimmten nicht mehr. Während der letzten Ming-Kaiser begannen die Jesuiten ihre Mission in China. Es war eine hochintellektuelle Gruppe von Männern aus ganz Europa, die unter dem diplomatischen Schutz Portugals, aber dennoch unter ständiger Lebensgefahr den katholischen Glauben ausbreitete. Wegen ihrer außergewöhnlichen Fähigkeiten auf den Gebieten Mathematik, Landvermessung und Astronomie genossen sie die Achtung der adligen Chinesen und wurden auch als Berater an den Kaiserhof berufen. Einer der ersten war der adlige Italiener Matteo Ricci, der 1583 nach China gereist war.

4. Der Nestorianer-Stein

Etwa 1625 fanden Bauarbeiter in der früheren Hauptstadt Hsi'an-fu (= Chang'an) eine Steintafel, auf der in zwei Sprachen - in Syrisch und Chinesisch - zu lesen war, daß im 7. und 8. Jh., also während der Tang-Zeit, die christliche Mission in China schon erfolgreich gewesen war. Der etwa 3 m hohe Stein wog rund 2 t und trug etwa 2.000 Schriftzeichen. Ein Jesuit war glücklicherweise zur Stelle und brachte den Fund (oder nur die Abschrift?) dem Jesuitenpater Trigault in Peking, der nach eingehender Prüfung die Echtheit der Inschrift bestätigte. Da wurde ein Missionar O-lo-pen genannt, der 635 nach China gekommen war und Gemeinden gegründet hatte. Es ist auch von Christenverfolgungen in den Jahren 699 und 713 die Rede, von Kirchenbauten und Schenkungen seitens des Kaisers, von freundlichen Beziehungen zu buddhistischen Priestern usw. Die Tafel war 781 aufgestellt

worden, und ihre Wiederentdeckung hob das Prestige der Kirche gewaltig, vor allem deshalb, weil der Text den katholischen Kanon gegenüber dem nestorianischen bestätigte.

Voltaire (in seinen *Briefen über China*) und mit ihm viele andere europäische Gelehrte lehnten den Text vehement als Fälschung ab. Das Grundmuster ist typisch katholisch; Märtyrer und kaiserliche Schenkungsurkunden sind ja der ganze Stolz der Kirche im Abendland. Hinzu kommt, daß die Zwei-Naturenlehre, wie sie die katholische Kirche gegenüber der nestorianischen Ein-Naturenlehre vertritt, auf dem Stein klar zum Ausdruck gebracht wird, wie auch die 27 Bücher des katholischen Neuen Testaments gegen die viel kürzere syrische Peschitta betont werden. Es ist bekannt, daß neben dem Buddhismus aus Indien das nestorianische Christentum über Persien nach China gelangte und dort längere Zeit hindurch gepflegt wurde (Sir Aurel Stein und Paul Pelliot fanden zahlreiche Zeugnisse dafür und brachten sie nach Cambridge und Paris). Gegen diesen Konkurrenten aus dem eigenen Hause mußten die Jesuiten Stellung nehmen [s. Sacki 1916, 19151].

Übrigens sind die Fundumstände des Steines reichlich merkwürdig. In chinesischen Texten gibt es keine Hinweise dazu, und der Portugiese Emmanuel Diaz, der 1641 (oder 1644) eine chinesische Abhandlung darüber schrieb, ist sich nicht sicher, wann und wo der Stein gefunden wurde, nimmt aber 1623 bis 1625 an. Der Fundort bewegt sich im Umkreis von 40 engl. Meilen. Man erzählte gleich eine christliche Auffindungslegende, mit einem typischen Schneewunder, das ein alter Bauer erlebt haben will...

Da die Inschrift kaum verwittert war, legte man fest, daß der Stein nach seiner Aufstellung 781 nur 64 Jahre oberirdisch gestanden habe; ab 845 sei er vergraben gewesen. Im 19. Jh. stellte der französische Sinologe Stanislas Julien noch einmal fest, daß es sich um eine Fälschung handeln müsse, und sein Kollege E.E. Salisbury von der Yale-University hielt dies für die seinerzeit allgemeingültige Ansicht. Wie es kommt, daß die Stele heute wieder als echtes Dokument geführt wird, bleibt wohl ein Rätsel. 1908 wurde eine Imitation für das Metropolitan Museum in New York hergestellt und eine Kopie dem Vatikan überlassen. Das Original befindet sich wieder in Hsi'an, seit 1907 steht es im Stelenwald des Museums.

Ich erspare mir, auf den recht krausen Text (mit verschlüsselten Anklängen an Bergpredigt und Korintherbrief, Taufe und Himmelfahrt, aber fehlendem Kreuzestod) näher einzugehen, möchte nur auf einen weiteren Schnitzer hinweisen: Während in nestorianischen Texten in China der

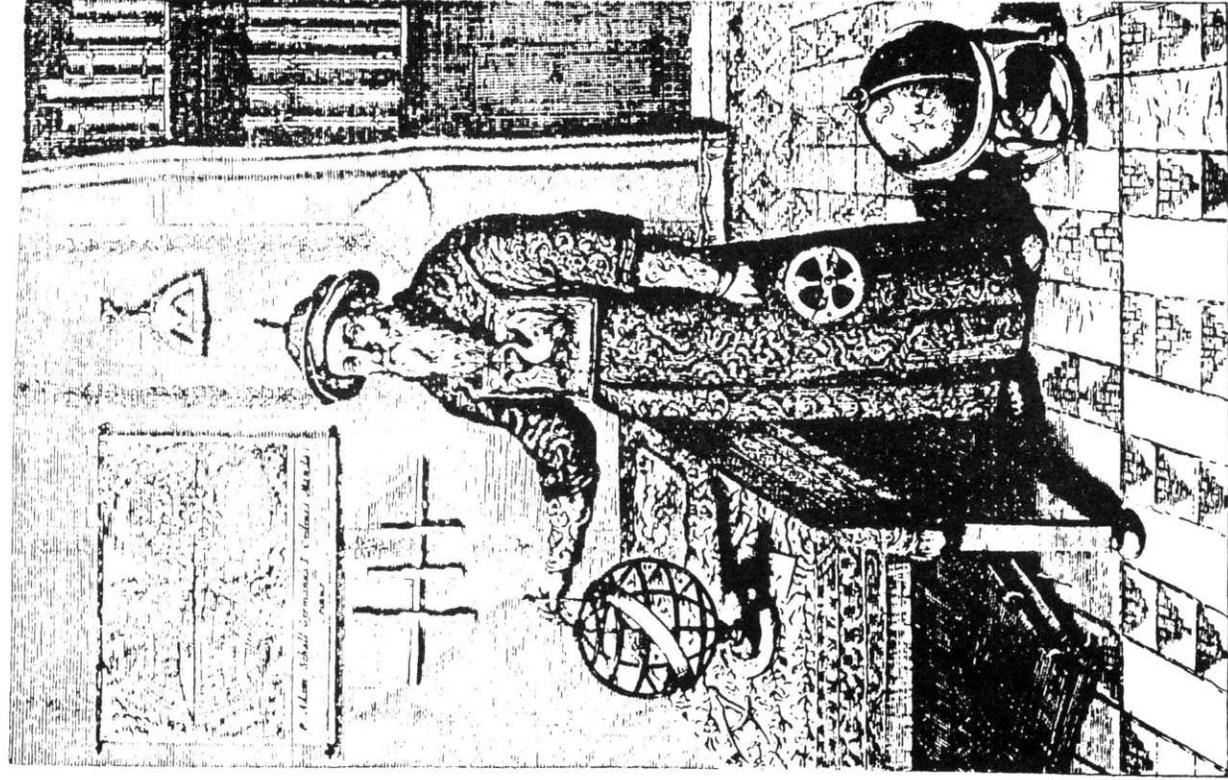
Heilige Geist mit "kühler Wind" wiedergegeben wird, heißt dieser flüchtige Teil der Dreieinigkeit auf der Stele "reiner Wind". Im übrigen sind die Anklänge an buddhistische und islamische Begriffe auffällig; "Alaha" (für Gott) und "Satan" werden phonetisch umschrieben, die Mönche heißen "Arhat" (buddh.), und das Christentum wird als Buchreligion bezeichnet. Das alles klingt viel zu gelehrt, um ins 8. Jh. zu passen.

(Eine Zwischenfrage, die nach Vortrag dieses Textes aufkam, soll hier erwähnt werden: Warum haben diese Gelehrten den Stein überhaupt hergestellt? Nun, ich denke, sie konnten nicht wissen, daß wir Spätergeborenen mit den Nestorianern keine Probleme mehr haben würden. Sie selbst trafen offensichtlich noch auf chinesische Nestorianergemeinden und mußten sich dagegen abgrenzen. Durch die Entdeckung des Steines stieg die Zahl der katholischen Christen in der Gegend von Hsi-an um das Vielfache!)

5. Die Jesuitenmission

Trigault hatte einen hochbegabten jungen Mann aus Köln, Adam Schall, 1622 nach China mitgebracht, der ab 1640 Chef der Mission in Peking wurde. Als außergewöhnlicher Mathematiker und Astronom wurde er von den chinesischen Gebildeten bewundert und gefördert. Der erste Kaiser der gerade 1644 an die Macht gelangten Mandschu-Dynastie, Schuntschi, ließ sich häufig von Pater Schall beraten, und bei der Thronbesteigung des jungen Nachfolgers, Kang Hsi, wurde er dessen Mentor. Damals entspann sich ein Streit um die Fortsetzung der Kalenderarbeiten, wobei Schall die Unfähigkeit der islamischen Beamten demonstrierte, indem er eine Sonnenfinsternis mit größter Genauigkeit voraussagte. So wurde er Günstling des Mandschu-Kaisers und Chef der Kalenderkommission. In dieser Machtstellung ordnete er Kalender und Chroniken Chinas nach den neuesten Gesichtspunkten.

Das Ergebnis legte er 1662 in Chinesisch (und zwei Jahre später in Latein) vor. Zu diesem Zeitpunkt wurde er mit drei seiner Jesuitenbrüder der schwarzen Magie und Verunehrung des Konfuzius angeklagt und zum Tode verurteilt. Am Tag vor der Hinrichtung ereignete sich ein starkes Erdbeben, weshalb der Kaiser ihn begnadigen konnte. Nach seinem Tod 1666 wurde er offiziell rehabilitiert. Dann übernahm Ferdinand Verbiest aus Belgien die Führung und leitete die Mission bis zu seinem Tod 1688. Die Schicksale dieser Männer sind ungemein spannend, können aber hier nicht weiter behandelt werden.



Pater Adam Schall S.J., nach Athanasius Kircher S.J. [*China illustrata*, 1667]

Insgesamt hatten die Jesuiten 170 Jahre lang die Leitung des kaiserlichen astronomischen Büros inne und konnten sich außer der Verbreitung des Katholizismus auch zahlreichen wissenschaftlichen Aufgaben widmen. Sie wirkten als Geographen und Geschichtsforscher, verbreiteten moderne technische Geräte und betätigten sich politisch, indem sie die Kaiser in ihren Verhandlungen mit Rußland berieten, das allmählich zum wichtigen Nachbarn an der Nordgrenze wurde.

Die meisten dieser Missionare schrieben Chinesisch. Schall hatte 150 Traktate über Meßwesen, Planetentheorie und Teleskopgebrauch verfaßt (über religiöse Themen natürlich auch). Schon sein Vorgänger Ricci hatte chinesische Bücher geschrieben, wobei man an der Handschrift noch ablesen kann, daß er sich große Mühe geben mußte. Schalls Nachfolger Verbiest schrieb schon feinstes Chinesisch. Seine lateinischen Versionen dieser Geschichtswerke gelten als Grundlagen der europäischen Sinologie.

Tatsächlich war die Wirkung der jesuitischen Berichte aus China in Europa enorm stark. Man hatte wohl durch Nachrichten aus Amerika von Azteken und Inkas schon gespürt, daß die Achse Rom-Athen-Jerusalem nicht das letzte Wort in Sachen Kultur auf der Erde sei, aber der Schock, den die Kenntnisnahme der *chinesischen Kultur* dem Europäer versetzte, war vor allem für die katholische Kirche katastrophal. Konfuzius begeisterte die Aufklärer. 1669 nahm Leibniz die Anregungen aus China auf und zog mit seiner Schrift *Novissima Sinica* 28 Jahre später das Fazit. Seine binäre Mathematik (1703), die heutige Grundlage der Computertechnik, resultierte direkt aus der chinesischen Philosophie.

Der Kirche wurde himmelangst. Es ging vor allem um das geschichtliche Problem: Entweder war die im Alten Testament festgelegte Vorstellung von der Weltgeschichte korrekt, also die Annahme einer großen Flut und die Abstammung aller Menschen von dem überlebenden Noah, dazu das gesamte weitere Zeitmaß, oder die chinesische Überlieferung legte neue Maßstäbe für die Weltgeschichte. Martin Martini hatte darum schon 1658 eine erste lateinische Darstellung der chinesischen Geschichte von den Anfängen bis zur Zeit von Christi Geburt gebracht. Pater Couplet legte 1687 eine Korrelierung der chinesischen und abendländischen Chronologie vor, die als Ziel eine völlige Vereinheitlichung der beiden Geschichtssysteme vorsah; 1728 erschien die verbesserte dreibändige Ausgabe, die grundlegend wurde.

6. Die Chroniken der Tang

Mit seiner Geschichte der Tang-Dynastie (in den *Mémoires*, Bd. 15 und 16) gelang dem genialen Antoine Gaubil ein Werk, das selbst für die chinesische Geschichtsschreibung vorbildlich wurde. Die Zeit des 7. bis 9. Jhs. war ja gerade der wichtigste Bereich, der neu gestaltet werden mußte, wenn Illigs These stimmt. Gaubils Buch bringt Nachrichten über jenen Zeitraum, die nicht einmal in chinesischen Werken jener Zeit zu finden waren, wie Rowbotham [1942] feststellt. Durch ihre überragende Stellung am Hofe konnten die Jesuiten Chinas Weltbild entscheidend prägen.

Ich übergehe die weiteren Werke dieser genialen Männer und möchte nur noch die Chroniken der Tang einer kurzen Prüfung unterwerfen. Zum Glück hat ein hervorragender Kenner Chinas, Denis Twitchett von der Princeton University, sich gerade [1992] mit der offiziellen Geschichtsschreibung der Tang-Dynastie in einer Monographie befaßt. Leider haben die Tang-Annalen, sagt Twitchett [hier und i.f. übersetzt von UT],

"nicht im Original überlebt, aber ihre Substanz ist uns in einem Werk erhalten, das zu Beginn der Sung-Zeit vollendet wurde [...] und eine unserer wichtigsten Quellen für die Geschichte der Tang bildet".

Aber auch dieses Buch gibt es nicht im Original, sondern nur in Zitaten, die nicht miteinander übereinstimmen. Genaugenommen wurde der Text erst im 18. Jh. bekannt. Eine Notiz von 1697 besagt, daß diese Chronik nur als ein einziges Manuskript die Zeit überdauert habe und außerdem zahlreiche Einschübe und Irrtümer enthalte. Weitere kleine Manuskriptstücke, die man später fand, stammen bestenfalls aus der Ming-Zeit im 17. Jh. Dabei gehören einige Kapitel offensichtlich nicht zum echten Text, sondern wurden später angefügt beziehungsweise "rekonstruiert", eine sehr bewußte Arbeit, wie Twitchett anmerkt, aber "ohne historischen Wert".

Diese Tang-Chronik sei 961 fertig geworden, eine Parallelarbeit zwei Jahre später. Beide hatte man in Eile zusammengestellt, indem man die angeblich zugrundeliegenden Annalen (die es nicht gibt), "Abschnitt für Abschnitt aufgeblasen" hat. Die Schnittstellen seien noch deutlich erkennbar. Die Notizen sind sprunghaft und gehen angeblich auf ein 945 erschienenes Geschichtswerk zurück.

Die frühesten Aufzeichnungen der Tang-Zeit - das heißt von Kaisern, die einen Stab von Hofchronisten beschäftigt haben sollen - wurden also frühestens eine Generation nach dem Untergang der Tang abgefaßt. Bekannt wurden sie erst 700 Jahre später.

Des weiteren erwähnt Twitchett die *Wahrhaftigen Aufzeichnungen*, wobei die für Kaiser Hsuan-Tsung (um 850) "probably fictitious" (wahrscheinlich erfunden) sind. Die Aufzeichnungen für die Späten Tang (906-960), die m. E. möglicherweise als historisch gelten können, wurden erst ein Jahrhundert später niedergeschrieben. Selbst die Angaben über die Kapitelzahl - in chinesischen Werken eine Grundbedingung - variieren laut Twitchett um 50 Prozent, denn die Werke gingen schon in der Sung-Zeit größtenteils verloren. "Unglücklicherweise", sagt er [200] weiter,

"können wir nirgends den Herausgabevorgang im einzelnen nachvollziehen, da für jedes beliebige Ereignis selten mehr als eine - höchstens zwei - Stufen der Zusammenfassung überleben."

Und ebendort:

"Es besteht auch keine Frage, daß die Historiker in einigen Fällen mutwillig den Bericht der Ereignisse verdreht haben. Einige der noch bestehenden Geheimnisse der T'ang-Geschichte sind gerade deshalb geheimnisvoll, weil der Bericht so verbogen ist, daß er nicht geglättet werden kann und keine unabhängigen Zeugnisse erhalten sind, um sie zu lösen."

"Moderne Historiker finden die Annalen gewöhnlich den am wenigsten fruchtbaren Abschnitt der *Standardgeschichte*, nämlich eine reine Kette von Ereignissen, offiziellen Ernennungen und Vorkommnissen bei Hofe, hauptsächlich nützlich, um eine Chronologie zu erstellen, denn sie liefern exakte Daten, doch ohne den erzählerischen Faden oder irgendwelche Einblicke in die Gründe" [201].

Das kommt mir sehr bekannt vor, dieses Bestreben, erst einmal ein Chronologiegerüst zu erstellen. Mit der Zeit würden Geschichtsschreiber es wohl mit Fleisch und Blut auffüllen.

Dies geschah in China durch nachträgliche "Monographien" zu einzelnen Themen wie Wagenformen und Kleidung, Staatsfinanzen und Musik, Kalender und Astronomie. Sie passen zu vielen Epochen. Zum Thema Literatur gibt es da auch eine Überraschung: Eine Inhaltsangabe des Katalogs der Schriften der kaiserlichen Sammlung der Tang mit Vorwort von 940. Twitchett sagt dazu:

"Unglücklicherweise wurde bei der ersten Abfassung dieser Monographie entschieden, die Ergänzungen [...] über die buddhistischen und taoistischen Werke der kaiserlichen Bibliothek mit 2.500 Titeln wegzulassen."

Das ist ein Kunstgriff, der viel verrät. Die Jesuiten mußten sich nämlich in zwei Richtungen absichern: Einerseits führten sie einen erbitterten Kampf gegen Buddhisten und Taoisten, weil ihnen diese religionsähnlichen Systeme Konkurrenz machten, und drängten die gebildeten Chinesen, zu einem gereinigten Konfuzianismus zurückzukehren. Und für die Kirche mußten sie andererseits eine Formel finden, die ihre "Kanonisierung des Konfuzius" rechtfertigte. Prémare, Bouvet und ihre Anhänger, die man die "Figuristen" nannte, legten fest, daß Japhet, Noahs Sohn, als Gesetzgeber den Chinesen die ursprüngliche Form der Religion gebracht hatte, eine Art Monotheismus, an die das geheimnisvolle Buch I-King noch Erinnerung bewahrte.

In der eben erwähnten Unterschlagung der taoistischen und buddhistischen Literatur der Tang-Bibliothek und alleinigen Überlieferung konfuzianischer Werke sehe ich die direkte Einwirkung der Jesuiten, die mittels ihrer Schriften die glanzvolle Epoche der Tang den Mandschu-Kaisern als Vorbild darstellten. Da sie in dem äußerst schriftkundigen China für diese Erfindungen nicht in der naiven Weise der Abendländer eine "karolingische Minuskel" erfinden konnten, mußten sie sämtliche Tang-Annalen als nachträgliche Zusammenfassung der nachweislich geschichtlichen Sung erscheinen lassen.

7. Schlußfolgerung

Die vielleicht nachhaltigste Wirkung jesuitischer Arbeit lag wahrscheinlich in der Neugestaltung der chinesischen Chronologie und ihrer Korrelierung mit den abendländischen Jahreszahlen.

Die Schaffung eines geradlinigen chronologischen Systems war für die an zyklische Zeiträume gewohnten Chinesen durchaus neu; sie erfolgte nach "lateinischem" Vorbild, und insgesamt gesehen im Sinne der katholischen Kirche. Der ganze Vorgang hat anderthalb Jahrhunderte gedauert und wurde schließlich von den Chinesen (ab 1735) gewaltsam beendet. Er ist bis heute Grundlage aller Geschichtswerke, der chinesischen wie der europäischen.

Gewiß hatte die Kirche einen berechtigten Grund, ihre chronologische Sicht der Weltgeschichte durchzusetzen. Wenn man die Panik sieht, die damals im Vatikan spürbar wurde, als man die Überlegenheit der chinesischen Schriftkultur erkannte, und wenn man das Datum der ersten Gesandtschaft nach Peking beachtet, nämlich Pater Riccis Reise 1583, also direkt nach der Gregorianischen Kalenderreform (Oktober 1582), dann erfaßt einen

Bewunderung für den äußersten Wagemut und die Beharrlichkeit sowie die überragende Intelligenz dieser Missionare, die die dringendste Verteidigung ihrer geistigen Werte mitten in Feindesland trugen, um einen berechtigterweise gefürchteten Sturm abzuwenden. Mit der Festlegung der Geschichte in China haben sie ihr Ziel erreicht, den vermutlich einzigen Hebel, der außerhalb der katholischen Geschichtsschreibung existierte, außer Kraft zu setzen.

Durch die absichtliche Einfügung der Tang-Zeit als Glanzepoche Chinas mit praktisch genau denselben Begrenzungszahlen wie die "Phantomzeit" im christlichen Abendland ist allerdings der positive Beweis erbracht, daß hier eine genau kalkulierte Geschichtsfälschung vorliegt. Wenn es zunächst wie der Versuch aussah, Illigs These von der Streichung von drei Jahrhunderten im Mittelalter durch ein unabhängiges Zeitsystem, hier die Chronologie Chinas, zu Fall zu bringen, so hat sich nun das Gegenteil ergeben. Durch die Erkenntnis, daß China keine eigene kohärente Chronologie besaß, sondern nur Gruppen und Blöcke in Form von Dynastien, die erst durch katholische Missionare zu einem fortlaufenden Zeitstrahl aufgerichtet wurden, der der christlichen Vorstellung von der apokalyptischen Zeit entspricht, ist eine Bestätigung für Heribert Illigs These gefunden.

Literatur

- Altheim, Franz (1959-62): *Geschichte der Hunnen* (4 Bde.); Berlin
- Balázs, Stefan (Étienne) (1931-33): "Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte der T'ang-Zeit (618-906)"; in *Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen zu Berlin*, 34 (1931), 1-92; 35 (1932): 1-73; 36 (1933): 1-62
- Bauer, Wolfgang (Hg., 1980): *China und die Fremden. Auseinandersetzung in Krieg und Frieden*; München
- Brinker, Helmut/ Goepper, Roger (1980): *Kunstschätze aus China* (Katalog); Zürich
- Cotterell, Arthur/ Yap, Yong (1986): *Das Reich der Mitte*; Herrsching
- Couplet, Phil (1687/1728): *Tabula chronologica Monarchiae Sinicae*;
Enzyklopädie des Islam (1913-34): Leiden · Leipzig
- Franke, O. (1938): "Li Tschü und Mateo Ricci"; in *Abh. Preuß Akad. d. Wiss.* Nr. 5; Berlin 1939
- Gernet, Jacques (1972): *Le Monde chinois*; Paris (dt. Frankfurt/M., 1979)
- Hibbert, Eloise T. (1941): *Jesuit Adventure in China during the Reign of Kang Hsi*; New York
- Hirth, F. (1885): *China and the Roman Orient. Research into their ancient and*

- medieval relations as represented in old Chinese records*; Honkong (Reprint New York, 1966)
- Hoang (auch Huang), Pierre (1910): *Concordance des chronologies...*; Schanghai
- Illig, Heribert (1991): "Die christliche Zeitrechnung ist zu lang"; in *VFG* III (1) 4
- (1991a): "Halley, Novae, China. Zur Synchronisierung der Alten Welt"; in *VFG* III (2) 33
- (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf
- Klöpisch, Volker (1991): *Der seidene Faden. Gedichte der Tang*; Frankfurt/M. · Leipzig
- Krüger, Joachim (1992): "Chinesische Amulette mit Münzzitaten"; in *Studien zur Kulturgeschichte Chinas*, S. 51-58; Dresden
- Leibniz, Gottfried W. (1697): *Novissima Sinica*
- Marx, Christoph (1997): *Der bislang letzte "große Ruck"*; Basel
- McMullen, David (1988): *State and Scholars in T'ang China*; Cambridge
- Moule, A.C. (1957): *The Rulers of China 221 BC - AD 1949*; London
- Pulleyblank, E.G. (1960): "Neo-Confucianism and Neo-Legalism in T'ang Intellectual Life 755-805"; in Wright, 1960
- Ricci, Matteo (1611): *De Christiana expeditione apud Sinas*; Antwerpen (Rom 1983)
- (1911): *Opere storiche*; (ed. P. Tacchi-Venturi, S.J.)
- Rowbotham, Arnold H. (1942): *Missionary and Mandarin. The Jesuits at the Court of China*; Los Angeles
- Saeki, P.Y. (1916): *The Nestorian Monument in China*;
- (1951): *The Nestorian Documents and Relics in China*;
- Tchang, Mathias S.J (1905): *Synchronismes chinois*; Taipei (Nachdruck 1967)
- The Cambridge History of China* (lfd.); Cambridge
- Thilo, Thomas (1992): "Grabfiguren und gesellschaftliches Leben der Tang-Zeit"; in *Studien zur Kulturgeschichte Chinas*; Dresden
- Topper, Uwe (1994): "Die Siebenschläfer von Ephesos"; in *VFG* VI (1) 40
- (1994a): "Zur Chronologie der islamischen Randgebiete"; in *VFG* VI (3) 50
- (1996): "Hinweise zur Neuordnung der Chronologie Indiens"; in *ZS* VIII (4) 436
- Twitchett, Denis (1992): *The Writing of Official History Under the T'ang*; Cambridge
- Wright, Arthur F. (Hg, 1960): *The Confucian Persuasion*; Stanford
- Wright, Arthur F./ Twitchett, D.C. (Hg., 1973): *Perspectives on the T'ang*; New Haven
- Zeller, Manfred (1994): "Zentralasien im frühen Mittelalter"; in *VFG* VI (3) 72

Uwe Topper 12051 Berlin Warthestr. 60

Indonesiens mittelalterliche Chronologielücken

Claus-Dieter Rade

In jüngster Zeit hat sich das Interesse des Westens verstärkt Indonesien zugewandt, leider mehr seinen wirtschaftlichen und politischen Problemen in der Gegenwart als seiner Vergangenheit. Die Geschichte des malaiischen Archipels wurde vor allem von niederländischen Historikern erforscht. Nach dem Ende der niederländischen Kolonialherrschaft über Insulinde konnten diese ihre Forschungen vor Ort bald nicht mehr in gewohntem Umfang fortsetzen; als dies später wieder möglich gewesen wäre, war die letzte Generation dieser Spezialisten ausgestorben.

Die Historiker des unabhängigen Indonesiens haben die dadurch entstandene Lücke nicht geschlossen. Die Politiker, die nach 1945 die Parole Einheitsstaat ("Bhinneka tunggal ika") auf ihr Wappen schrieben, sahen ihr frühestes Vorbild in dem Reich von Májapahit (1294-1520).

Die muslimischen Historiker, die vor allem seit Ende der 1970er Jahre die Universitäten dominieren, interessiert die prä-islamische, mittelalterliche Geschichte ihres Landes allenfalls am Rande. Dabei verdient diese vor dem Hintergrund des Streits über die Chronologie des europäischen Mittelalters durchaus unsere Aufmerksamkeit, insbesondere die Geschichte Javas.

In der Geschichte West- und Mitteljawas gibt es eine "Lücke" von rund 300 Jahren, nämlich von 927 bis 1222. Diese ist allen Historikern wohlbekannt; eine befriedigende Erklärung hat aber bisher noch niemand gefunden. In der Geschichte Ostjawas wird eine solche Lücke nicht empfunden, da man sie erst mit dem Jahre 927 beginnen läßt, fast 300 Jahre später als im übrigen Indonesien.

Indonesische schriftliche Quellen aus dieser Zeit gibt es nicht. Die beiden frühesten "Geschichtswerke" Indonesiens sind für unsere Zwecke kaum brauchbar: Das *Nagarakertagama* datiert von 1364 oder 1365. Die Abweichung um ein Jahr resultiert aus der generellen Unsicherheit bei Datierungen nach der sogenannten Shaka-Ära, ob "laufende" oder "abgelaufene" Jahre gemeint sind. Es beginnt mit der Teilung des Reiches von Mataram nach dem Tode Airlangga (1049) und ist der gereimte Lobgesang eines Höflings namens Mpu Prapanca auf seinen Herrscher Hayam Wuruk und dessen Vorfahren; sein historischer Wert wird allgemein als gering ein-



Mitteljava

Zeitensprünge 2/98 S.277

Skizze der wichtigsten Altertümer auf Mitteljava (Reich des Königs Sandjaja, Reich der Shailendras, Reich von Mataram) und auf Ostjava (Reiche von Kediri, Singhasari und Madjapahit).

5. Bärâbodur 9. Kalasan 11. Prambanan 29. Madjapahit 38. Singhasari

Die Schreibweise indonesischer Wörter wirft einige Probleme auf: Bis zum Einbruch der Araber im 15. Jh. wurden die indonesischen Sprachen mit indischen Schriftzeichen (Pallawa, fortentwickelt zu "Kawi", und frühe Dewnâgrî) geschrieben, danach mit arabischen Zeichen. Daneben führten die Niederländer eine lateinische Umschrift ein, die ihrer eigenen Aussprache nahekam, d.h. "dj" für deutsches dsch, "tj" für deutsches tsch, "j" für deutsches j, "oe" für deutsches u, "v" für deutsches w. Diese Schreibweise wurde zunächst auch nach der Unabhängigkeit für das zur neuen Nationalsprache ("Bahasa Indonesia") erklärte Johore-Malaiisch beibehalten, das schon seit Jahrhunderten als Lingua franca im Archipel diente. 1973 kam es zu einer Schriftreform. Fortan wurde statt dj "j" geschrieben, statt tj "c", statt j "y", statt oe "u" und statt v "w". Allerdings setzten sich diese Neuerungen nicht auf allen Gebieten durch, insbesondere nicht bei den Eigennamen. So wird z.B. die Stadt Yogyakarta oft noch "Jogjakarta" geschrieben, was die meisten Ausländer, die gerade mühsam die neuen Ausspracheregeln erlernt haben, dazu verleitet, fälschlich "Dschogdschakarta" zu sagen, zumal sie eine Analogie zur Hauptstadt Jakarta ziehen zu können glauben. Besonders schwierig ist es, wenn selbst innerhalb ein- und desselben Wortes Mischformen auftauchen, so wenn die Hauptinsel nicht (mehr) Djava, aber auch (noch?) nicht Jawa, sondern "Java" geschrieben wird.

Der Verfasser hat Indonesisch und Malaiologie nach 1973 studiert und folgt daher konsequent der neuen Schreibweise. In direkten Zitaten wird die Schreibweise der Zitierten beibehalten. Weitere Probleme ergeben sich daraus, daß Bahasa als Muttersprache nur auf der Südspitze der Halbinsel Malakka (Johore), dem gegenüberliegenden Mittelteil Sumatras (Minangkabau) und - in leicht abgewandelter Form ("Omong Jakarta") - in der Hauptstadt gesprochen wird. Die meisten Jawaner (über 60 % der Bevölkerung Indonesiens) lernen Bahasa, wenn überhaupt, als Fremdsprache und sprechen sonst Jawanisch, eine schwierigere Sprache mit anderem Lautbestand, der ebenfalls unterschiedlich wiedergegeben wird. Das dunkle o z.B. wird von einigen "a", von anderen "o" geschrieben; der Verfasser schreibt diesen Laut als "â", das kurze u als "o" - nicht, wie bisweilen zu lesen, als "ó", was eine Betonung vorspiegeln würde - und das lange u als "u", also das bekannte mitteljawanische Bauwerk "Bârâbodur". Indische Namen sind so geschrieben, daß sie der heutigen indischen Aussprache möglichst nahekomen, d.h. á, í und ú sind als Längen, nicht als Betonung zu lesen; das im modernen Hindí stumme Silbendungs-a wird beibehalten, da die Indonesier selber es mitsprechen, wie früher auch die Inder.)

gestuft. Das *Pararaton* ist in Prosa verfaßt, setzt erst beim Reich von Singhasari ein und gilt eher als Geschichtensammlung; Autor, Ort und Entstehungszeit sind unbekannt, vermutlich ist es im 15. oder 16. Jh. am Hof von Májápahit entstanden. Kaum ein Historiker beruft sich auf diese beiden Werke. Der Verfasser möchte dies auch nicht tun; er hält lediglich deren Existenz fest und verweist Interessierte auf die Ausgaben von Kern und Krom im Literaturverzeichnis.

Daß andere, frühere, literarische und/oder historische Werke in Jawa existiert haben müßten, die später "verlorengingen" [so Wagner 1979, 87] ist eine Vermutung, für die bei näherer Betrachtung nicht allzuviel spricht. Denn immerhin gab es juristische Urkunden (Schenkungen von Land, Verleihung von Privilegien u.a.), die bis ins 5. Jh. n.C. zurückdatiert werden und nicht "verlorengingen". Allerdings "verschwinden" auch diese Urkunden für die Zeit ab 927 n.C. [vgl. Wagner 1979, 87].

West- und Mitteljava bis zur großen "Lücke"

Wenden wir uns nun der mittelalterlichen Geschichte Jawas zu. Wer diese in den Geschichtsbüchern nachliest, macht sich meist nicht klar, wie dünn deren Quellenlage ist. Mangels zusammenhängender Berichte stützt sie sich nämlich ausschließlich auf vereinzelte kurze Inschriften auf Felsen, Säulen oder Tafeln, die vor allem de Casparis, einer der letzten großen Ostindien-Historiker der Niederlande, in seinen äußerst verdienstvollen Werken zusammengetragen und entziffert hat. Die Datierung dieser Überreste und die "Geschichte" Indonesiens "vor dem 16. Jahrhundert", die er und andere daraus "rekonstruiert" haben, bezeichnet er allerdings selber in einem seiner späteren Werke als "spekulativ" [Casparis 1978, 2] - man könnte sie auch 'abenteuerlich' nennen.

Alle uns heute vermeintlich 'bekannten' Daten der mittelalterlichen Geschichte Indonesiens beruhen auf der Annahme, daß die auf Inschriften gefundenen Jahreszahlen überall im Archipel (und womöglich noch darüberhinaus, nämlich auch auf dem südostasiatischen Festland) solche der indischen Shaka-Ära meinen und daß diese im Jahre 78 n.C. begann. Wenn das zutrifft, stammt die älteste Inschrift von Sumatra aus dem Jahre $(605 + 78 =)$ "683", die älteste von Bali aus dem Jahre $(764 + 78 =)$ "842". Selbst de Casparis, einer der profiliertesten Vertreter der herrschenden Meinung, räumt indes in einem seiner Spätwerke [1978, 9] ein, sich nicht

erklären zu können, weshalb aus dem westlichen Dakan ausgerechnet die Shaka-Zeitrechnung (wo allein sie im frühen Indien verbreitet war), sonst aber nichts nach Indonesien gelangt sein soll, während alle anderen kulturellen Einflüsse aus Urísá, Andhra Pradesh, Tamil Nádu oder Shrí Lanká kamen, wo die Shaka-Chronologie gar nicht in Gebrauch war. De Casparis weist darauf hin, daß die Shaka-Zeitrechnung erst bei den späten Pándyas und Cholas, also Anfang des 10. Jhs., verwendet wurde, und auch das nur vereinzelt; die zuvor überwiegend gebrauchte Zeitrechnung jener Dynastien gilt bis heute als unverständlich [vgl. Casparis 1978, 14, Anm. 35]. Die herrschende Geschichtsschreibung jener Dynastien beruht auf einer Aneinanderreihung von Regierungsjahren, die durch eine Reihe mehr oder minder glaubhafter Verknüpfungen einem bestimmten Bezugspunkt - nämlich der chinesischen T'ang-Dynastie - zugeordnet werden. Der Verfasser beabsichtigt, in einem späteren Aufsatz über die Chronologie der indischen Geschichte auf diesen Punkt näher einzugehen.)

Spürbares Unbehagen bereitet de Casparis [1978, 12ff] auch, daß viele der in Indien üblichen Bestandteile von Zeitangaben in den frühen "Shaka"-Inschriften Indonesiens fehlen; auch die Einheitlichkeit der Zeitrechnung auf Jawa, die es so in Indien - wo sie ja herkommen soll - nie gegeben hat, erscheint ihm "höchst auffällig" [ebd., 24]. Es würde an dieser Stelle zu weit vom Thema Indonesien wegführen, insbesondere die Frage aufzuwerfen, ob für den Beginn der indischen "Shaka"-Zeitrechnung nicht ein ganz anderes Datum in Frage kommt als ausgerechnet 78 n.C., als nach - umstrittenen - chinesischen Quellen der - angebliche - Shaka Kanishka die Macht in Nordindien an sich gerissen haben soll. Die Inder haben die Shaken stets als Fremdherrscher empfunden; schon psychologisch würde es sehr viel mehr Sinn machen, diese Zeitrechnung mit dem Jahre 375 n.C. beginnen zu lassen, als Chandra Gupta II. an die Macht kam, der Indien von der Shaka-Herrschaft befreite, also quasi eine NACH-Shaka-Ära anzunehmen. Basham diskutiert im Anhang seines Standardwerks *The Wonder that was India* [1995, 495f] - die These, daß viele Inschriften, deren Daten man gemeinhin für solche der Shaka-Ära hält, richtig als solche der Wikram-Ära zu lesen sind. Für die herrschende Meinung ist das eine völlig abwegige Theorie, da sie die Wikram-Ära ihrerseits im Jahre 58 v.C. beginnen läßt, so daß sich bei einer solchen Lesart sogar ein noch um 136 Jahre höheres Alter ergäbe. Basham wagt jedoch die Aussage, daß dieser Ansatz "mit Sicherheit falsch" ist und verweist jenen König Wikramádity aus dem -1. Jh. ins Reich der

Legende. Der einzige Herrscher, der jenen Titel tatsächlich getragen habe und somit als Begründer dieser Ära in Frage komme, wäre eben jener Chandra Gupta II., der die Macht der Shaken brach. Die Konsequenzen aus dieser seiner Überlegung wagt Basham allerdings nicht zu ziehen. Anderen Autoren stellt sich diese Frage gar nicht, da sie Kanishka selber ins 4. Jh. n.C. datieren [vgl. Topper 1996].

Im folgenden wird zunächst ein kurzer Abriß der jawanischen Geschichte gegeben, wie sie die herrschende Meinung schreibt (s.S. 302):

Irgendwann zwischen "732" und "778" - wahrscheinlich "752" - n.C. soll in Mataram (beim heutigen Yogyakarta) die "buddhistische" Shailendra-Dynastie ihren Anfang genommen und sich gegen die "shiwaïtische" Sanjaya-Dynastie (über deren Anfänge man nichts genaueres weiß) durchgesetzt haben. In die Herrschaftszeit der Shailendra soll u.a. die Errichtung des berühmten Båråbodur und des Tempelkomplexes von Prambanan gefallen sein, über deren Entstehungszeit vor allem die Kunsthistoriker lange und trefflich gestritten haben. Für ersteren hat man das Jahr "824" errechnet; letzterer soll "Mitte des 9. Jhs." vollendet worden sein.

Im Jahre "864" sollen die Shailendras von der sogenannten Mataram-Dynastie aus Jawa vertrieben worden sein und sich nach Sumatra zurückgezogen haben, das sie kurz zuvor zu ihrem "Protektorat" gemacht haben sollen; die Einzelheiten sind heftig umstritten [Villiers 1993, 100].

Ende des "9. Jhs." sollen die im "8. Jh." von den Shailendras aus Mitteljava vertriebenen shiwaïtischen Herrscher "offensichtlich" wiederaufgetaucht sein [Villiers 1993, 101].

Im Jahre 927 oder 928 soll ein Herrscher namens Mpu Sindok von Mataram nach "Ostjava" umgezogen sein. Indem man weiterhin von der "Mataram"-Dynastie spricht, wird verschleiert, was sich nach herrschender Meinung danach ereignet haben soll: "Nach 927 verschwinden die Kratons von Mitteljava aus der hindu-javanischen Geschichte; Dynastien aus Ostjava übernehmen jetzt die Führung" [Wagner 1979, 84].

Erklärungsversuche

Man muß bedauern, schreibt derselbe Autor, "daß offenbar alle literarischen Werke aus dieser Zeit verlorengegangen sind" [Wagner 1979, 84]. Bedauerlicherweise scheinen nicht nur sämtliche literarischen Werke *aus*

dieser Zeit verlorengegangen zu sein, sondern auch alle Erinnerungen *an* "diese Zeit" in späteren Quellen und Überresten: Kein Bauwerk, keine Urkunde, nichts ist überliefert oder auch nur später erwähnt.

Daß sich in Mitteljava aus den knapp 3 Jahrhunderten zwischen 927 bis 1222 "nur wenige Tjandis" (Candi = kleiner Grabtempel) erhalten haben [Wagner 1979, 116] ist eine Übertreibung; tatsächlich gibt es keinen einzigen, den man in diese Zeit datiert. Vielmehr werden die Candis, besonders die auf dem Dieng-Plateau, der "Mitteljawanischen Periode", d.h. überwiegend dem "8." Jh., zugeordnet. Die Vermutung, "für dieses nahezu völlige Fehlen von Tjandis" müsse man

"die Verwendung minderwertigen Materials verantwortlich machen, man baute nämlich mit Backsteinen von minder guter Qualität" [Wagner 1979, 116],

überzeugt nicht: Warum sollte hier gegenüber den vermeintlich 300 Jahre älteren Candis, die sich bis heute erhalten haben, ein bautechnischer Rückschritt eingetreten sein? Zumal man dieses Problem gleichzeitig in Ostjava offenbar nicht hatte, über das die Geschichtsbüchern wiederum für die vorangegangenen 3 Jahrhunderte nichts zu vermelden haben?! Auffälligerweise gilt das gleiche für Bali, über das die Quellen während der "mitteljawanischen Periode" schweigen; erst im 10. Jh. beginnt die Geschichte hier - parallel zur "ostjawanischen Periode" - mit dem Reich von Pejeng.

Auch die anderen Theorien, die in diesem Zusammenhang vorgetragen werden, vermögen nicht zu überzeugen:

Wagners alternative Thesen für das "völlige Verschwinden Mitteljavas aus der hindu-javanischen Geschichte" sind ein (durch nichts bewiesenes) "Versanden des Hafens von Semarang" oder "ein schwerer Vulkanausbruch (des Merapi)" [Wagner 1979, 84]. Letzteres wird neuerdings auch in populärwissenschaftlichen Publikationen angenommen [vgl. *Spiegel*, Nr. 32/1995, 150], wiewohl in keiner Weise dargelegt, geschweige denn bewiesen ist, daß damals ein Vulkanausbruch stattfand, der über das übliche Ausmaß so weit hinausging, daß er in hunderten Kilometer Umgebung für 300 Jahre alles Leben zum Erlöschen brachte.

Andere nehmen an, "die Hilfsquellen Mitteljavas (seien) durch den ungeheuren Bedarf der riesigen Bauvorhaben" oder durch Kriege so erschöpft worden, daß der Staat schließlich ruiniert wurde und verschwand [vgl. Villiers 1993, 105f]. Doch abgesehen davon, daß nicht einzusehen ist, weshalb die Errichtung von Bauwerken in der ersten Hälfte des "9." Jhs. im Jahre 927 zu einer Erschöpfung des Staates geführt haben soll, ist nicht

einmal sicher, daß der Båråbodur und Prambanan in ihrer heutigen - steinernen - Form überhaupt ein derart hohes Alter haben wie allgemein angenommen. Dies ist eine bloße Vermutung, da kein einziges religiöses Bauwerk auf Jawa vor der Måjåpahit-Periode in irgendeiner Weise datiert ist [vgl. Casparis 1978, 31]. Begründung der herrschenden Meinung: Das war wohl nicht notwendig, da die Daten sicher in - leider verlorengegangenen - "Gründungsurkunden" festgehalten wurden [ebd. 15].

Die "wirtschaftliche" These schließlich, der im Mitteljawa angebaute Reis habe exportiert werden müssen, und dafür hätten sich die Häfen an den Mündungen der Flüsse Solo und Brantas (die beide in "Ostjawa" liegen, nämlich vor und hinter der Insel Madura) so gut geeignet, daß man gleich den ganzen Staat nach Osten verlegte [vgl. Villiers 1993, 104], vermag noch weniger zu überzeugen: Wenn der Reis weiterhin in Mitteljawa angebaut wurde, wäre dieses doch zumindest als Ursprungsgebiet der landwirtschaftlichen Produktion irgendwo erwähnt worden, da über Herkunft und Verbleib (Import/Export) von Lebensmitteln und andern Handelsgütern offenbar fleißig Buch geführt wurde [vgl. Villiers 1993, 106].

Überhaupt wirkt die Einteilung "Mitteljawa" und "Ostjawa" etwas gekünstelt: Anders als in Südwestjawa - "Sunda" - und Madura wurde und wird in "Mittel"- und "Ost"-Jawa dieselbe Sprache gesprochen; und es gibt auch sonst keine "Grenze", sei es geographischer, ethnischer oder kultureller Art. Die Städte Yogyakarta (Mataram) und Kediri liegen keine 200 km auseinander. Umso unwahrscheinlicher mutet es an, daß das eine "Reich" so prächtig gedieh wie das andere plötzlich "untergegangen" sein soll, ohne daß dies dem ersteren aufgefallen wäre.

Wie dem auch sei, für die herrschende Meinung war Mitteljawa seit 927 "verschwunden" und blieb es für die nächsten 295 Jahre.

Ostjawa während der großen "Lücke"

Von anderen - viel weiter entfernten - Gegenden erfahren wir dagegen einiges:

Im Jahre 992 soll das - nunmehr "ostjawanische" - Reich von Mataram Shråwijaya im 700 km entfernten Sumatra angegriffen haben, wo noch immer die Shailendras herrschten. Der Krieg verlief unglücklich für Mataram

und endete 14 Jahre später (1006) mit einem Gegenangriff der Shailendras gegen "Ostjava", bei dem der letzte König aus dem Hause Mataram fiel.

Den Thron erbte der Sohn seiner Halbschwester, den man zu diesem Zweck von der immerhin 250 km entfernten Insel Bali holte. Dieser regierte unter dem Namen Airlangga (dessen Namen die herrschende Meinung mit "Der über das Meer gekommene" übersetzt [vgl. Villiers 1993, 105]) 1010-1049. Bereits 1042 oder 1045 soll er verfügt haben, daß das Reich zwischen zwei Söhnen aufgeteilt wurde. Über die Lokalisierung dieser Teilreiche (Janggala, mit der - alten und neuen - Hauptstadt Kahuripan, und Pangalu, nach seiner Hauptstadt auch Kediri genannt) ist man sich bisher nicht einig geworden; vermutet wird ein Grenzverlauf zwischen Kawi-Gebirge und Südküste oder am Brantas entlang [vgl. Villiers 1993, 106]. Die chinesischen Quellen wissen von dieser Teilung gar nichts, so daß die herrschende Lehre sie für "nicht sehr überzeugend" hält [vgl. ebd., 106].

Doch mit Airlangga beginnt das *Nagarakertagama*, die erste, wenn auch zweifelhafte, indonesische Quelle. Nicht nur diese, sondern auch das spätere *Pararaton*, berichtet vom Ende der Teilung im Jahre 1222. Damals gründete ein gewisser Ken Angrok, der zuvor die Fürsten von Janggala und Kediri beseitigt hatte, unter dem Namen Rajasa eine neue Dynastie, die in Kutaraja (Malaiisch "Königsstadt"), später (auf Sanskrit) Singhasari genannt, ca. 90 km östlich von Kediri, residierte.

Damit verfestigt sich die zeitliche Einordnung, zumal sie nun mit der chinesischen Chronologie übereinstimmt, nach der im Jahre 1293 eine chinesische Invasion auf Jawa stattfand. Aus den anschließenden Wirren und Kämpfen ging dann das Reich von Májāpahit hervor, das von 1294 bis zum Beginn der muslimischen Herrschaft im Jahre 1520 bestand.

Nicht mit den chinesischen Quellen überein stimmt dagegen das weitere Schicksal Shriwijayas: Während die beiden jawanischen Quellen behaupten, es sei im Jahre 1025 (also zur Zeit Airlanggas) durch einen Angriff der Cholen aus Südindien erobert und Palembang mitsamt seinen Kolonien geplündert und zerstört worden, und danach hätte wieder Malayu über Sumatra geherrscht, berichten chinesische Quellen aus dieser Zeit und bis ins 13. Jh. von wirtschaftlichen und politischen Beziehungen zu einem blühenden Shriwijaya, dessen Machtbereich sich von der ostafrikanischen Küste bis zur Halbinsel Malakka und Südwestjava (Sunda) erstreckte. Für diese Darstellung spricht, daß im Jahre 1275 Kertanagara, der Herrscher

von Singhasari, zugleich mit Shrivijaya auch die Halbinsel Malakka und Sunda eroberte - das ist unstrittig.

Zurück zu den Quellen

Werfen wir nun einen Blick auf die Quellen, aus denen die Geschichtsbücher ihre Weisheiten beziehen. Die älteste Sumatra-Quelle, eine Pallawa-Steininschrift, stammt aus der Nähe von Palembang und wird wie erwähnt auf "683 n.C." datiert.

Die Annahme einer "Sanjaya"-Dynastie auf Jawa im Jahre "732" beruht auf einem einzigen Fund, der "Inschrift von Canggal". Diese ist ebenfalls in Pallawa-Schrift verfaßt, soll jedoch einen "früheren" Typ darstellen als die Funde bei Palembang, obwohl sie rund 50 Jahre später datiert ist als jene [Casparis 1975, 27]. Diese Annahme ist schon merkwürdig genug; auf welchen tönernen Füßen die "Pallawa-Dynastie", ja die gesamte Geschichte Südindiens vor dem Beginn der Chola-Epoche um das Jahr 900 überhaupt steht, wird der Verfasser in einem späteren Aufsatz darlegen. Diese "Pallawa"-Inschriften sind indes - abgesehen vom Reisebericht des Chinesen I-Tsing (auf den separat eingegangen werden soll) - bis zur Mitte des "8." Jhs. die einzigen Quellen, auf denen unser vermeintliches 'Wissen' der frühmittelalterlichen Geschichte Indonesiens beruht.

Die "chronologisch folgenden" Inschriften ("750-925") sind überwiegend in einer Schrift verfaßt, von der selbst die herrschende Meinung heute einräumt, daß sie sich wohl nicht aus der Pallawa-Schrift entwickelt hat [vgl. Casparis 1975, 28]. Man nennt sie, infolge eines sprachlichen Mißverständnisses, "Kawi" [ebd. 29]. Die in ihr verfaßten Inschriften kranken allerdings allesamt an dem Mangel, daß in ihnen keine verwertbaren historische Daten festgehalten sind.

Im Süden Mitteljawas wurden außerdem einige angeblich aus dem "8." und "9." Jh. stammende Stein- und Kupferinschriften gefunden, die zunächst wegen ihrer Schrift unser Interesse verdienen. Sie sind nämlich in einer "Frühform" der indischen Dewnāgrī geschrieben, die indes den "späteren" Formen erstaunlich ähnlich sieht [Abb. bei Casparis 1975, Pl. IIIa]. Die herrschende Meinung verbannt sie als "neben der regulären Schrift" (Kawi) stehend in den Anhang [ebd., 35] und vertritt zugleich die so gar nicht in ihre eigene Chronologie passende These, diese jawanische Dewnāgrī-Schrift sei der "direkte Vorläufer" der nordindischen Dewnāgrī-Schrift des 11. und 12.

Jhs. [ebd. 35]. Sie übersieht dabei geflissentlich, daß diese Schrift auch der ostjawanischen "Kawi"-Schrift des 11. und 12. Jhs. auffallend ähnelt. Wenn man allerdings, wie die herrschende Meinung, von vornherein ausschließt, daß es sich in Wirklichkeit um "vordatierte" oder einer anderen Chronologie folgende Inschriften aus dem 11. oder 12. Jh. handeln könnte, muß die Herkunft dieser Schrift dunkel bleiben [vgl. Casparis 1975, 36].

Daß die herrschende Meinung derart krampfhaft an der Richtigkeit ihrer jawanischen Chronologie festhält, ist umso merkwürdiger, als sie inzwischen einräumt, daß es sich bei einer auf Bali gefundenen und auf "896" datierten Inschrift um eine "Kopie" (das Wort "Fälschung" wird - noch - vermieden) aus der Mitte des 11. Jhs. handelt [Casparis 1975, 89, Pl. IIIc], also einer Zeit, als Bali unter (ost)jawanischer Herrschaft (Airlanggas) stand. Dies ist kein Einzelfall, denn exakt in der gleichen Schrift ist die Inschrift von Polengan gehalten [ebd. 33, 90, Pl. IVa]; man nimmt wieder eine spätere "Kopie" (von Palmblättern auf Kupferplatten) an.

Die herrschende Meinung kehrt ebenfalls gerne 'unter den Teppich', daß ausgerechnet der Historiker Lieblingsinschriften aus dem "8." Jh. in ebenjenem "Früh-Dewnágri" verfaßt sind, insbesondere die Inschrift am Candi von Kalasan (zwischen Yogyakarta und Prambanan). Diese trägt das älteste bekannte Datum auf Jawa, nämlich "700" (als Shaka-Jahr aufgefaßt und in "778 n.C." umgerechnet), und besagt, daß ein Mahárája Pananikarana, Zierde der Shailendra, jenen Tempel für Tárá gestiftet habe [vgl. Casparis 1975, 88, Pl. IIIa]. Dabei wird meist behauptet, Tárá sei eine "buddhistische Gottheit" [vgl. Villiers 1993, 96]. Allein auf dieser einsamen Inschrift beruht die Schulbuch-These, daß es bereits im 8. Jh. eine "Shailendra-Dynastie" gab, und zwar eine "buddhistische". (Alle anderen Inschriften, die man in jener Zeit entstanden wissen will, sind entweder undatiert oder bestehen aus frommen Sprüchen ohne historischen Inhalt. Nicht überbewertet werden, aber auch nicht unerwähnt bleiben soll, daß es sich bei der Inschrift von Kalasan um die Überschreibung eines älteren Textes handelt; die Original-Inschrift ist darunter zwar noch erkennbar, aber nicht mehr zu entziffern [vgl. Casparis 1975, 88, Pl. IIIa]).

Wie kühn die letztere Annahme ist, ergibt sich schon daraus, daß Tárá (Perle am Himmel) jeden Himmelskörper bezeichnen kann, wie er von den Indern verehrt wurde (der Mond, Tárakarája, galt als der König der

Himmelskörper). So fand er auch als Mädchenname für "höhere Töchter" Verwendung. Wagner [109] schreibt wörtlich:

"Kalasan... (war) vermutlich als Grabstätte der Gemahlin des Fürsten gedacht, die ebenfalls Tara hieß."

Vielleicht hätte die herrschende Meinung auch an eine gleichnamige Prinzessin von Shrivijaya gedacht, wenn sie diese nicht in die Mitte des "9." Jhs. datieren würde [vgl. Villiers 1993, 101].

Auf "907" datiert man eine Kupfertafel, die in Kedu (westlich von Yogyakarta) gefunden wurde. Sie enthält Herrschernamen, die man auf das "8." Jh. bezieht. Wie begründet man dies? Nun, einer dieser Herrscher heißt "Panangkarana". Und da nimmt man wohlgemut an, jener Panangkarana müsse wohl identisch sein mit dem Mahárája Pananikarana aus der Inschrift von Kalasan, die man ja - trotz der Dewnágri-Schrift, die wie gesehen frühestens ins 11. Jh. paßt - ins "8." Jh. datiert. Dann müßte aber auch die Mataram-Dynastie schon im "8." Jh. begonnen haben - doch hatte sich die herrschende Meinung da nicht auf "864 n.C." festgelegt? Das spielt für sie keine Rolle, sie erfindet einfach ein paar Herrscher hinzu, auch gleich für die Zeit vor der Mitte des "8." Jhs., d.h. man "schließt" auf sie, um den leeren Zeitraum zu "überbrücken" [vgl. Villiers 1993, 96].

Tatsächlich verhalten sich "Pananikarana" und "Panangkarana" wie "Gustaf" und "Gasthof": Die Inschrift von Kalasan ist Sanskrit, und Pananikarana heißt wörtlich "Handel-(Kauf-)bewirkender" (Anm.: panan, Verbalsubstantiv zu pan, Handel, Kaufvereinbarung, = Kaufen; karana = tun, machen, bewirken); dies meint wohl nicht einen selber Handeltreibenden oder Kaufmann, sondern einen Herrscher, der den Handel besonders förderte. Die Inschrift von Kedu ist dagegen Malaiisch, und Pan-angkar-an könnte "stolzer (oder strenger) Herr(scher)" bedeuten. Gemeinsam ist beiden Namen nur, daß sie auch Beinamen bzw. schmückende Titel sein könnten, die allerdings schwerlich übereinstimmen.

Ab 915 finden sich dann zahlreiche Inschriften aus dem - bis dahin zeugnislosen - Ostjava, u.a. eine undatierte Kupfertafel von "König Daksha", dem man die Regierungszeit 910-919 zuschreibt [vgl. Casparis 1975, 34, 38]. Die herrschende Meinung behauptet, deren Schrift unterscheide sich deutlich vom mitteljawanischen "Früh-Kawi"; man bezeichnet sie daher als "spätes Kawi" und läßt damit eine völlig neue Schrift epoche beginnen [ebd.,

39]. Ein unvoreingenommener Blick auf die Inschriften [ebd., Plate I-X] zeigt indes nicht nur dem mit ähnlichen Schriften vertrauten Betrachter, daß die Schriftunterschiede zwischen diesen vermeintlichen "Epochen" keinesfalls größer sind als die individuellen Unterschiede der Schriften innerhalb derselben.

Als wichtigste Inschrift des 11. Jhs. gilt die "Calcutta-Inschrift" (benannt nach ihrem Standort im Indischen Museum von Kalkattá) aus dem Jahre 1041, also der Regierungszeit Airlanggas. Sie ist zweisprachig - Altjawanisch und Sanskrit; wo genau sie herkommt, ist unbekannt, man nimmt allgemein die Gegend von Surabaya an [vgl. Casparis 1975, 39]. Sie ist der erste unanfechtbare Beleg für die Verwendung der - angeblich als "Frühform" schon im 8. Jh. vorkommenden - Dewnágrí-Schrift, und zwar, was für unsere Überlegungen besonders wichtig ist, gleichzeitig mit und gleichberechtigt neben der vermeintlich dominierenden "Kawi"-Schrift.

Doch nicht nur das Zurückreichen der "frühen" Dewnágrí-Schrift in ein "8." Jh. ist unwahrscheinlich; einige Funde aus dem 12. und 13. Jh. lassen auch die Annahme einer "frühen" Kawi-Schrift äußerst zweifelhaft erscheinen. So wurden in Nordsumatra zwei Inschriften gefunden, die auf 1179 bzw. 1213 datiert und in einem Kawi geschrieben sind, von dem de Casparis wörtlich schreibt:

"Man wäre geneigt, sie Jahrhunderte früher zu datieren, wenn die Daten nicht über jeden Zweifel erhaben wären [...] Wäre die Inschrift in Ost-Java gefunden worden, müßte sie aufgrund ihrer Schrift in die 1. Hälfte des 10. Jahrhunderts datiert werden." [Casparis 1975, 45].

In Südthailand, an der Grenze zu Malaya, wurde überdies eine Inschrift gefunden, die auf das Jahr 1230 datiert ist, aber in einer Schrift verfaßt ist, die de Casparis wie folgt charakterisiert:

"Sie ist, verglichen mit den Inschriften Ost-Javas und Balis, sehr archaisch; sie erinnert merkwürdig an die Schrift der Ligor-Inschriften derselben Gegend, die jedoch 775 datiert sind - viereinhalb Jahrhunderte früher!" [Casparis 1975, 45].

All das wundert die herrschende Lehre zwar; sie zieht daraus jedoch keine Schlüsse - insbesondere nicht den, daß die einander so ähnlichen Inschriften vielleicht gar nicht durch Jahrhunderte getrennt sind, wie bisher angenommen, sondern aus derselben Zeit stammen könnten.

Fragen und Antworten

Kehren wir nun zu der Frage zurück, wie sich die Lücke von fast 300 Jahren in der mitteljawanischen Geschichte erklären läßt.

Wäre es nur der Umzug eines Herrscherhauses von Yogyakarta nach Kediri, so läge darin sicher nichts besonderes. Auch wenn sich das Interesse der Hofgeschichtsschreiber entsprechend "verlagert" hätte, wäre dies nachvollziehbar. Das plötzliche Verschwinden jeglicher Quellen und Überreste in Mitteljava - und ihr ebenso plötzliches Wiedereinsetzen nach knapp 300 Jahren ist jedoch so verblüffend, daß man es nicht mit einem "Vulkanausbruch" oder einem "versandeten Hafen" erklären kann. Hier kann vielmehr etwas mit der Chronologie nicht stimmen. Lassen wir diese noch einmal kritisch Revue passieren:

Vom 7. bis zum 9. Jh. soll ein mächtiges "Reich von Shrivijaya" mit dem Zentrum Palembang auf Sumatra existiert haben, das auch die malaisische Halbinsel und zumindest West- und Mitteljava beherrschte. Dabei ist es unerheblich, ob man der Auffassung ist, daß Shrivijaya "jawanisches Protektorat" war oder umgekehrt. Die Fachgelehrten sind in diesem Punkt in einem Maße zerstritten, daß kaum noch von einer "herrschenden" Meinung gesprochen werden kann [vgl. im einzelnen Villiers 1993, 100f]. Die wohl überwiegende Mehrheit nimmt ersteres an und stützt sich dabei zum einen auf eine einzige (!), 1024 ("Shaka 946") datierte Bronzestatue, die auf Sumatra gefunden wurde, aber "ausgesprochen javanisch" aussehe, und zum anderen auf ein einziges (!), noch dazu nepalisches (!) Manuskript des 11. Jhs., demzufolge derartige Statuen auf Sumatra "besonders stark verehrt" worden sein sollen [vgl. Villiers 1993, 101].

Der Verfasser hält eine Diskussion auf derartig schmaler "Quellen"-Basis nicht nur für unseriös, sondern auch für unerheblich; tatsächlich ist nicht einmal sicher, ob "die Shailendra-Dynastie", die Shrivijaya seit dem 9. Jh. beherrscht haben soll, javanisch war, geschweige denn buddhistisch. Man schließt dies wie gesagt aus der Inschrift am Candi von Kalasan, wonach jener Pananikarana, Zierde der Shailendra, jenen Tempel für Tára gestiftet habe (s.o.). Doch selbst wenn man Tára als "buddhistische Gottheit" gelten lassen wollte, würde dies nicht ohne weiteres beweisen, daß "die" Shailendra-Dynastie buddhistisch war. Dagegen spricht schon der Name/Begriff "Shailendra": Zwar übersetzt ihn die herrschende Meinung

hartnäckig mit "(Be-)Herrscher des Berges" und will daraus auf eine Verbindung mit den Herrschern von Fu-nan schließen [vgl. Villiers 1993, 96]. Doch Shailendra ist in erster Linie der Name des Gebirges, das wir "Himalaja" (indisch Himálay, Schnee-Gebirge) nennen und meint nicht den (Be-)Herrscher eines Berges, sondern - nach Indra, dem höchsten Gott des altindischen Pantheons - den Berg, der unter allen Bergen der höchste (im tatsächlichen und im übertragenen Sinne) ist. Wenn man das auf Personen überträgt, kann es zwar auch einen Herrscher bezeichnen, der diesen Gott personifiziert, aber das setzt voraus, daß er ein Anhänger desselben ist - und nicht einer Buddhas.

Ein Verbindung von Buddhismus und der Verehrung Shiwas oder Wishnus wäre nicht ungewöhnlich; eine gleichzeitige Anhängerschaft Buddhas und Indras ist dem Verfasser jedoch noch nicht vorgekommen. Frédéric [1995, 209] meint, Shailendra sei die "Sanskritisierung" des "altmalaiischen" Begriffs "Selendra". Doch dies vermag nicht zu überzeugen: Warum sollte ausgerechnet in diesem einzigen Fall - andere Beispiele gibt es nicht - ein "altmalaiischer" Begriff sanskritisiert worden sein, statt einen Originalnamen aus dem Sanskrit zu nehmen? Es ist auch nicht ersichtlich, wie aus "Selendra" Shailendra werden sollte; offenbar ist Frédéric ein Opfer der weitverbreiteten Unart, den indischen Buchstaben sha als s mit accent aigu zu transkribieren. Außerdem bleibt Frédéric jeglichen Hinweis schuldig, wie er darauf kommt, daß Selendra auf Malaiisch "Herrscher des Berges" heißen sollte; nach Kenntnis des Verfassers ist Selendrā eine bestimmte Tonart des jawanischen Orchesters. Im übrigen sind "Berg", "Gebirge" und "Hügel" nur Nebenbedeutungen des Sanskrit-Wortes Shail(a); seine Hauptbedeutung ist "Fels". Gerade wenn die These von der Verbindung mit Fu-nan zuträfe, spräche dies dafür, hier letztere anzunehmen; denn im Mekong-Delta finden sich weder Berge - geschweige denn solche von der Größe des Himálay - noch auch nur Hügel.

Die Errichtung eines buddhistischen Grabtempels durch einen buddhistischen Herrscher wäre auch schwerlich der ausdrücklichen Erwähnung wert gewesen, geschweige denn eines besonderen Lobes als "Zierde" seiner Dynastie; sie wäre vielmehr selbstverständlich gewesen. Sinn macht eine solche Erwähnung dagegen, wenn es sich um eine Ausnahme handelte, nämlich bei einem nicht-buddhistischen Herrscher. Dies paßt auch in den zeitlichen Zusammenhang mit dem shiwaitischen König Sanjaya, den die Shailendra-Dynastie abgelöst haben soll, denn Indra zählt (als Göttervater)

wie Shiwa und Wishnu zur alten wedischen Götterfamilie; die Geschichte lehrt, daß Emigranten oftmals stärker an ihren Glaubens- und sonstigen Traditionen festhalten als die Daheimgebliebenen; so könnte es auch bei den Indern gewesen sein, die nach Indonesien auswanderten.

In diese These paßt auch der Fund einer Inschrift in Ligor (im heutigen thailändisch-malaysischen Grenzgebiet), über deren zeitliche Einordnung sich die herrschende Meinung nicht ganz einig ist (Villiers [1993, 49, 98] datiert sie einmal auf "775", einmal auf "755"). Sie besagt, daß sich ein Shrivijaya-Herrscher als Verkörperung Wishnus gefühlt habe, ein anderer als Indra. Auch die "aggressive Außenpolitik" und die kriegerischen Taten, die diesen Herrschern zugeschrieben werden [ebd., 98] vertragen sich schlecht mit unserer Vorstellung vom Buddhismus.

Der Verfasser hält es für möglich, daß es sich bei den als "Shailendra" bezeichneten Herrschern nicht um Angehörige ein- und derselben Dynastie gehandelt haben muß; ebensogut könnte es sich um einen Titel für traditionell-hinduistische Herrscher gehandelt haben, die Indra anhängen.

Dann bedarf es auch nicht mehr der Annahme plötzlichen Auftauchens, Vertriebenwerdens, Auswanderns und Wiederrückkehrens, der groß angelegten "Machtverlagerungen" quer durch ganz Südostasien und ähnlicher Bocksprünge "der Shailendra", wie sie uns die herrschende Meinung schmackhaft zu machen versucht. Es wirkt geradezu grotesk, wenn man etwa liest, im "späten 9. Jahrhundert" sei die Macht der Shailendra in Mitteljava "verfallen" und "die alte" shiwaitische Dynastie, die im "8. Jh. von den "buddhistischen" Shailendra vertrieben wurde, plötzlich wieder aufgetaucht, indem sie "aus dem Osten zurückkehrte", was von einem "Wiederaufleben der Hindukulte in diesem Gebiet begleitet" war (so Villiers [1993, 98, 101], der diese abstruse Theorie mangels konkreter Anhaltspunkte als "offensichtlich" bezeichnet). Dies wohlgermerkt nur, um 30 Jahre später für 3 Jahrhunderte wieder von der Bildfläche zu verschwinden! (Den Verfasser erinnert das an den Witz von "den Preußen", die im 13. Jh. erst ausgerottet wurden, dann aber offensichtlich auf Wanderschaft gingen und im Laufe derselben um 1870 vor Paris auftauchten, nur um 1945 urplötzlich wieder aus der Geschichte zu verschwinden.)

Auf ebenso tönernen Füßen steht die Annahme der herrschenden Meinung, seit Beginn des 10. Jhs. hätten "die Shailendra" nur noch Sumatra

und die malaiische Halbinsel regiert, nicht aber (West- und Mittel-)Jawa. Immerhin soll Shriwijaya zu Beginn des 11. Jhs. plötzlich wieder stark genug gewesen sein, Ostjawa anzugreifen, nur um unmittelbar danach ebenso plötzlich und vollständig zusammenzubrechen.

Für viel wahrscheinlicher hält es der Verfasser, daß die dem "7." bis "9." Jh. zugeschriebenen Ereignisse in Sumatra und (West-)Jawa sich in Wirklichkeit zur gleichen Zeit, d.h. parallel zu den Ereignissen in Ostjawa abspielten, die auf das 10. bis 12. Jh. datiert werden. Dann wäre die "große Machtausbreitung Shriwijayas" im "8." Jh. identisch mit Shriwijayas Versuch im 11. Jh., (Ost-)Jawa zu erobern, und der Niedergang der Macht Shriwijayas seit dem "9." Jh. entspräche dem - nicht plötzlichen, sondern allmählichen - Verfall der Macht Sumatras im 11. und 12. Jh. infolge dieses mißglückten Versuchs.

Kann man das auch an Personen festmachen? Was immer man von der historischen Verlässlichkeit des *Nagarakertagama* im einzelnen halten mag - warum beginnt nach ihm die Geschichte Javas erst im 11. Jh. mit Airlangga, da sich doch bis heute Quellen und Überreste erhalten haben, die bis ins "8." Jh. zurückreichen sollen, angefangen mit jenem famosen Pananikarana aus der Inschrift am Candi von Kalasan? Kehren wir noch einmal zum (Bei-)Namen Airlangga zurück, der "Der über das Meer kam" heißen soll [Villiers 1993, 105]. So unangefochten diese Übersetzung zu sein scheint, so falsch ist sie: Gewiß heißt "air" in erster Linie Wasser, Flüssigkeit; aber das Meer, die See heißt niemals "air", sondern - immer und ohne Ausnahme - "laut". Dagegen muß "air" nicht immer Wasser bedeuten; es bezeichnet im weitesten Sinn alles, was fließt oder daraus entsteht, z.B. "air mas", der Draht (oder Faden) aus (geschmolzenem, "flüssigem") Gold, oder "air timah", das Blech aus (ebensolchem) Zinn; "air muka" kann sogar die (fließenden) Züge eines menschlichen Gesichts bedeuten. Und "langga"? Langanan ist der Käufer, ber-langganan bedeutet kaufen, Handel treiben; Airlangga könnte also bedeuten "der den Handel fließen läßt", Förderer des Handels. Überraschendes Ergebnis: Airlangga ist die malaiische Entsprechung von Pananikarana! (Die sprachliche Übereinstimmung geht weiter, als die deutsche Übersetzung auf den ersten Blick vermuten läßt, denn sowohl panan als auch langgan sind nicht einfach der Handel allgemein, sondern speziell der aus der Sicht des Käufers, des Importeurs. Ein solcher (Bei-) Name paßt in ganz besonderer Weise auf einen Herrscher, der am Anfang einer Hochkultur steht, die aus dem Ausland - sei es direkt aus

Indien, sei es indirekt über Kambodja - importiert wurde.) Daß zu seiner Zeit beide Sprachen nebeneinander in Gebrauch waren, beweist die "Calcutta-Inschrift".

Angesichts dessen wagt der Verfasser die These, daß nicht Pan-ang-karan, sondern Airlangga der Erbauer des Candi von Kalasan war. Letzterer wäre dann - mitsamt seinen west- und mitteljawanischen "Zeitgenossen" - rund 300 Jahre später entstanden als bisher angenommen und würde so die "unerklärliche" Lücke füllen, die dort von 927 bis 1222 bestehen soll; zugleich würde das "7." bis "9." Jh. west- und mitteljawanischer Geschichte (die für Ostjawa unbestritten nicht existierten) zur Phantomzeit.

Dazu würden auch andere Einzelheiten passen: von den (im "8." und "9." Jh. nicht so recht festzumachenden) wechselhaften Kämpfen gegen Shrivijaya, die im 11. und 12. Jh. "erneut" stattfanden und schließlich mit der Niederlage der "Shailendra-Dynastie" endeten, bis zum König, der sich als Verkörperung Vishnus fühlte - genau das traf nämlich auch auf Airlangga zu [vgl. Villiers 1993, 105, der die Parallele freilich nicht sieht]. Überdies heiratete Airlangga eine - namentlich nicht bezeichnete - Prinzessin von Shrivijaya [ebd., 105] - könnte das jene Tára gewesen sein, für die der Candi von Kalasan erbaut wurde?

Noch ein weiteres Rätsel könnte sich so auflösen: das der Teilung des Airlangga-Reichs bei Airlanggas Tode. Es wäre gewiß bequem, diese Teilung angesichts der Nichterwähnung in den Quellen des Haupthandelspartners China und des nichtgefundenen Grenzverlaufs als eine Erfindung der beiden "Märchenbücher" *Nagarakertagama* und *Pararaton* abzutun. Doch nicht nur diese, sondern auch eine isolierte Sanskrit-Inschrift spricht von der Teilung des jawanischen Reichs wegen der Feindschaft zweier Fürsten [vgl. Villiers 1993, 106]. Die Inschrift ist nicht datiert, und die herrschende Meinung hütet sich, dies zu versuchen, denn sie siedelt solche Sanskrit-Inschriften ja mit Vorliebe im "8." oder "9." Jh. an - was hier allerdings schlecht möglich ist, da sie von einem Ereignis aus der Mitte des 11. Jhs. berichtet. (In de Casparis *Indonesischer Paläographie* taucht dieser anstößige Fund nicht auf.). Zudem unterstützen philologische Überlegungen die Annahme einer Teilung: Janggal-an ist die Substantivierung des Adjektivs janggal, das unvollständig, verstümmelt, unharmonisch oder zwieträftig bedeuten kann. Und Kediri könnte die Substantivierung von diri sein, was selb(ständig) bedeutet. Zwar wird diese - bei anderen Adjektiven

gebräuchliche - Substantivierung durch die Vorsilbe "ke" (und die Nachsilbe "an") heute nicht mehr in den Wörterbüchern geführt; das könnte aber einfach daran liegen, daß diese Variante durch den Namen ebendieser Stadt "belegt" ist. Zwei Reiche, von denen eines "das Unvollständige" und das andere "das Selbständige" heißt - paßt das nicht zu einer Teilung?

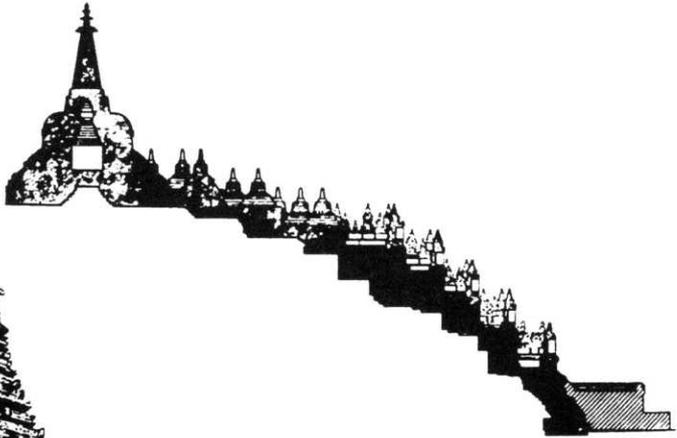
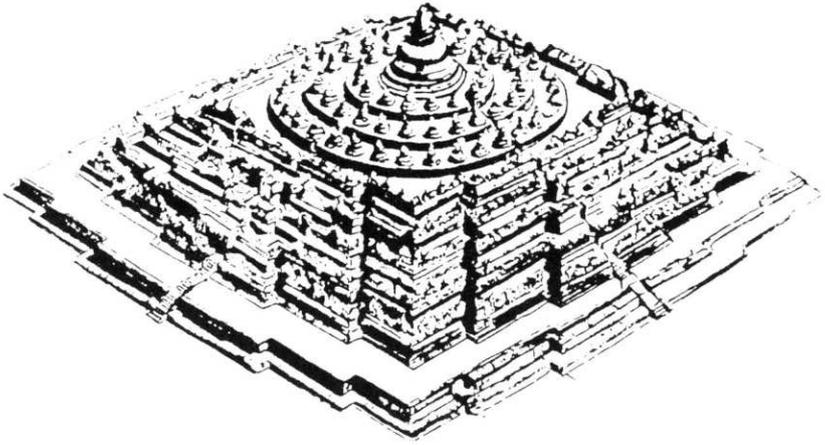
Aber warum wußten dann die Chinesen nichts von dieser Teilung? Sie trieben doch intensiven Handel mit Ostjava über den Hafen von Surabaya an der Mündung des Brantas-Flusses. Und dabei hätten sie nicht bemerken sollen, daß entlang dieses Flusses eine neue Staatsgrenze verlief? Aber die Grenzvermutungen der herrschenden Lehre machen ohnehin kaum Sinn: Villiers [1993, 106] meint, Surabaya hätte zu Janggala gehört. Doch Kediri liegt am Brantas - wie hätte es ohne Surabaya Handel mit den Chinesen treiben können (was unbestritten der Fall war [vgl. ebd., 106])?

Vielleicht hat man die Grenzen nur am falschen Ort gesucht, nämlich irgendwo innerhalb Ostjawas. Könnte es nicht sein, daß die Teilung gar nicht innerhalb Ostjawas stattfand, sondern zwischen Ostjava einerseits und West- und Mitteljava andererseits? Wenn Airlangga tatsächlich eine Prinzessin von Shriwijaya heiratete, wäre es nicht möglich, daß diese als "Mitgift" West- und Mitteljava bekam und daß dieses später wieder abgetrennt wurde? Jedenfalls beherrschte die Singhasari-Dynastie, unter der die "Wiedervereinigung" stattfand, im 13. Jh. wieder ganz Jawa, nicht nur Ostjava.

Einwände

Aber - um zu erwartende Einwände vorwegzunehmen: Wie können die Shaka-Datierungen im "7." bis "9." Jh. falsch sein und ins 10. bis 12. Jh. gehören, wenn sie sich vom 13. Jh. bis zur islamischen Eroberung scheinbar nahtlos fortsetzen? Wie verträgt sich diese Theorie insbesondere mit der Datierung des "Jahreszahlen-Candi" von Panataran, die auf 1291 Shaka lautet? Sollte hier ernsthaft statt des allgemein angenommenen Baujahrs 1369 eine Entstehungszeit in der 2. Hälfte des 17. Jhs. anzunehmen sein?

Die Antwort könnte man sich leicht machen, indem man darauf hinweist, daß es sich auch hier wieder um eine spätere "Rekonstruktion" handelt [vgl. Wagner 1979, 119, Abb. p. 110]. Die Lösung dürfte jedoch komplizierter sein:



Oben: Bārābodur, Ansicht von Südosten und Schnitt. Unten: Candi Panataran, sog. Jahreszahlentempel, Shaka-Jahr 1291 = 1369 n. Chr. [Auboyer 275, 278]

Offenbar wurde die indische Zeitrechnung in Indonesien mindestens zweimal eingeführt, möglicherweise einmal direkt aus Indien und einmal auf dem Umweg über das südostasiatische Festland. Dabei müssen verschiedene Zeitansätze verwendet worden sein: Einmal auf West- und Mitteljava mit der - später aufgegebenen - Jahreszählung ab ca. 375 n.C. (Regierungsantritt Chandra Guptas II., der die Shaken besiegte), einmal in Ostjava mit der Jahreszählung ab 78 n.C., mit der die Zeitachse um rund 300 Jahre nach hinten verschoben wurde, und die sich später allgemein - auch in Indien - durchsetzte und beibehalten wurde. Wann dieses "später" genau war, kann vorerst offenbleiben; für Indonesien kommt die Zeit der Dynastie von Singhasari in Frage, spätestens aber die der Dynastie von Májápahit, unter deren Herrschaft die ersten indonesischen Geschichtsbücher entstanden. Wenn man das *Nagarakertagama* auf 1364/65 datiert, kann man jedenfalls für den Jahreszahlen-Candi getrost ein Baujahr 1369 n.C. annehmen, d.h. Shaka 1291 nach der nunmehr allgemein geltenden Jahreszählung ab 78 n.C.

Wüste Spekulation? Keineswegs: Auch die herrschende Meinung kommt nicht umhin einzuräumen, daß die ("früheren") west- und mitteljawanischen Inschriften einem anderen Datierungsmuster folgen als die ("späteren") ostjawanischen - auch wenn man sie allesamt der "Shaka"-Zeitrechnung zuordnen will: Eine indische Zeitangabe - auch eine solche der Shaka-Ära - beschränkt sich nicht auf Jahr, Monat und Tag, wie wir es gewohnt sind; vielmehr umfaßt sie Monatshälften, Montage, Sternzeichen und zahlreiche andere Angaben. Bei den "früheren" indonesischen Zeitangaben bis zum "9." Jh., d.h. denen von Sumatra, West- und Mitteljava, fehlen, wie bereits erwähnt, die meisten dieser Bestandteile - es erscheinen nur fünf [vgl. Casparis 1978, 12ff]. Bei den "späteren" Zeitangaben seit dem 2. Viertel des 10. Jhs., d.h. denen von Ostjava, sind es zehn Bestandteile. Bei den Zeitangaben ab Mitte des 13. Jhs., d.h. also unter den - gesamtjawanischen - Dynastien von Singhasari und Májápahit - sind es 15 Bestandteile [ebd., 47-56].

Die herrschende Meinung erklärt dies wenig überzeugend mit fehlendem Platz: Die "späteren" Inschriften seien im Schnitt länger, also sei auch mehr Platz für Datierungsbestandteile gewesen. Das mag sein, beweist aber nichts. Festzuhalten bleibt, daß Nakshatra, Dewatá und Yoga, drei wesentliche Bestandteile der Datumsangabe, erstmals im 2. Viertel des 10. Jhs., also in den ersten ostjawanischen Zeitangaben, gemeinsam auftauchen, was

sie in "früheren", west- und mitteljawanischen Zeitangaben nicht tun [vgl. Casparis 1978, 51].

Und die undatierten religiösen Bauten Mitteljawas? Wenn insbesondere der Båråbodur und die Tempel von Prambanan nicht aus dem "9." Jh. stammen - wann und von wem wurden sie dann erbaut?

Kehren wir noch einmal zurück zu den Datierungsversuchen der herrschenden Meinung: Bei Karangtengah fand man eine auf "824" (Shaka 746, nach der hier vertretenen Auffassung also ca. 300 Jahre später) datierte Inschrift. Von dieser Schrift meint nun de Casparis [1975, 32], sie sei "recht ähnlich" der Schrift, in der die Inschriften am Fuße des Båråbodur verfaßt wurden; deren Stil sei lediglich "weniger formal". Also, folgert de Casparis, muß der Båråbodur im Jahre "824" entstanden sein - und die herrschende Lehre folgt ihm in Ehrfurcht. Leider bildet er weder die Inschrift von Karangtengah ab, da sie zu stark verwittert ist [ebd., 32], noch kann man die Schrift am Fuße des Båråbodur sehen, denn wie wir noch erfahren werden, sah man sich Anfang des 20. Jhs. "gezwungen", diese im Zuge von Restaurierungsarbeiten zuzumauern. Wir wollen indes de Casparis gerne glauben, daß die Schriften "ähnlich" waren (sie waren es, wie ebenfalls bereits ausgeführt, über mehrere Jahrhunderte und tausende Kilometer hinweg); hinsichtlich der Entstehungszeit des Båråbodur würde dies mit Verlaub überhaupt nichts beweisen.

Andere Anhaltspunkte für eine Entstehung im "9." Jh. gibt es nicht - im Gegenteil: Im "9." Jh. stände diese architektonische Leistung im Gesamtbild des jawanischen Kulturlebens völlig isoliert da. Die Geschichte der indonesischen Literatur z.B. beginnt erst in der Mitte 10. Jh. in Ostjava [vgl. Wagner 1979, 87ff; Casparis 1975, 27]. Ebenso isoliert stände dann die - unbestrittene - literarische Blüte in Ostjava im 12. und 13. Jh. da.

Objektiv wissen wir nur, daß der Båråbodur 1835 wiederentdeckt wurde, nachdem er wohl einige Jahrhunderte von einer Erdschicht bedeckt gewesen war. Da es sich um ein buddhistisches Heiligtum handelt, muß es vor der islamischen Invasion entstanden sein, also spätestens Anfang des 16. Jhs. Ein Zurückdatieren um 700 Jahre ist rein spekulativ. Der Verfasser erlebte anläßlich der Vorbereitung auf sein Indonesisch-Diplom im Jahre 1982 vor Ort die Restaurierungsarbeiten mit. Bei ihnen wurden mit den im Boden des Areals gefundenen Resten von Holzkonstruktionen klammheimlich die letzten Anhaltspunkte beseitigt, die auf etwas ganz anderes hindeu-

teten, nämlich: Eine ursprünglich recht bescheidene Kloster- und Tempelanlage aus Holz (deren Errichtung ganz sicher nicht geeignet gewesen wäre, einen blühenden Staat zu "ruinieren") wurde erst später durch einen steinernen Mammutbau ersetzt! In der Literatur liest man davon freilich nur am Rande [vgl. Forman 1980, 11] und nur in Werken, von denen kaum "Gefahr" ausgeht, zu kritischen Diskussionen Anlaß zu geben.

Von der Entstehung des Tempelkomplexes von Prambanan weiß man objektiv noch weniger. Auch hier handelt es sich bei den heute sichtbaren Bauten um "Rekonstruktionen" des 20. Jhs. Und ursprünglich? Selbst dem Laien, der die mühselige Erforschung dieses weitverstreuten Tempelfelds unternimmt, muß auffallen, daß es sich nicht um eine Gesamtanlage handelt, deren Bestandteile allesamt zur selben Zeit entstanden wären. Vielmehr liest man heute auch zwischen den Zeilen der herrschenden Meinung, daß die einzelnen Candis zu verschiedenen Zeiten entstanden sind, wie das bei einem Gräberfeld auch nur logisch ist. Der jüngste und größte Candi, Lara Jonggrang, wird einem König Daksha von Mataram zugeschrieben, dem letzten Herrscher Mitteljawas vor dessen plötzlichem "Verschwinden" aus der Geschichte anno 927 n.C. [vgl. Wagner 1979, 113].

Wenn man nun unserer These folgt, daß die mitteljawanische Geschichte ca. 300 Jahre später zu datieren ist als bisher angenommen, müßten die meisten Candis von Prambanan aus dem 12. Jh. stammen, und Lara Jonggrang aus den 20er Jahren des 13. Jhs., also der Regierungszeit von Rajasa, dem ersten ostjawanischen Herrscher (1222-1227), der die Singhasari-Dynastie begründete.

Wäre es nun so abwegig anzunehmen, daß im 12. Jh. eine günstige Zeit für Baumeister ebenso wie für Dichter war, weshalb deren Meisterwerke etwa gleichzeitig entstanden? Zumal sie - mit Ausnahme des Båråbodur - die gleichen Themen behandelten, nämlich das indische *Mahåbhårata* und das indische *Råmåyana* [vgl. Detailabb. aus Prambanan bei Wagner 1979, 99; für die Literatur ebd., 88f]?

Mit Ausnahme des Båråbodur? Mit Ausnahme des Båråbodur! Der Verfasser tendiert zu zwei Thesen:

- Es gab hölzerne Vorläufer; auf diese könnte sich die Schenkungsurkunde aus dem "8." - nach unserer Auffassung aus dem 11. - Jh. beziehen, die Villiers [1993, 100] erwähnt, ebenso die von Frédéric erwähnte Anlage des Balitung, einem der Herrscher, die auf der o.g. Kupferplatte von Kedu genannt werden.

● Die Errichtung seiner steinernen Form ist dem letzten Herrscher von Singhasari, Kertanagara (1268-1292), zuzuschreiben. Dieser hing einem Synkretismus aus Buddhismus und Shiwaismus an und wurde schon zu Lebzeiten - und erst recht danach - als Shiwa-Buddha verehrt [vgl. Villiers 1993, 56, 109]. Möglicherweise war er als Grabmal für ihn gedacht.

Zwar behauptet die herrschende Meinung, der Bārābodur sei kein Candi, also kein Grabmal [Wagner 1979, 111]; dies, wiewohl der Bārābodur überwiegend aus Stupen besteht, und derselbe Autor immerhin einräumt, daß ein Stupa "ursprünglich" ein Grabmal war [ebd., 101], und obwohl unstrittig ist, daß auch die Tempel von Prambanan als Mausoleumsanlage gebaut worden waren [vgl. Villiers 1993, 98]. Die abenteuerlichen Theorien à la Däniken, die man statt dessen in diese Anlage hineinzugeheimnissen versucht hat [Forman 1980, 132, und Text zu Abb. 135], vermögen jedoch keine bessere Erklärung zu bieten; auch die älteren, weniger unseriösen Thesen gelten heute als "hinfällig" [ausführlicher abgehandelt bei Frédéric 1995, 21-25].

Kertanagara könnte das Pech gehabt haben, daß die Geschichtsschreiber der nachfolgenden Mājāpahit-Dynastie kein Interesse hatten, dem letzten Vertreter des von dieser gestürzten Herrscherhauses von Singhasari diese Leistung zuzuschreiben - dafür spräche seine negative Charakterisierung sowohl im *Nagarakertagama* wie im *Pararaton* (die ansonsten durchaus nicht immer einer Meinung über ihn sind). Außerdem wäre denkbar, daß der Bārābodur unmittelbar nach seiner Errichtung noch von seinen Erbauern mit einer Erdschicht verdeckt wurde (unter der er im 19. Jh. wiederentdeckt wurde), um seiner Zerstörung in dem verheerenden Bürgerkrieg vorzubeugen, der auf Jawa nach Kertanagaras Tod ausbrach und in den auch die Mongolenherrscher Chinas eingriffen. Das würde auch die Frage beantworten, wie der Standort eines derart auffälligen Monumentalbauwerks für Jahrhunderte in Vergessenheit geraten konnte (seine Existenz wurde gerüch-teweise mündlich überliefert; eine solche Überlieferung führte im 19. Jh. zu seiner Wiederentdeckung.) Er wurde möglicherweise gar nicht erst bekannt! Man hat bisher gemeint, seine Nichterwähnung sowohl im *Nagarakertagama* wie im *Pararaton* 'beweise' seine Entstehung vor der Zeit Airlanggas, mit der die Chronik erst beginnt. Tatsächlich deutet das Schweigen der Chroniken eher auf das Gegenteil, nämlich daß der Bārābodur zur Zeit ihrer Entstehung (14. bzw. 15. Jh.) bereits lange unter einem Erdhügel verschwunden war.

Auch die herrschende Meinung gesteht Kertanagara ein Grabmal zu, und zwar unter Bezugnahme auf eine Passage des *Nagarakertagama*, das einen Tempel erwähnt, dessen Unterteil Shiwa und dessen Oberteil Buddha geweiht war [Villiers 1993, 109]. Wäre es möglich, daß mit diesem Tempel der - heute für "rein buddhistisch" gehaltene - Bârabodur gemeint ist? Die Frage mag auf den ersten Blick abenteuerlich klingen; sie ist es aber nicht, wenn man weiß, daß ursprünglich auch der untere Teil des Bârabodur mit "Basreliefs" versehen war.

"Diese sind jetzt unsichtbar, weil man bei der Wiederherstellung des Ganzen (1907-1911) gezwungen war, eine breite Schutzmauer zu errichten." [Wagner 1979, 111].

Nun soll nicht unterstellt werden, daß schon damals absichtlich shiwaitische Reliefs zugemauert wurden, weil sie nicht in die These vom rein buddhistischen Bârabodur paßten. Wenn es so gewesen wäre, hätten die Restaurateure auch schlechte Arbeit geleistet; es haben sich nämlich - zumindest bis zur zweiten "Wiederherstellung" 1982 - noch Überreste erhalten, die geeignet sind, diese These zu widerlegen. Forman bezeichnet sie als Reliefs

"nicht (näher) bestimmbar Inhalts [...] vielleicht den örtlichen Regenten mit seiner Gemahlin" [Forman 1980, Legenden zu Abb. 40, 41].

Wenn ein westlicher Laie, der Shiwa hauptsächlich in seiner als Touristen-Souvenir beliebtesten Pose des Tänzerkönigs (Natrâj) kennt, diese Abbildungen nicht sofort mit Shiwa assoziiert, mag das verzeihlich sein, ebenso die Beschreibung seiner Schlangen als "Rauch oder brennende Flammen brennenden Weihrauchs" und seiner Kette als "Rosenkranz" [ebd.]. Aber beim Blick in ein beliebiges Werk über indische Religionen drängt sich die Identifizierung dieser "Nicht-bestimmbaren" als Shiwa und seine Gemahlin Parwatî geradezu auf (vgl. z.B. die frappierend ähnliche moderne Darstellung bei Ratnakar [1997, 47], einschließlich des Berges im Hintergrund, dessen stilisierte Form auf dem Bârabodur Forman als "Pavillon" bezeichnet).

Es gibt einen weiteren Anhaltspunkt für die Entstehung sowohl des Lara Jonggrang als auch des Bârabodur zur Zeit der Singhasari-Dynastie, der bisher noch niemandem aufgefallen zu sein scheint: Auf beiden Bauwerken gibt es - wie auch auf einigen kleineren Tempeln, die unstreitig auf das 13. Jh. zu datieren sind, wie Candi Kidal, Candi Jago und Candi Singhasari (dabei handelt es sich um die Kopie eines Originals von 1292 - dem Todesjahr Kertanagaras - aus dem Jahre 1351; dies ergibt sich aus der Inschrift [vgl. Casparis 1975, 93, Pl. VIIb]) - steinerne Figuren, für die sich

unter Kunsthistorikern die Bezeichnung "(Kal-)Makara" eingebürgert hat. Sie werden als "mythische Tierfiguren" beschrieben und als "Ornamente" verstanden, die sich zufällig stets an Wasserspeiern befinden [vgl. Wagner 100 für Båråbodur - mit Abbildung -, 115 für Lara Jonggrang; Forman 1980, Abb. 104f für Båråbodur]. Tatsächlich stellen sie stilisierte Löwen mit weit aufgerissenen Måulern dar, die Wasser speien (besonders gut zu sehen in der Perspektive bei Frédéric [1980, 20]). Offenbar hat sich noch kein Kunsthistoriker gefragt, was das Sanskrit-Wort "Singhasari" eigentlich bedeutet: Sing(h)a bedeutet Löwe, und Sari... Quelle, Brunnen, Wasserspender! Bei den "Makara-Ornamenten" handelt es sich also um sprechende Darstellungen des Dynastie-Namens!

All dies scheint dem Verfasser seine These von Prambanan als Grabanlage hauptsächlich des 12. Jhs. mit dem Lara Jonggrang als spätestem Candi für Rajasa, den ersten Herrscher der Singhasari-Dynastie und vom Båråbodur als Grabmal für Kertanagara, den letzten Herrscher der Singhasari-Dynastie, beide aus dem 13. Jh., massiv zu erhårten.

Zusammenfassung der Thesen

1. Die überlieferte jawanische Geschichte beginnt nicht im "8." Jh. Der Herrscher, der auf Indisch Pananikarana und auf Malaiisch Airlangga genannt wurde, lebte im 11. Jh. und regierte bis zu seinem Tode in ganz Jawa. Die Teilung seines Reiches fand nicht innerhalb Ostjawas statt, sondern zwischen Ostjawa und Mittel- und Westjawa.
2. Die Geschichte West- und Mitteljawas, die von der herrschenden Meinung auf die Zeit vor 927 n.C. datiert wird, spielt sich in Wirklichkeit parallel zu der Geschichte Ostjawas im 10. bis 13. Jh. ab. Eine von 927 bis 1222 reichende "Lücke" in dieser Geschichte gibt es nicht, sondern vielmehr eine "Phantomzeit" vor dieser vermeintlichen Lücke. Diese resultiert aus einer doppelten Einföhrung der indischen Zeitrechnung mit ca. 300 Jahren auseinanderliegenden Ausgangspunkten.
3. Die undatierten religiösen Baudenkmåler Mitteljawas, insbesondere Prambanan und Båråbodur, stammen aus dem 12. und 13. Jh.; letzterer wurde als Mausoleum für Kertanagara, den letzten Herrscher von Singhasari, errichtet und unmittelbar nach seiner Fertigstellung unter einem künstlichen Erdhügel verborgen, um vor der Zerstörung durch die chinesischen Invasoren bewahrt zu werden.

1. Herrschende Meinung

	West- und Mitteljava	Ostjava
7. Jh.	vermutlicher Beginn hinduistischer Machtentfaltung und Kultur	
um 732	Shiwaitisches Reich des Königs Sanjaya	
ab 778	Pananikarana errichtet den Candi von Kalasan und begründet die Shailendra- Dynastie. Diese erobert Sumatra und zieht sich irgendwann dorthin zurück, nachdem sie sich durch den Bau großer Tempelanlagen in Mitteljava (Pramban- an, Båråbodur) ruiniert hat. An ihre Stelle tritt seit 864 die Mataram Dyna- stie. Anfang des 10. Jhs. verursacht ein Ausbruch des Merapi-Vulkans schwere Schäden. Die Mataram-Dynastie wandert	daher nach Ostjava aus, das bis dahin keine Ge- schichte hatte.
927	(West- und Mitteljava verschwinden für knapp 300 Jahre aus der Geschichte.)	
1010-49		König Airlangga ver- fügt Teilung des "ost- jawanischen" Reiches unter seinen Söhnen; so entstehen die Teil- reiche von "Kediri" und "Janggala". Deren Grenzen sind unbe- kannt.
1045		Rajasa vereinigt Kediri und Janggala wieder, erobert ganz Jawa und gründet die Singhasari-Dynastie.
1268-92	Regierungszeit Kertanagaras. Nach seinem Tod Bürgerkrieg.	
1293	Invasion der chinesischen Flotte.	
ab 1294	Måjåpahit-Dynastie (herrscht über ganz Jawa).	

2. Gegenentwurf

Hier gibt es in Ostjava keine Lücke, weil hier ebenso wie in West- und Mitteljava die überlieferte Geschichte erst 927 einsetzt.

10. Jh. Beginn hinduistischer Machtentfaltung und Kultur. Westjava wird zeitweise (wie Sumatra und Malaya) von der Shailendra-Dynastie beherrscht.
- 1010-49 Pananikarana = Airlangga heiratet eine Prinzessin von Shrivijaya und vereinigt ganz Jawa unter seiner Herrschaft. Er verfügt
- 1045 die Teilung des jawanischen Reiches unter seinen Söhnen. Es entstehen zwei Teilreiche, vermutlich das ehemals shrivijayische West- und Mittelsumatra einerseits und "Ostjava" andererseits, jeweils mit mehreren Residenzen, zu denen Kediri, Kahuripan und Mataram zählen können.
- 1222 Rajasa vereinigt wieder ganz Jawa unter seiner Herrschaft und gründet die Singhasari-Dynastie, unter der die großen Tempelbauten Mitteljawas (Prambanan, Båråbodur) entstehen.
- 1268-92 Regierungszeit Kertanagaras. Nach seinem Tod Bürgerkrieg.
- 1293 Invasion der chinesischen Flotte.
- ab 1294 Måjåpahit-Dynastie (herrscht über ganz Jawa).

Quellen und Literatur

- Basham, Arthur L. (1995): *The Wõnder that was India*; New Delhi
- Auboyer, Jeannine et al. (1988): *Handbuch der Formen- und Stilkunde. Asien*; Wiesbaden
- Casparis, J. G. de (Hg. 1950): *Inscripties uit de Sailendra*; Bandung
- (1950, 1956): *Prasasti Indonesia*; Bandung, Bd. I 1950, Bd. II 1956
- (1975): *Indonesian Palaeography. A History of Writing in Indonesia from the Beginnings to A.D. 1500*; Leiden · Köln
- (1978): *Indonesian Chronology*; Leiden · Köln
- Forman, Bedrich (1980): *Borobudur. Das buddhistische Heiligtum, Abbild der geistigen Welt*; Prag · Hanau
- Frédéric, Louis (1995): *Borobudur*; München
- Kern, H. (Hg. 1918): *Någarakrtågama*; Den Haag

- Krom, N.J. (Hg. 1920): «Pararaton». *The Book of the Kings of Tumapel und Mojopahit*; Batavia
- (1931): *Hindoe-Javaansche geschiedenis*; Den Haag
- Kubitscheck, Hans/ Wessel, Ingrid (1981): *Geschichte Indonesiens vom Altertum bis zur Gegenwart*; Berlin
- Ratnakar, Pramesh (1997): *Hinduism*; New Delhi
- Rau, Heimo (1990): *Indien*; Stuttgart
- Súryakánta (1995): *Sanskrit-Hindi-English Dictionary*; New Delhi
- Topper, Uwe (1996): "Hinweise zur Neuordnung der Chronologie Indiens"; in *ZS* VIII (4) 436
- Villiers, John (1993): *Südostasien vor der Kolonialzeit*; Frankfurt
- Wagner, Frits A. (1979): *Indonesien*; Baden-Baden
- Wojowasito, S./ Poerwadarminta, W.J.S. (1982): *Kamus Lengkap Inggeris-Indone-sia Indonesia-Inggeris dengan Ejaan Yang Disempurnakan*; Bandung

Dr. Claus-Dieter Rade, Postfach 301206, 53192 Bonn,
Tel.: (0228) 470691 Fax: (0228) 469267,
E-mail: rechtsanwalt_dr_rade@mailexcite.com
URL: <http://www.angelfire.com/biz/germanylawyer/index.html>

Wußte Ghiberti von der "Phantomzeit"?

Beobachtungen zur Geschichtsschreibung der frühen Renaissance

Ursula Siepe · Franz Siepe

Vorab: Es erwies sich als einigermaßen hinderlich, daß Garin, von dem wir ausgehen, wie auch Panofsky (s.u.) keine präzisen Quellen angibt. Denn wir sind keine Historiker vom Fach, die ohne weiteres einen Rechercheapparat einschalten könnten. Auch sind die italienischen Renaissance-Humanisten nicht durchwegs ins Deutsche übersetzt, und unsere Latein- und Italienischkenntnisse sind - *horribile dictu* - einigermaßen begrenzt. Wir waren also zu etwas Findigkeit und einiger Bescheidenheit genötigt.

Anlaß für die folgenden Bemerkungen waren zwei Sätze. Sie stehen mitten in der *Propyläen Weltgeschichte* [6. Bd.], entstammen der Hand des renommierten Renaissancehistorikers Eugenio Garin und lauten in staunenswerter Seltsamkeit:

"Der Kanzler der florentinischen Republik Leonardo Bruni aus Arezzo, kein Künstler also, sondern ein Historiker und Politiker, hatte [...] auf einer denkwürdigen Seite seiner *Commentarii* - seiner Erinnerungen - die Dauer des *dunklen Zeitalters auf acht Jahrhunderte festgesetzt. Siebenhundert Jahre lang, vom Untergang Roms bis zu der schon das 14. Jahrhundert durchziehenden* rastlosen Suche nach einer Erneuerung des Wissens, seien die gesunde Kultur und die edlen Künste, sei kurzum die klassische *humanitas* wie betäubt und erloschen gewesen. Nun aber erwache sie wieder und beginne, die menschliche Gesellschaft zu verändern." [Garin 436; Fett-Hvhg. hier und im weiteren von den Autoren]

Mathematische Kapriolen

Da hatten wir sie wieder einmal, die dunkle Zeit, welche, so Garin, von Leonardo Bruni angeblich auf eine Dauer von *acht Jahrhunderten, also siebenhundert Jahren* bemessen worden ist. Wir nahmen uns die beiden Sätze nochmals vor und lasen wahrhaftig erneut:

[...] Dauer des dunklen Zeitalters auf acht Jahrhunderte festgesetzt. Siebenhundert Jahre lang, vom Untergang bis zu der schon das vierzehnte Jahrhundert durchziehenden [...] " ...

Ein solch kühner Zeiteinsatz erzwang das Weiterfragen geradezu. Wir erinnerten uns zunächst des Schuldatums 476 n. Chr. (Sturz des letzten weströmischen Kaisers "Augustulus" durch den Germanen Odoaker), ließen uns dann aber dessen belehren, daß der Niedergang des Imperiums realistisch-weise nicht als ein punktuell Ereignis zu fassen sei [Diesner passim], sondern als ein Prozeß, "außerordentlich komplex und für uns daher diffizil" [ebd., 9]. Umfassend berichtet Alexander Demandt [passim] über Theorien zum Fall des Reiches.

Zurück also zum Garin-Text, um zu lernen, was wohl vom Autor gemeint sein könnte! Wir erfuhren, daß die Revitalisierungswünsche der Renaissance-Protagonisten (Petrarca, Ghiberti, Bruni, Vasari u.a.) das Ziel gehabt haben, diejenigen Kulturleistungen wieder zum Leben zu erwecken, die seit der Antike verschollen gewesen waren. Und weil uns die zeitlichen Bezüge insonderheit interessieren, notierten wir aus Garin [436]:

"Jedenfalls ist die Zeit des tiefen Schlafes, ja des Todes der Kultur *immer wieder auf sieben Jahrhunderte nach dem Fall Roms* bemessen. Der Anfang der neuen Ära wird in die Zeit zwischen dem ausgehenden 14. und dem beginnenden 15. Jahrhundert gelegt, wenngleich anerkannt wird, daß auch schon im 14. Jahrhundert manches sich ankündigte. *Die Zeugnisse sind überaus zahlreich, und sie stimmen alle überein*".

Nun begann für uns der Philologen Lieblingsarbeit, das Rechnen: Vom Ausgang des 14. und dem Beginn des 15. Jhs. (≈ 1400) zählten wir sieben Jahrhunderte herunter und landeten - einigermassen irritiert - im Jahre 700 n. Chr. War aber da das Römische Reich - Prozeß hin, Prozeß her - nicht schon längst untergegangen ??? [Siepe 70ff] Wir lasen also weiter und fanden uns von Garin [437] der folgenden Zumutung ausgesetzt:

"Gerade in dieser Haltung [in der Entscheidung zur Wiederbelebung der Antike] ist nun die größte Originalität der wahren und eigentlichen Renaissance zu suchen. Ihre Urheber zeigen diese Haltung *ziemlich exakt sieben Jahrhunderte nach dem Fall Roms mit der Aufforderung, den im 5. Jahrhundert abgerissenen Faden* der Geschichte wieder anzuknüpfen, dies jedoch mit dem klaren Bewußtsein davon, was in bezug auf die Antiken, die 'Modernen' gewesen seien."

Das alles konnte doch nichts anderes bedeuten als: Zwischen dem 15. (*Quattrocento*) und dem 5. Jahrhundert liegen "ziemlich exakt" 7 Jahrhun-

derte. Ob dieser von einem ausgewiesenen Experten vorgetragenen, für uns Laien und Autodidakten aber unmöglich nachvollziehbaren Geschichtswissenschaft in den Zustand geistigen Geschundenseins versetzt, entschlossen wir uns zu einem Perspektiven-, sprich Lektürewechsel.

Italienischer Frührenaissance-Humanismus

Wir schlugen nach bei Erwin Panofsky [51], bei dem wir klarere Luft zu atmen hofften, und hatten zu registrieren, daß er den humanistischen (Kunst-)Historikern bezüglich der Periodisierungs- und Kontinuitätsfrage erheblich mißtraut. Gleichwohl umreißt er das Problem in wünschenswerter Klarheit, weshalb wir ihn ausführlich zitieren:

"Die älteren italienischen kunstgeschichtlichen Autoren, wie etwa Lorenzo Ghiberti, Leone Battista Alberti und vor allem Giorgio Vasari, waren der Ansicht, die antike Kunst sei zu Beginn des christlichen Zeitalters überwunden worden und sie habe sich nicht wiederbelebt, bis sie als Grundlage des Renaissancestils gedient habe. Die Gründe für diese Überwindung waren, wie jene Autoren es sahen, der Einfall barbarischer Völkerstämme und die Feindseligkeit der frühen christlichen Priester und Gelehrten. *Indem sie so dachten, hatten die frühen Autoren sowohl recht wie unrecht.* Unrecht hatten sie insofern, als es im Mittelalter keinen vollständigen Bruch mit der Tradition gab. Antike literarische, philosophische, wissenschaftliche und künstlerische Vorstellungen hatten sich die ganzen Jahrhunderte hindurch am Leben erhalten, vor allem nachdem sie *unter Karl dem Großen und seinen Nachfolgern mit voller Absicht* wiederbelebt worden waren. Die frühen Autoren hatten allerdings insofern recht, *als die allgemeine Einstellung gegenüber der Antike sich fundamental änderte, als die Renaissance-Bewegung einsetzte.*"

Vergegenwärtigen wir uns die grundsätzlichen Zusammenhänge, indem wir nach Oberitalien blicken. Das wirtschaftliche Aufblühen hatte seit dem 13. Jh. [Sombart 111] in den Städten die Herausbildung einer intellektuellen Elite begünstigt, die den geistigen Nährboden des Humanismus bereitstellte. Besonders in Florenz formierten sich Kräfte eines neuen Bewußtseins, dem das Hergebrachte als Fundament der Deutung seiner Gegenwart und der Strukturierung seiner Zukunft als nicht länger tauglich erschien. Die ideologische Dynamik des frühen Renaissance-Florenz beschreibt Jacob Burckhardt [102] so:

"Die höchste politische Bewußtheit, den größten Reichtum an Entwicklungsformen findet man vereinigt in der Geschichte von Florenz, welches in diesem Sinne wohl den Namen des ersten modernen Staates der Welt verdient. [...] Der wunderbare florentinische Geist, scharf rasonierend und künstlerisch zugleich, gestaltet den politischen und sozialen Zustand unaufhörlich um und beschreibt und richtet ihn ebenso unaufhörlich. So wurde *Florenz die Heimat* der politischen Doktrinen und Theorien, *der Experimente und Sprünge*, aber auch mit Venedig die Heimat der Statistik und allein und vor allen Staaten der Welt *die Heimat der geschichtlichen Darstellung im neuern Sinne*."

Die Geschichtsschreibung, die hier in Florenz ihren Anfang nimmt [Kebler 109], sieht sich vor der Aufgabe, eine Identitätsvorlage für das neu entstehende Selbstbewußtsein zu konstruieren, und sie tut das rekonstruktiv: indem sie auf die Antike zurückgreift, die Zeit vor dem barbarisch-dunklen Mittelalter. Und sie tut das nicht allein aus nostalgisch-ästhetischen Gründen mit melancholischem Blick auf die Ruinen Roms, sondern gerade auch in politischer Absicht mit Blick auf die desaströsen Zustände der Gegenwart. Als vorbildhaft stand das vorbarbarische Imperium Romanum noch vor Augen; als optimistisch konzipierter Entwurf gegen die aktuelle politische Katastrophe des Landes, welches der Dauerstreit zwischen Kaisertum und Papsttum in Zerrissenheit gebracht und hinterlassen hatte. (Bezüglich der Frage der Einbettung des Humanismus in die politischen, soziokulturellen und ideologischen Zustände insbesondere des Quattrocentos waren für uns Hans Baron [1928, XI-XL] sowie - mit einer etwas anderen Sichtweise - Peter Burke [271ff] instruktiv.)

Der Zwist zwischen den - kaisertreuen - Ghibellinen und den - papsttreuen - Guelfen, der sich dann im Florenz Dantes zu dem zwischen kaisertreuen Weißen und papsttreuen Schwarzen Guelfen differenzierte [Rheinfelder 464], spiegelt auf dem oberitalienischem Boden des Trecentos den spätestens seit dem Investiturstreit unschlichtbaren Antagonismus von weltlichem und geistlichem Schwert, den Dualismus zwischen Imperium und Sacerdotium wider.

Dante hatte sich vom Luxemburger Kaiser Heinrich VII. eine Wiederbelebung des Imperiums erhofft; ebenso etwas später Petrarca von Karl IV., dem Erneuerer Prags und der Wenzelslegende [Valentin 216; Siepe 79]. Beide wurden enttäuscht. Petrarca wollte, beispielsweise indem er in *De viris*

illustribus nach dem Paradigma antiker Viten das Leben großer Römer beschrieb, die altrömische Tugend ("virtu") [Keßler 110] zu neuem Leben erwecken. Beseelt von diesem Gedanken, wurde er bei Karl IV. vorstellig: Er, der Kaiser, möge endlich über die Alpen kommen, um hier in Italien für die antike Ordnung zu sorgen. In einem Brief an den Kaiser lesen wir von Petrarca, dem Begründer des Humanismus [Brunner 564] und dem "Vater der Renaissance" [Varga 37]:

"Lebte jenes Rom noch, von dem du deinen Titel herleitest, und lebte Cäsar noch, von dem du den Namen und, wie wir zu hoffen pflegten, den Mut hast, sie würden viel rascher die Höhe der Macht und den Gipfel der Herrschaft erklimmen! Denn damals gab es viel Widerstand, schwer war die Gefahr für die Unseren, ungeheuer die Anstrengung - jetzt ist der Pfad eben und leicht, doch der Pilger fehlt. Weichlichkeit und Trägheit regieren weit und breit, Feigheit beherrscht den Erdkreis. Vor einem bewaffneten Kaiser wird diese aber bald weichen, ja sie wird sogar für ihn mitwirken. Sollte denn nicht dein Name, von wenigen Guten und Freunden der Tugend unterstützt, imstande sein, leicht den Krieg gegen tatenlosen Luxus und waffenlosen Übermut beenden?"

Wir hätten an Petrarca's Stelle den Kaiser Karl IV. wahrscheinlich daran erinnert, daß sein Namensvetter und früher Vorgänger im Kaiseramt namens Karl der Große doch eine Reichswiederbelebung im Geiste des Imperium Romanum damals höchst erfolgreich vollbracht hatte. Zwar ruft Petrarca seinem Adressaten die Römer Augustus und Cäsar ins Gedächtnis, nicht aber den großen Karolinger Karl - vielleicht deshalb, weil er ihn für einen Barbaren hielt [Demandt 92].

Was die Phantomzeit-Chronologie angeht, so haben wir bei Petrarca vorerst nur ein Indiz gefunden; und zwar im *Proömium* zu *De viris illustribus*, wo es heißt, die geschätzten Autoren der Antike seien vor 1.000 Jahren gestorben (... *consumptos, post annum millesimum*) [5]. Dem widerspricht eigentlich, daß die jüngste Figur, der Petrarca eine Lebensbeschreibung widmet, Cäsar († -44) ist.

Dieser Fund ist möglicherweise nicht einmal von großer Bedeutung. Er hat allerdings ein auffälliges Pendant in den Schriften Brunis; dieser behauptet, zwischen der Blüte Roms und Petrarca's Zeiten habe ein *tausend-jähriges Dunkel* gelegen [Baron 1928, XVIIIf]. Hierzu sollte man nun wissen, daß Bruni in seiner *Istoria Fiorentina* [24] den Fall Roms mit der Kaiserzeit - wohl mit Augustus - beginnen läßt (*Ma la declinazione dello imperio*

romano mi pare che principiasse, quando Roma, perduta la libertà, cominciò a servire agl'imperadori.) Zwischen Augustus und Petrarca liegen aber **nicht 1.000, sondern grob 1.300 Jahre** - eine Differenz, die ins Auge springt.

Bruni, Vasari und Karl der Große

An unseren Karl, Karl den Großen, erinnert Leonardo Bruni (Aretino) (≈1370-1444), wenn er in seiner *Istoria Fiorentina*, der "reifste[n] Frucht des historischen Denkens des Quattrocento" [Baron 1933, 16], betont, der Frankenkönig habe vom Papst für seine Hilfe gegen den langobardischen Widersacher Desiderius den Titel des Kaisers verliehen (*appelato imperadore*) bekommen [Bruni 42], nachdem das Reich seit Augustulus' Niederlage gegen Odoaker das Reich (*imperio*) mehr als dreihundert Jahre lang kaiserlos gewesen sei [Bruni 42].

Brunis Chronologie stimmt also soweit mit der heutigen konventionellen überein. Auffällig ist allerdings, daß er Pippins Sieg über die Langobarden von 754 keines Wortes würdigt; ebensowenig wie übrigens Dante in der *Göttlichen Komödie* [Par. VI, 94-96], was Amelung [529] moniert. *Kindlers Neues Literaturlexikon* [Bd. 3, 274] beobachtet ganz richtig, daß das frühe Mittelalter von Bruni "nur sehr knapp besprochen" wird. In der Tat: Im chronologischen Index Sante Fantis [378] zu Brunis Florentinischer Geschichte finden sich **nur drei Einträge für die Zeit zwischen 575 und 1215**; währenddessen die Eintragungsdichte für die früheren und späteren Jahrhunderte durchaus unseren konventionellen Erwartungen entspricht. Verzeichnet finden sich innerhalb dieses offenbar dunklen Zeitraums von fast 650 Jahren lediglich die Jahre 772 und 774 (Beendigung der Langobardenherrschaft) und das Jahr 800 als das der Kaiserkrönung Karls des Großen.

Innerhalb dieser dunklen Zeit nimmt Karl der Große jedoch einen relativ breiten Raum ein. Dieser habe, so Bruni, für seine Verdienste zum Schutze des Pontifikats gegen den Langobarden Desiderius von Papst Hadrian einzigartige Privilegien eingeräumt bekommen; von dessen Nachfolger Leo sei er Augustus genannt worden, und Leo habe ihm den Namen und die Würde des Reiches (*il nome e la dignità dello imperio*) verliehen. Daher rühre, so scheine es, die Teilung des Römischen Reiches, die bis heute andauere [40].

Offenbar hat Karl der Große im Geschichtsdanken Brunis die Funktion, eine historische Figur für das Wiederaufleben des Reichsgedankens in Itali-

en abzugeben. Gleichzeitig erkennt der Florentiner Kanzler in der Krönung des Frankenkönigs zum Kaiser den Ausgangspunkt der aktuellen Parteiungen: Seitdem habe es viel Streit um die Würde des Reiches gegeben; denn die einen wollten am antiken System der imperialen Herrschaft festhalten, während andere die Kaisererhebung durch den Papst begrüßten. Aber, so Bruni, es scheine doch etwas anderes zu sein, ob der Kaiser vom Volk geschaffen (*creato*) wird oder ohne den Willen des Volkes vom Papst gekürt wird. Schließlich gehöre dieses Amt dem Volke an [42f]. Vom Volk sei das fremde Kaisertum angenommen worden - weniger aus Angst als - im Gedenken an die alte Macht [*antica potentia*] aus Dankbarkeit für den Titel "Römisches Reich" [44].

Im ganzen hält Bruni sich aber mit eigenem Urteil über die Legitimität des päpstlich gegründeten Kaisertums zurück. Daher geht Demandt [95] zu weit mit seiner Auffassung des Textes, wenn er schreibt:

"Wie Valla betonte er [Bruni], daß die Päpste kein Recht auf die Kaisererhebung hätten, dies sei vielmehr Sache des *populus Romanus*."

Das Mittelalter ist bei Bruni überschattet von Goten, Hunnen und schließlich Langobarden; wobei er einräumt, daß nicht erwiesen sei, wer nun die Stadt Florenz in alten Zeiten zerstört habe: ob die Hunnen unter Attila oder die Goten unter Totila. Eventuell seien auch die Namen gelegentlich verwechselt worden [Bruni 44]. Er selbst sei sicher, die Zerstörungen in der Toskana gingen zu Lasten Totilas. Dieser habe in Florenz gemordet und die Stadtmauern geschleift, die später von Karl dem Großen wieder aufgerichtet worden seien. Aber unmöglich hätten die Goten alles in der Stadt verwüstet:

"Wenn man den reichgeschmückten Tempel des hl. Johannes [Baptisterium S. Giovanni; vgl. Illig 289f], vormals des Mars [?], und andere Bauwerke von vor der Zeit Totilas sieht, die in unseren Tagen noch stehen, kann man nicht glauben, daß Florenz ganz niedergemacht und entvölkert war." [Bruni 45]

Bruni beweist sich durchaus als kritischer Historiker, wenn er hinsichtlich der dunklen Zeiten vorsichtig abwägt und jeder Legendenbildung abhold ist [Fueter 17]. So schweigt er sich über SS. Apostoli aus, jene florentinische Kirche, die, wie die Legende es noch bis ins 19. Jh. wollte [Paaß 246], von Karl dem Großen 805 gegründet worden war, aber wahrscheinlich erst im 11. Jh. [ebd., 226] errichtet wurde.

Die Sage stammt angeblich aus dem Mittelalter [Paatz 245]; das erste schriftliche Zeugnis findet sich bei dem Florentiner Stadthistoriker Giovanni Villani (≈ 1275-1348) [lib. III. cap. 3], dessen - separat würdigenswerte - Chronik auch Bruni als Quelle vorlag. Ein gewisser Milanese meinte, Humanisten aus dem Freundeskreis Vasaris (1511-1574) hätten den Maler und bekannten Verfasser der Künstlerviten spaßhafterweise in die Irre führen wollen, indem sie eine gefälschte Inschrifttafel einschmuggelten, die auf die vermeintliche Karlsgründung hindeutet [ebd., 245].

Wirklich wiederholt Vasari [29f] die Legende, und wir lesen in einem merkwürdig verspätet kommenden Einschub in die Einleitung zum 1. Band seiner *Lebensbeschreibungen*, wobei er den lateinischen Text der ominösen Marmortafel auch noch "unvollständig und mit Lesefehlern" [34, Anm. 55] wiedergibt [34]:

"Übrigens, da oben die Kirche S. Apostolo [?] in Florenz genannt wurde, will ich nicht unerwähnt lassen, daß dort auf einer Seite des Hauptaltars eine marmorne Inschrifttafel folgenden Inhalts sich findet: '805 am 6. April, dem Tage der Auferstehung des Herrn, ist Karl, der Frankenkönig, von Rom zurückkehrend in Florenz eingezogen; daselbst mit großer Freude und Jubel der Bürger empfangen, hat er die Menge mit goldenen Ketten beschenkt, (und an Pfingsten) die Kirche der heil. Apostel (gegründet). Im Altare ist eingeschlossen eine Bleiplatte, auf der geschrieben steht die vorerwähnte Gründung und Weihung, vollzogen durch den Erzbischof Turpin im Beisein von Roland und Olivier'."

Die beiden, Roland und Olivier, sind natürlich legendarische Gestalten; sie verdanken ihre Existenz der altfranzösischen Karlsepik, genauer dem *Chanson de Roland*, einem Stück, das wie alle *Chansons de Geste* einen geschichtlichen Kern haben soll. Problematisch ist nur: Die historischen Fakten sind um 800 anzusiedeln, während die ältesten literarischen Zeugnisse um 1100 [Bräuer 37] - "auch diese Datum beruht auf Spekulationen" [Kartschoke 82] - entstehen. *Auch hier eine Differenz von ca. 300 Jahren*, und der Fachmann Kartschoke [82] wundert sich:

"Wie diese historischen Vorgänge im Gedächtnis bewahrt wurden, wann, von wem und wie sie in ihnen gewidmeten Gedichten verklärt und der 'mémoire collective' überantwortet wurden, gehört zu den umstrittensten Fragen der literaturgeschichtlich interessierten Mediävistik."

Was nun Vasari und seine Legendengläubigkeit betrifft, wollen wir hier mit W. und E. Paatz [247] zu dem halb befriedigenden Schluß kommen:

"Die Gründung von SS. Apostoli durch Karl den Großen ist eine Sage, die im 14. Jahrhundert aufkam. Warum sie erfunden wurde, das ist schwer zu sagen."

Leonardo Bruni - sein von Bernardo Rosselino ausgeführtes Grabmonument ist in S. Croce, Florenz, zu sehen [Wundram 95] - rückt ein letztes Mal ins Bild als derjenige, der das erste Programm für die bronzene "Paradiesestür" erstellte, die Ghiberti nach wesentlichen Abänderungen der ursprünglichen Pläne [Perrig 40f, 61; Krautheimer 169ff] mit seiner Werkstatt in rund 25jähriger Arbeit schuf und 1452 beendete.

Quasi nebenher verfaßte Ghiberti 1447 [Lexikon der Kunst 734] seine *Commentarii* und wurde damit zum "erste[n] moderne[n] Geschichtsschreiber der Bildkunst" [Schlosser 1941, 202]. Den zweiten Teil seiner Kommentarien benutzte Vasari als Hauptquelle seiner Viten [Kallab 151]. Aber wir kommen nun endlich zum Eigentlichen.

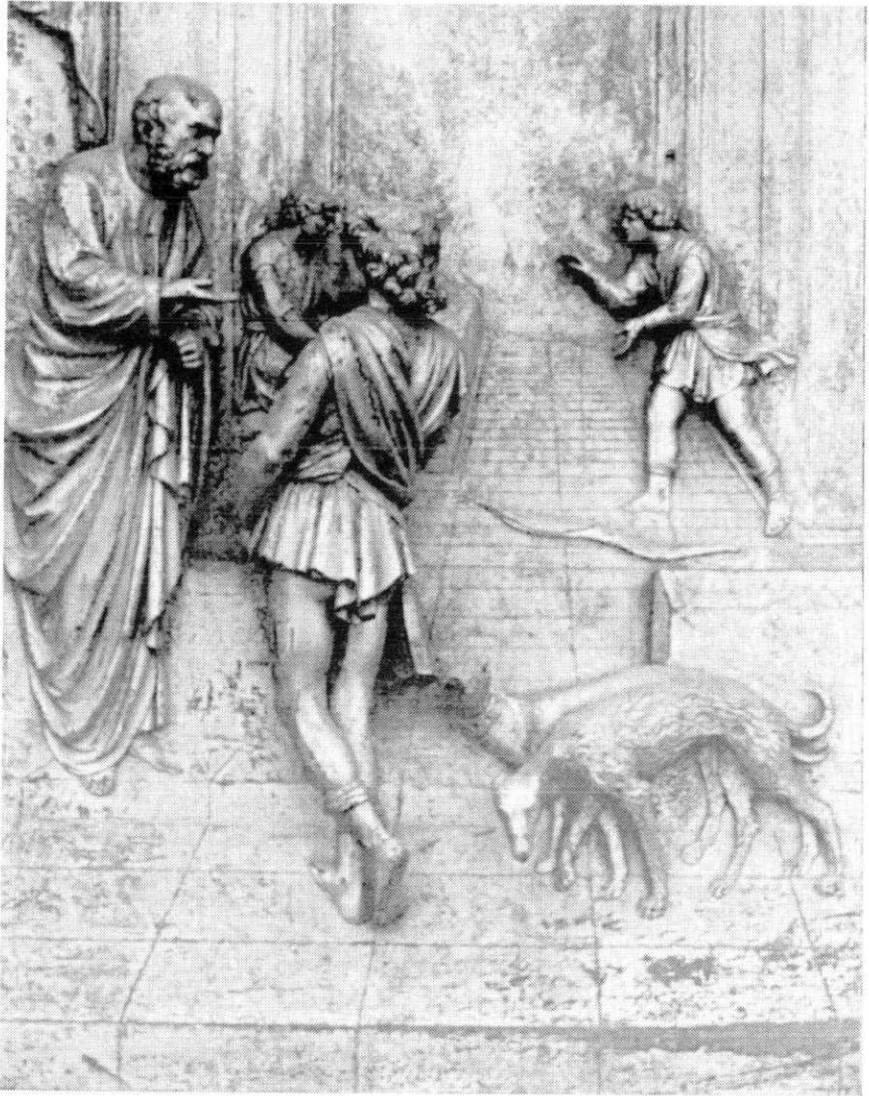
Phantomzeitargumente im 2. Kommentar Lorenzo Ghibertis

Julius von Schlosser [1941, 175] hält Ghibertis Kunstgeschichtsschreibung für "sachlich und wahrheitsgetreu, [...] derart, daß seine Angaben fast sämtlich der neueren Kritik standgehalten haben."

Die zeitlichen Daten, die Ghiberti in seinem 2. *Kommentar* [Fengler 15ff] gibt, sind die folgenden: Im 1. Kapitel [15] blickt er zurück und sagt:

"Zur Zeit des Kaisers Konstantin und des Papsts Sylvester also siegte der christliche Glaube." (*Adunche al tempo di Constantino imperadore et di Siluestro papa sormontò su la fede christiana*).

Zur Erinnerung: Kaiser Konstantin regierte von 306 bis 337, und das Apostolat Papst Sylvesters I. währte von 314 bis 335. Zu jener Zeit, so Ghiberti, wurden im Zuge der Verfolgung des heidnischen Götzendienstes die antiken Kunstwerke zerstört, und mit ihnen entschwand das Wissen von ihnen und die Kenntnisse von der Technik ihrer Herstellung. Die Kunst war damit ausgelöscht, die Tempel blieben ungeschmückt, und zwar - es folgt nun [16] die Angabe eines Zeitraums - *etwa 600 Jahre lang* (*Finita che fu l'arte stettero e templi bianchi circa d'anni 600*).



Isaak schickt Esau auf die Jagd; Detail aus der Paradiespforte Lorenzo Ghibertis für das Baptisterium in Florenz [G. Marchini (1985): Das Baptisterium und der Dom in Florenz; Florenz; S. 15]

Dieses 1. Kapitel seines 2. *Kommentars* beendet Ghiberti mit dem Hinweis auf ein schwaches Wiederaufflackern der Kunstproduktion bei den Griechen, die er als "grob und ungeschlacht" ("*grossi et roçi*") [16] apostrophiert.

Dazu nennt Ghiberti eine Zeitangabe in "Olympiaden": Bis dahin seien seit Gründung Roms (-753) 382 Olympiaden verflossen. Schlosser [1912; 1941], der Ghibertis *Commentarii* kommentiert, hat ausgiebige Studien und Rechenexperimente zu den Olympiaden-Angaben bei Ghiberti angestellt; dabei kam er zu dem Ergebnis, man müsse, um eine stringente Chronologie zu rekonstruieren, die Zahl der Olympiaden mit 5 (Zeitraum des römischen Lustrums) multiplizieren und nicht mit 4 (Zeitraum der griechischen Olympiade) [1912, 108ff]. Es sei also von Ghiberti mit der fraglichen Stelle das Jahr 1157 n. Chr. ($382 \times 5 \text{ ./. } 753$) gemeint. Dieses Jahr repräsentiert für Schlosser [1912, 110] ein "konventionelles" Datum, das den Beginn der "griechischen 'Renaissance'" indiziere. Schlosser wollte der Ratlosigkeit, mit der die Ghiberti-Forscher vor ihm dem Olympiadenproblem begegneten, eine denkbar Lösung entgegensetzen und "emendierte" hie und da, was nichts anderes heißt, als daß er die Zahlenangaben Ghibertis mitunter nach seinem wissenschaftlichen Gusto änderte. Es darf hier erwähnt werden, daß Hartmann Schedel in seinem berühmten *Buch der Chroniken* von 1493 selbstverständlich mit vierjährigen Olympiaden rechnet [etwa Blatt XCV].

Bei Ghibertis Olympiadenproblem geht es um 382 'übersehene' Jahre, eine Zeitspanne von interessanter Länge. Doch konzentrieren wir uns auf die transparentere Angabe, die des - kalenderunabhängigen - Zeitraums von etwa 600 Jahren, den Ghiberti als den Zeitraum der Kunstlosigkeit festsetzt.

Wählen wir als rechnerisches Mittel aus den Amtszeiten Konstantins und Sylvesters I. das Jahr 323 als Beginn der kunstlosen Zeit und zählen 600 Jahre hinzu, so landen wir im Jahre 923 n. Chr. als dem Zeitpunkt, zu dem die kunstlose Zeit endet; einem Jahr, das von Schlosser gar nicht in Betracht gezogen wird.

Nebenbei: Wenn wir nicht von dem - mehr oder weniger willkürlichen - Jahr 323 als dem Beginn der Zeit des Kunstverfalls ausgegangen wären, sondern in Anlehnung an Schlosser [1912, 108] vom Jahr 311 und dann dieselbe Operation vollzogen hätten, nämlich die 600 Ghibertischen Jahre zu addieren, dann hätte sich das Datum 911 ergeben, das nach Illigs Vorschlag als das Ende der "Phantomzeit" anzusehen ist [1996, 19]. Ob diese überraschende numerische Korrespondenz zwischen dem Datum des Endes der

"Phantomzeit" und dem - von uns rekonstruierten - Datum des Endes der kunstlosen Zeit nun mehr ist als eine bloße Koinzidenz, müssen wir dahingestellt sein lassen.

Weiterhin, um unsere Gedanken zum Schlosserschen Verständnis Ghibertis wieder aufzunehmen: Es ist zunächst im 1. Kapitel des 2. *Kommentars* noch offen, ob Ghiberti das Ende der kunstlosen Zeit tatsächlich mit dem Beginn der "griechischen Renaissance" - so wird er von Schlosser verstanden - anfangen lassen will. Wir werden sogleich sehen, daß das Verständnis Schlossers von Ghiberti selbst widerlegt wird.

Nachdem Ghiberti im 2. Kapitel des 2. *Kommentars* die Entdeckung Giotto durch Cimabue und seine künstlerische Entwicklung skizziert hat, beginnt er das 3. Kapitel mit der These, Giotto habe die Grobheit der Griechen überwunden und die neue Kunst gebracht (*arrechò l'arte nuova*) [18]. Und in diesem Zusammenhang spricht Ghiberti [18] wieder von jenen *etwa 600 Jahren*:

"Er [Giotto] war äußerst erfahren in allen Künsten, er war der Erfinder und Finder von so viel Gelehrsamkeit, welche etwa 600 Jahre lang vergraben gewesen war." (*Fu peritissimo in tutta l'arte, fu inuatore et trouatore di tanta doctrina la quale era stata sepulta circa d'anni 600.*)

Ganz eindeutig also setzt Ghiberti das Ende der kunstlosen Zeit mit dem Auftreten Giotto gleich und nicht, wie es Schlosser in seiner Interpretation Ghibertis tut, mit der von ihm, Schlosser [1912, 108], angesprochenen griechischen Renaissance, die er zeitlich ins 11.-12. Jh. plaziert. Mit Ghiberti stimmt Schlosser lediglich darin überein, daß er wie der Italiener den Maler Giotto ($\approx 1266-1337$) für den Überwinder der griechischen Malweise ansieht.

Wenn man Ghiberti nur aufmerksam liest und den Text ernst nimmt, gibt es keine Mehrdeutigkeiten und keine Zweifel. Warum also korrigiert Schlosser [1912, 108] seinen Gewährsmann folgendermaßen:

"Dieser Kunstverfall (*finita che fu l'arte*) dauert mehr als ein halbes Jahrtausend, 600 Jahre; auch das ist ein Concetto, dem ungemein langes Leben beschieden war. Erst im XI. - XII. Jahrhundert - die Rechnung stimmt nicht ganz bei Ghiberti - beginnen die *neueren* Griechen [...] wieder mit schwachen Kunstäußerungen."

Und warum unterstellt er Ghiberti hier einen Rechenfehler - dem Mann, dem er an anderer Stelle [1941, 200] "unbedingte [...] Zuverlässigkeit" atte-

stiert? Vielleicht deshalb, weil andernfalls - bei konsequenter Übernahme der Zeiträume Ghibertis - das die alte Starrheit überwindende Wirken Giottos bei 923 (rund 600 Jahre nach 323 Konstantin/Sylvester) liegen müßte. Giotto aber wurde ≈ 1266 geboren und starb 1337.

Die sich auf diese Weise ergebende Differenz von minimal 343 Jahren (1266 ./ 923) ist zu groß, als daß sie sich unter Berufung auf ein "Circa" oder mit einer Parenthese überspringen ließe. Nimmt man aber nicht nur Ghibertis kunsthistorische Ausführungen, sondern ebenfalls die Phantomzeit-These Illigs beim Wort, so schrumpfen die Fragezeichen erheblich: 323 (Konstantin/Sylvester) + ca. 600 Jahre = ca. 923 + 297 "Illig-Jahre" = ca. 1220.

Die Differenz zwischen dem von uns so rekonstruierten Datum des künstlerischen Neuanfangs in Italien und dem heute angenommenen Geburtsjahr Giottos betrüge dann nur noch 46 Jahre. Diese Differenz würde auf eine von 62 Jahren anwachsen, wenn wir einmal voraussetzen, Ghiberti habe Giotto im Alter von Sechzehn (≈ 1282) innovativ werden lassen wollen.

Nun stehen sämtliche Berechnungen zu Ghiberti und Giotto grundsätzlich in der Unsicherheit des nicht exakt definierten Ausgangsdatums (323 n. Chr.), der Circa-Angaben Ghibertis zur Dauer der kunstlosen Zeit (≈ 600 Jahre) und unseres unpräzisen Wissens vom Geburtsjahr Giottos (≈ 1266). Aber: Sogar unsere zu eigenen Ungunsten errechnete Abweichung von der Kunstgeschichtsschreibung Ghibertis (62 Jahre) ist zweifellos erheblich tolerabler als die Kluft, welche die Angaben der etablierten Kunstwissenschaft von denen Ghibertis trennt. Die hätte nämlich - günstigstenfalls - 343 Jahre zu 'emendieren', zu 'interpolieren' oder wie immer solche Prozeduren fachwissenschaftlich heißen mögen.

Fazit

Freilich können und wollen wir nichts beweisen. Ob nun unser Ghiberti-Fund wirklich und wahrhaftig ein gutes Phantomzeit-Argument abgibt, mögen Kompetentere entscheiden. Unzufrieden wären wir jedoch mit weiteren Kapriolen à la "acht, also sieben" oder " $15 - 7 = 5$ " (s.o.). Und es ärgert nicht minder, wenn von *Kindlers Neuem Literaturlexikon* [Bd. 6, 267] in Ghibertis *Commentarii* wieder einmal - zweieinhalb - Jahrhunderte folgendermaßen hineingemogelt werden:

"Nach der Feststellung, daß seit konstantinischer Zeit sechshundert Jahre lang keine Kunst existierte und dann für *weitere zweihundert-fünfundzig Jahre* der byzantinische Stil vorherrschend war, spricht er [Ghiberti] von einer Wiederbelebung der Kunst durch Giotto."

Das stimmt einfach nicht. Wir geben die Hoffnung nicht auf, als Lernende künftig von derlei etablierten Nervenproben und Fälschungen verschont zu bleiben.

Literatur

- Amelung, Peter (1955): Anmerkungen zu: Dante Alighieri: *Die göttliche Komödie*; Frankfurt/Main, 479-548
- Baron, Hans (Hg., 1928): *Leonardo Bruni Aretino* (= *Quellen zur Geistesgeschichte des Mittelalters und der Renaissance*, Hg. W. Goetz. Bd. 1); Berlin
- (1933): "Das Erwachen des historischen Denkens im Humanismus des Quattrocento"; in *Historische Zeitschrift* CXVII, 5-20
- Bräuer, Rolf (1990): *Dichtung des europäischen Mittelalters*; München
- Bruni Aretino, Leonardo (1861): *Istoria fiorentina*. Tradotta in volgare da Donato Acciajuoli; Florenz
- Brunner, Otto (1958): "Humanismus und Renaissance"; in *Historia Mundi*, Bd. 6; Bern, 557-583
- Burckhardt, Jacob (1960): *Die Kultur der Renaissance in Italien*; Stuttgart
- Burke, Peter (1992): *Die Renaissance in Italien*; Darmstadt
- Dante Alighieri (1955): *Die göttliche Komödie*; Frankfurt/Main
- Demandt, Alexander (1984): *Der Fall Roms*; München
- Diesner, Hans-Joachim (1989): "Der Untergang Roms im Zwielflicht"; in *Jahrbuch für Antike und Christentum* XXXIX, 7-22
- Fengler, Christie Knapp (1974): *Lorenzo Ghiberti's Second Commentary: The Translation and Interpretation of a Fundamental Renaissance Treatise on Art*, The University of Wisconsin, Ph.D. Fine Arts; University Microfilms; Ann Arbor, Michigan
- Fueter, Eduard (1911): *Geschichte der neueren Historiographie*; München · Berlin
- Garin, Eugenio (1964): "Die Kultur der Renaissance", in *Propyläen Weltgeschichte*, Bd. 6; Berlin, Frankfurt · Wien, 431-534
- Ghiberti, Lorenzo: *Commentario II*. Dieser Text lag uns inkl. engl. Übersetzung vor in Fengler [1974, 15-75], des weiteren in Schlosser [1912, 35ff]. Zitiert wurde nach Fengler.
- Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf
- Kallab, Wolfgang (1908): *Visaristudien*. Hg. Julius von Schlosser; Wien · Leipzig

- Kartschoke, Dieter (1989): "Pfaffe Konrad"; in G.E. Grimm/ R. Max (Hg.) *Deutsche Dichter*, Bd. 1 (Mittelalter); Stuttgart
- Keßler, Eckhard (1969): "Geschichtsdenken und Geschichtsschreibung bei Francesco Petrarca"; in *Archiv für Kulturgeschichte* LI, 107-136
- Kindlers Neues Literaturlexikon* (1989); München
- Krautheimer, Richard (1956): *Lorenzo Ghiberti*; Princeton, New Jersey
- Lexikon der Kunst*, Bd. 2 (1989); Leipzig
- Paatz, Walter u. Elisabeth (1940): *Die Kirchen von Florenz*. Bd. 1; Frankfurt/M.
- Panofsky, Erwin (1978): *Sinn und Deutung in der bildenden Kunst*; Köln
- Perrig, Alexander (1990): *Lorenzo Ghiberti. Die Paradiestür. Warum ein Künstler den Rahmen sprengt*; Frankfurt/Main (1987)
- Petrarca, Francesco (1964): *De viris illustribus* (Hg. Martellotti. Bd. 1); Florenz
- Propyläen Weltgeschichte*, Bd. 6 (1964); Berlin, Frankfurt/M. · Wien, 431-534
- Rheinfelder, Hans (1955): Nachwort zu Dante Alighieri: *Die göttliche Komödie*; Frankfurt/Main, 461-477
- Sante Fanti, D. (o.J.): "Indice cronologico"; in Leonardo Bruni Aretino: *Historiarum Florentini populi libri XII*. A cura di E. Santini/C. Di Piero (= L.A. Muratori, *rerum italicarum scriptores*. Tom. XIX - Par. III); Città di Castello
- Schedel, Hartmann (1933): *Buch der Chroniken*; Leipzig (1493 Nürnberg)
- Schlosser, Julius von (1912): *Lorenzo Ghibertis Denkwürdigkeiten (I Commentarii)*. Zum ersten Male nach der Handschrift der Biblioteca Nazionale in Florenz vollständig herausgegeben und erläutert von J.v. Schlosser. Bd. 1, Text; Berlin
- (1941): *Leben und Meinungen des florentinischen Bildners Lorenzo Ghiberti*; München
- Siepe, Franz (1998): "Heidentum und Christentum"; in *ZS* X (1) 66-82
- Sombart, Werner (1917): *Der moderne Kapitalismus*. Bd. 2/1; München
- Valentin, Veit (1939): *Weltgeschichte*; Köln, Berlin
- Varga, Lucie (1932): *Das Schlagwort vom "finsternen" Mittelalter*; Baden u.a.
- Vasari, Giorgio (1916): *Die Lebensbeschreibungen der berühmtesten Architekten, Bildhauer und Maler*. Bd. 1, Trecento, 1. Hälfte; Straßburg
- Villani, Giovanni (1857): *Nuova Cronica*; in: Biblioteca Classica Italiana (Secolo XIV). Nr. 21; Triest
- Wundram, Manfred (o.J.): "Frührenaissance"; in: *Kunst der Welt*. 1; Gütersloh, 3

Unser Dank für Übersetzungen und Übersetzungshilfen gilt einem freundlichen Professor der Universität Marburg und Frau Dr. Eva Rentschler, Mülheim/Ruhr.

Ursula und Franz Siepe 35037 Marburg, Stresemannstr. 38

Die schwedische Warwenzhronologie

Kritik der Altersbestimmungsmethoden für das Quartär I

Christian Blöss & Hans-Ulrich Niemitz

In diesem ersten Teil des Artikels umreißen wir unsere Motive zur Beschäftigung mit Warwenzhronologien, erklären, was unter einer Warwenzhronologie überhaupt zu verstehen ist und begründen, daß die "klassische" schwedische Warwenzhronologie - die gemeint ist, wenn die C14-Methode mit dem Verweis auf "Warwen" verteidigt wird - von schlechter Qualität ist. Im zweiten Teil des Artikels, der in der nächsten Ausgabe der "Zeitensprünge" erscheinen wird, arbeiten wir die Widersprüche zwischen Warwenzhronologien und der C14-Methode heraus und werfen einen Blick auf postglaziale Warwenzhronologien. Betrachtungen weiterer Altersbestimmungsmethoden für das Quartär sollen folgen.

1. Chronologische Termini

Quartär (1,6 Millionen Jahre bp - 0 bp [= before present]) und Tertiär (65 Millionen Jahre bp - 1,6 Millionen Jahre bp) bilden zusammen das jüngste erdgeschichtliche Zeitalter, das Känozoikum. Das Quartär teilt sich wiederum auf in das Pleistozän, das "Eiszeitalter", und das Holozän, das "Postglazial", dessen Länge mit rund 10.000 Jahren weniger als 1 Prozent von der des Pleistozäns betragen soll.

2. Die Chronologie des Postglazials ist zu lang

2.1 Warum wir ursprünglich Warwenzhronologien untersuchten ...

In unserem 1997 erschienenen Buch *C14-Crash* haben wir gezeigt, daß weder die C14-Methode noch die Dendrochronologie verlässliche Absolutdaten an die historischen Wissenschaften geben können. Nun stehen auch die Warwenzhronologien¹ im Ruf, vertrauenswürdige Absolutdaten für die jüngsten 15 bis 20.000 Jahre liefern zu können und in diesem Rahmen auch als Kalibriermaßstab für C14-Daten zur Verfügung zu stehen. Wir haben also starke Motive für die Beschäftigung mit Warwenzhronologien: Wenn die gleichermaßen als jahrgenau geltenden Warwen- und Baumringchro-

logien unabhängig voneinander deckungsgleiche Kalibrierkurven für C14-Daten lieferten, dann wäre die Praktikabilität der C14-Methode erhärtet, die Rekonstruktion der Baumringchronologien verifiziert und damit unsere Kritik an den beiden Methoden grundlegend in Frage gestellt.

Im Widerspruch zu diesen durchaus naheliegenden Einwänden und Vorhaltungen haben wir festgestellt, daß auch Warwenchronologien kein Vertrauen verdienen, wenn es um die Rekonstruktion jahrtausendelanger Zeiträume geht. Auch hier wurden Zeitvorstellungen nicht unvoreingenommen ermittelt, sondern weitgehend reproduziert.

2.2 ... und bei welchen Fragen wir am Ende landeten!

Da sich herauszuschälen beginnt, daß keine der Absolutdatierungsmethoden für das Holozän über ausreichende Legitimation verfügt, eine Aussage über seine absolute Länge machen zu dürfen, muß natürlich die Frage nach dem Urheber für die Zeitvorgabe für das Postglazial von rund 10.000 Jahren gestellt werden. Mit dieser Frage beginnt sich nun der ganze Komplex "Eiszeit" zu entfalten, denn weder das Thema "Datierung des Postglazial" im allgemeinen noch das Thema "Warwen" im besonderen ist ohne gleichzeitige Diskussion der zugrundeliegenden Eiszeitszenarien wirklich zu würdigen.

Wir erkennen in der Durchsetzung der Eiszeittheorie eine Ummünzung katastrophischer Fluttheorien, die bis Mitte des 19. Jhs. angesichts des geologischen Befundes als selbstverständlich galten, in langandauernde Vorgänge der Vereisung und Schmelze - ohne daß jemals eine tragfähige Annahme von deren Ursache präsentiert wurde. Alles, was sich 'über Nacht' ereignet zu haben schien, wurde nun auf einen Zeitraum von mehr als eine Million Jahre verteilt. Das "Postglazial" ist dabei nur der kürzeste Teil dieses ganzen Szenarios und errechnete sich - ganz Programm des Aktualismus - schon sehr früh unter Extrapolation der Messungen von Sedimentationsgeschwindigkeiten in "glazialen" Seen (s. Schema S. 322).

Zu erkennen, daß die Chronologie des Postglazials systematisch falsch ist, führt also zur Analyse der Epoche zurück, die als "eiszeitliche" Wiege der Menschheit ausgegeben wird. Wir werden in den ersten beiden Teilen dieses Artikel dennoch nur post- und spätglaziale Warwenchronologien untersuchen und eine Diskussion der Vorgänge und der Chronologie des "Glazials", oder wie immer auch diese Epoche oder dieser Vorgang zu bezeichnen sein wird, an anderer Stelle zu führen haben.

1) Wandlungen einer Interpretation geologischer Zeugnisse

	Bibel	Physiko-Theologen bis 1840	Frühe Eiszeittheoretiker bis 1880	Warvenchronologen 1884-1940	Dendrochronologen 1960-1984	Neo-Katastrophen 1950-heute
jüngste Epoche	nachsintflutlich	post-diluvial		postglazial (Holozän)		post-katastrophisch
Dauer	Generationenzählung [4.347y]	[?]	Sedimentationen [-12.000y]	postglaziale Rhythmite [-9.000y]	postglaziale Baumringe [-11.000y]	Stratigraphie [-2.-3.000y]
Übergang	Sintflut [einige Wochen]	Diluvium [einige Stunden]	„fluvio-glaziales“ Ende der Eiszeit [etliche Jahrhunderte]	„Spätglazial“, auszählbar durch spätglaziale Warven [-3.000y]		Impakt, Planetennahbegegnung [Ereignis in Stunden, Folgen in Jahren]
davorliegende Epoche	vorsintflutlich Schöpfung	ante-diluvial	Eiszeit	Pleistozän („Eiszeiten“) Milankowitch-Zyklen [-600.000y]		

2.3 Der Zirkelschluß zwischen C14-Methode und Dendrochronologie

Unsere C14-Kritik erstreckte sich automatisch auf die Erstellung jener langen "holozänen" Baumringchronologien, die als Basis für die Kalibrierung von C14-Daten (d.h. ihre jeweilige Umwandlung in Absolutdaten) gelten, sich ursprünglich aber umgekehrt von der C14-Methode bei der Vordatierung der zugrundeliegenden Baumproben helfen lassen mußten. Da die Grundlage der C14-Methode seinerzeit von der realitätsfremden Vorstellung eines quasistationären C14/C12-Verhältnis in der Atmosphäre bestimmt war, wurden die Baumproben unserer Auffassung nach mit tendenziell überhöhtem Alter vordatiert und die sukzessiv entstehenden Baumringchronologien damit künstlich gestreckt. Das wiederum führte zu einer systematischen Überalterung historischer Funde via C14-Datierung.

Wenn umgekehrt viel kürzere Zeiträume für die historischen Epochen in Anschlag zu bringen sind, dann muß das C14/C12-Verhältnis über diese Zeit instationär, d.h. im wesentlichen ansteigend gewesen sein. Indizien dafür fanden wir beispielsweise in Baumproben aus dem pazifischen Bereich [B/N 1997, 62], bemerkenswerter Weise aber auch in Warwenschichten des Spätglazials (s. Teil II dieses Artikels). Konsequenterweise würde dann eine Baumringchronologie, die allein nach dendrochronologischen Maßstäben erstellt worden wäre, bis zu der Phase, wo ihre Fortschreibung in das angrenzende Pleistozän gescheitert ist, keine 11.000 (wie aktuell gegeben) sondern vielleicht nur 5.000 oder sogar noch weniger Jahrringe ausweisen.

2.4 Einige Indizien, warum von einer systematischen Überalterung des Postglazials ausgegangen werden muß

Den deutlichsten Hinweis, daß die konventionelle Chronologie den Zeitraum, der sich nach dem Ende der letzten sogenannten "Eiszeit" bis auf heute erstreckt und "Postglazial" (in Abgrenzung zu dem davor liegenden "Pleistozän") genannt wird, tatsächlich entschieden zu lang geraten ist, bietet die Archäologie selber. Ein 4.000 Jahre umfassender Zeitraum, der nach konventioneller Datierung das Ende des Pleistozän von ersten gut belegten neolithischen Fundhorizonten trennt, bleibt trotz aller Bemühung merkwürdig fundarm und damit zugleich für die hominide Entwicklung bedeutungslos. Wir sehen in der Behauptung, daß das Erblühen hominider Kultur nach dem Einsetzen der Warmzeit erst mit einer Verzögerung von Tausenden von Jahren einsetzt, einen Anachronismus, wie er im Buche

steht und erkennen in diesem "Mesolithikum" ein klassisches "dark age", welches archäologisch betrachtet als fundarm gilt und typologisch gesehen als überflüssig anzusehen ist [dazu Illig 1988, 145ff; Heinsohn 1996, 94ff].

Ein weiterer starker Hinweis für die systematische Überalterung des Postglazials kommt aus der Paläobotanik [s. dazu Menting in ZS 3-98]. Es ist bekannt, daß Bäume ein wüstes Gebiet - wie etwa ein gerade vom Eis befreites Mittel- und Nordeuropa - in einer bestimmten Reihenfolge besiedeln. Es verwundert nun, daß diese Besiedlungsabfolge, wie sie sich als relative Chronologie in den Pollendiagrammen des Holozän darbietet, nach dem Ende der Eiszeit so lange gedauert haben soll. Eigentlich würden 1.000 oder längstens 2.000 Jahre ausreichen, um zu dem heute vorliegenden Zustand zu kommen. Um die chronologische Vorgabe von rund 10.000 Jahren erfüllen zu können, müssen sich die Paläobotaniker etliche Theorien einfallen lassen, um zu erklären, warum die Wiederbesiedelung eigentlich so lange gedauert haben soll. Der Zeitraum könnte unter rein botanischen Gesichtspunkten um eine Größenordnung kürzer angesetzt werden.

2.5 Der Ursprung des Dilemmas

Es gibt also mehrere voneinander völlig unabhängige Anstöße, von einer überzogenen Länge des Postglazial auszugehen und nach fundamentalen Fehlern in den Methoden zur Gewinnung einer Absolutchronologie zu suchen. Wenn mit dem Mesolithikum ein klassisches "dark age" vorliegt, dann darf umgekehrt auf das Setzen eines falschen Datums geschlossen werden, das zu einem Auseinanderreißen der Chronologie - nämlich zwischen dem Ende des Pleistozän und dem Beginn der neolithischen Epoche - geführt hat. Dieses erkennen wir in zeitlichen Vorgaben für das Postglazial, welchem noch im 19. Jh. eine Mindestlänge von 10.000 Jahren zugeschrieben wurde. Das Datum für das Ende der Eiszeit stand also schon fest, ehe die erste Warwe und ehe der erste Baumring zu Vergleichszwecken gezählt und lange bevor das erste C14-Datum genommen worden war.

Alle Datierungsmethoden haben diese überkommene chronologische Struktur bisher nur reproduziert. Der Grund dafür ist bei Warwen- und Dendrochronologie derselbe: Ohne Vordatierung bzw. ohne Vorgabe eines chronologischen Gerüsts bleiben die immanent gegebenen Möglichkeiten zu seinem Aufbau ohne ausreichende Kraft. Wir wollen das in diesem Artikel auch für die Warwenchronologie aufzeigen.

3. Was ist überhaupt eine "Warwenchronologie"?

3.1 Die Definition von Warwen bzw. Warwenchronologie

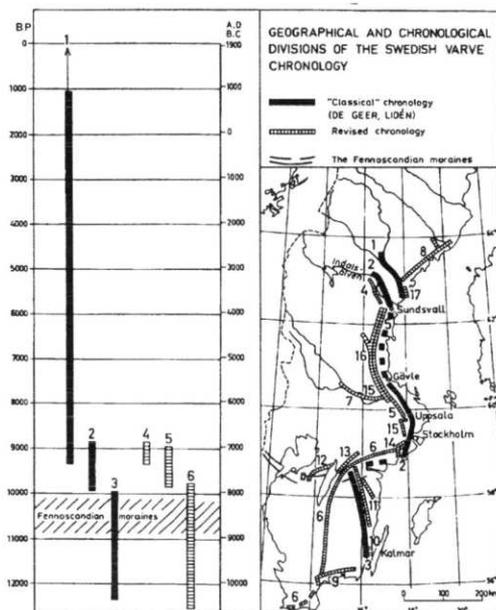
Eine Folge optisch unterscheidbarer, mineralischer oder organischer bzw. entsprechend gemischter Ablagerungsschichten in Gewässern oder auf einem Landstrich, die einzeln jeweils innerhalb eines Jahres entstanden sein sollen, wird für gewöhnlich eine "Warwenchronologie" genannt. Nur selten ist die oberste Schicht einer solchen Ablagerung rezent entstanden: Warwenchronologien sind also fast immer "schwimmend" und damit in ihrem tatsächlichen, d.h. Absolutalter unbekannt. Deshalb ist die Verifizierung sukzessiver und ununterbrochener, ausschließlich jährweiser Entstehung natürlich schwierig bzw. in aller Strenge unmöglich [Brauer 1994, 13].

Die optische Unterscheidbarkeit erwächst aus einem periodischen Farbwechsel längs der Schichtung, die mit einem entsprechenden Wechsel in der Zusammensetzung einhergeht. So folgt in Gewässern gewöhnlich auf eine helle und mit größeren Inhaltsstoffen versehene Schlammschicht eine solche mit dunklerem und feiner gekörntem Material. Daraus ist auch die Bezeichnung als "Rhythmit" erwachsen, wobei ein dunkler und ein heller Streifen als "Couplet" bezeichnet wird [Embleton/King 1967, 437].

Solche Schichtenfolgen hat als erster Gerard De Geer ab 1884 systematisch näher untersucht und als "Bändertone" bezeichnet [Strömberg 1983, 97]. Obwohl mit dieser Bezeichnung keinerlei chronologische Aussage verbunden war, unterstellte De Geer eine strikte jährliche Bildung solcher "Tonbänder" während der Sommerschmelze einer Gletscherfront, die sich mit dem Abschluß der letzten Eiszeit über acht Breitengrade von Süd- nach Nordschweden zurückgezogen haben soll (dazu S. 326).

Sein Szenario saisonal bedingter Schichtenbildung wurde auf viele andere Arten der Schichtentstehung übertragen, obwohl auch den meisten dieser "Rhythmite" eine jährliche Herausbildung in der gewünschten Strenge gar nicht nachgewiesen werden kann. "Warwenchronologien" kommen folglich meist auf den Krücken von Hilfsdatierungen daher, die die chronologische Signifikanz fehlender oder offenbar nicht saisonal entstandener Schichten ersetzen sollen. Da es immer wieder C14-Daten sind, die als Eckpfeiler der Chronologie Verwendung finden, können umgekehrt Warwenchronologien selber nicht ohne weiteres als Stütze der C14-Methode

2) Die schwedische Warvenchronologie bis 1983 ...



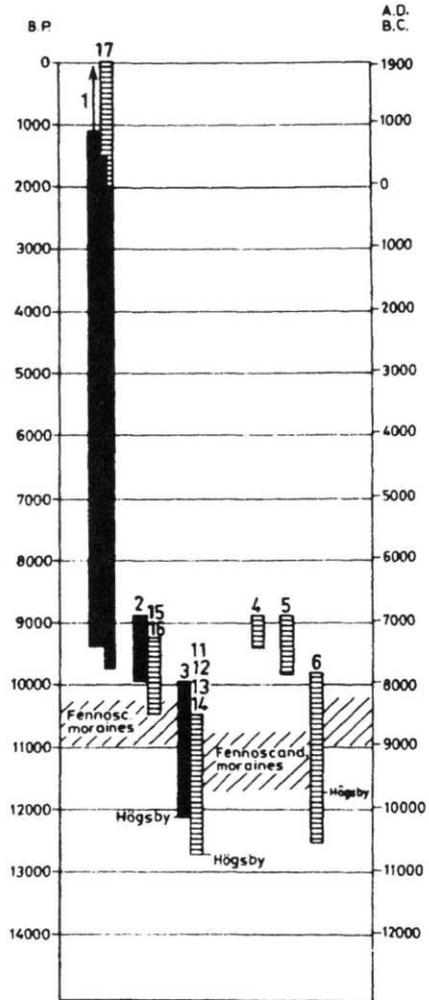
Der Eiszeittheorie zufolge mußte die Eisgrenze in Richtung Norden zurückweichen. Der Teil (3) der Chronologie, der die wesentlichen Epochen des Spätglazials repräsentieren soll, ist in Süd-schweden plaziert und ragt in einen erratischen, besonders geröllhaltigen Bereich („fennoscandian moraines“) hinein, in dem es zu Oszillationen der Eisgrenze gekommen sein soll und wo die chronologische Verknüpfung einzelner Bändertone als sehr problematisch gilt. De Geer hat zwar die chronologischen Konsequenzen seiner Rekonstruktion dieses Bereiches veröffentlicht, nicht jedoch die empirischen Grundlagen. Die empirische Grundlage des anschließenden etwa 1.000 Kalenderjahre umfas-

senden „finiglazialen“ Bereiches (2) wurde von De Geer erst 30 Jahre nach seinem Vortrag vor dem Geologischen Weltkongreß von 1910 über die Grundlagen und chronologischen Konsequenzen seiner Warvenchronologie veröffentlicht.

Für die Dauer des Postglazial gab De Geer bereits 1912 einen angeblich als sicher anzusehenden Zeitraum von etwa 7.000 Jahren an, die er aus den Warven eines glazialen, 1796 trockengelegten Sees binnen weniger Wochen ausgezählt bzw. extrapoliert hatte [De Geer 1912, 496]. Diese Ableitung wurde allerdings bald wieder fallengelassen, wobei die zeitliche Vorgabe nunmehr vorlag. R. Lidén, ein Schüler De Geers, hatte ab 1911 unter erheblichen Schwierigkeiten eine rund 8.300 Warven umfassende postglaziale Chronologie von 19 verschiedenen Orten nahe dem Fluß Indalsälven rekonstruiert, die er als alte ausgewaschene Mündungen des Flusses in die Baltische See interpretierte, die infolge einer kontinuierlichen Bodenhebung immer weiter angestiegen und damit zugleich von der Landgrenze weggewandert waren. Die Lokalisierung des jüngsten Warws in 12,2 Meter über dem rezenten Meeresspiegel rechnete er auf der Basis einer mittleren Bodenhebung in einen seither verstrichenen Zeitraum von 980 Jahren um. Lidén veröffentlichte diese Ergebnisse abschließend erst 1938, nicht aber die empirischen Grundlagen seiner Arbeit.

Die ersten Vergleiche der De Geerschen Ergebnisse mit unabhängig erstellten Warwenchronologien (4-6) ergaben im Vergleich zu den Chronologien (2) und (3) um einige Jahrhunderte verlängerte Zeiträume [Fromm 1970, 166ff.]. Strömberg [1983, 104] betont, daß die Möglichkeiten, die Sequenzen untereinander zu verbinden, überschätzt würden und etliche Korrelationen nicht vertrauenswürdig seien. Viele Warwenchronologien, die durch „jährliche Schichtbildung“ charakterisiert werden, weisen gleichwohl schwache Bereiche auf und sind Gegenstand von Streckung oder Stauchung [Hajdas et al. 1995]. Eine der Merkwürdigkeiten bei der Revision der schwedischen Warwenchronologie erwächst mit der regional nunmehr unterschiedlichen Zeitstellung für die fennoscandinavischen Moränen. Je nach Örtlichkeit entstehen sie gegenüber dem alten Zeitschema (siehe Bild 3 links) 800 Jahre früher bzw. später.

Die Lidénsche Chronologie wurde zwar häufig kritisiert, aber erst 1985 revidiert. Es ist nicht klar, warum die revidierte Chronologie 17 weitgehend als klassisch (schwarz) ausgegeben wird, obwohl I. Cato in diesem Zusammenhang von 25 neuen Sedimentbohrungen mit mehr als 10.000 Warwen spricht [Björck et al. 1992, 29], wobei er Zugriff auf die unveröffentlicht gebliebenen Meßdaten von R. Lidén für die Sequenz 1 hatte. Obwohl die Qualität der „klassischen“ schwedischen Warwenchronologien en détail schon frühzeitig kritisiert wurde, blieb der chronologische Rahmen des Postglazials einschließlich des Spätglazials im wesentlichen erhalten. Niemand kam auf die Idee, auch die gewohnten Zeitvorgaben in Frage zu stellen.



ausgewiesen werden. Den Zirkelschlußcharakter dieses immer wieder vorgetragenen Argumentes werden wir insbesondere im zweiten Teil dieses Artikels beschreiben.

3.2 Mechanismen für die Entstehung von Warwen

Für die Ablagerung verschiedenster Arten von Schichten werden entsprechend unterschiedliche Ursachen diskutiert, je nachdem, ob die Ablagerung im Wasser oder auf dem Land stattgefunden hat, und welchen Inhalts diese Schichten sind. Stets wurde ein enger Zusammenhang gesehen zwischen Warwen einerseits und massiven Materialschwemmungen am Rande von Gletschern andererseits, die zum Ende einer "Eiszeit" endgültig wegschmelzen würden. Ohne diese Begleiterscheinungen einer Eiszeit muß die Möglichkeit der Entstehung von Warwen viel eingeschränkter gesehen werden. Nicht zufällig sind die allermeisten Warwenchronologien schwimmend, nämlich "glazial"², und die Jahresschichtung sogenannter "postglazialer" Schichtenfolgen nicht weniger zweifelhaft. Folgende Entstehungsmechanismen im Zusammenhang mit glazialen Bändertonen können unterschieden werden:

1) Bei rein mineralischen, verhältnismäßig dicken und gut unterscheidbaren Schichten, deren Ausbreitung über einen größeren Landstrich in den skandinavischen Ländern bzw. alpinen Gebieten³ verfolgt werden kann, wird eine periodische Ausschwemmung ihres Inhalts aus schmelzenden Gletschern als Erklärung erster Wahl herangezogen [Hörnsten 1970, 215]. Sowie die Fließgeschwindigkeit niedrig genug ist, kann der Ton ausfallen. Solcherart Schichten können als "klassische" Warwen bezeichnet werden (s.S. 333).

2) Über diesen klassischen dicken Warwen werden auch dünnere, farblich anders gestaltete und wesentlich schlechter unterscheidbare Tonschichten gefunden. Die Abnahme der Schichtdicke wird auf das Abschneiden der Örtlichkeit von der direkten Zufuhr bzw. Überflutung von Gletscherschmelzwasser zurückgeführt. Diese Schichten überbrücken nur einen Bruchteil des Zeitraums von 10-12.000 Jahren, der für das gesamte Postglazial angesetzt wird.

3) Theoretisch können Seen existieren, die mit dem Ende der Eiszeit aus massiv anfallendem Schmelzwasser entstanden sind und seitdem perma-

nent und jahreszeitlich schwankend durchflossen werden, so daß sich eine jährliche Schichtung aus dem Flußsediment abgesetzt haben kann.

Ein zu hoher Salzgehalt des Wassers verhindert die Ausfällung des Tonen, weshalb in Westschweden auch gar keine Bändertone gefunden werden. Der Anteil an organischer Materie in einer Schicht sowie auch ihre Zusammensetzung wird in der Regel als Hinweis auf das herrschende Klima und die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Phase innerhalb der Chronologie des Pleistozäns im allgemeinen und der des Spät- bzw. Postglazials im besonderen gewertet. In der Regel schließen sich "klassisches Warw" und organischer Anteil aus. Darüber hinaus gibt es andere Schichtenfolgen, die in keinem direkten Zusammenhang mit "glazialen" Vorgängen stehen:

4) "Warwenchronologien" können auch in Seen ohne sedimentierenden Zufluß entstehen. Die Schichten bilden sich in jahreszeitlicher Abhängigkeit aus dem vergleichsweise spärlichen Material, das über die ganze Seeoberfläche eingetragen wird. Insbesondere durch das Gefrieren des Gewässers wird das Eindringen von Material zeitweise unterbunden, was zu besonders feinen und farblich abgesetzten Winterschichten führen kann.

5) Selbst "äolisch", d.h. durch Heranblasen von Material auf dem Land entstandene Schichten werden unter Umständen als Warwenchronologie bezeichnet.

6) Auch die Schichtung organisch gewachsener Knochen oder Schalen wird u.U. als Warwenchronologie angesprochen.

3.3 Was war die Quelle für die umfangreich vorgefundenen glazialen Bändertone?

Ton weist einen Korndurchmesser von unter $2 \mu\text{m}$ auf und wird deshalb als "feinstes Ultraschluff" bezeichnet (zur Nomenklatur s. Anhang S. 343). Er gilt als Verwitterungsprodukt von Granit (Feldspate etc.). Welcher Prozeß könnte nun während tausender, jeweils relativ kurzer Schmelzperioden den massenhaften Nachschub dieses feinkörnigen "kryptokristallinen" Materials geregelt haben? Im Zuge unserer Untersuchung sind wir an keiner Stelle auf eine Diskussion dieses Prozesses gestoßen. Schließlich geht es um Jahres-schichten, deren Dicke bis zu mehreren Dezimetern betragen kann [Hörnsten 1970, 216]. Die Frage, wodurch Ton in der fraglichen Menge entstehen und

so regelmäßig ausgeschwemmt werden kann, erscheint uns hier durchaus berechtigt. Natürlich wird im Rahmen der Eiszeittheorie die Zertrümmerung von Gestein durch sich fortbewegende Gletscher ins Feld geführt, aber ist das Produkt gleich so massenhaft anstehender, feinkörniger Ton? Und woher stammt der ähnlich aufgebaute Löß außerhalb der Vereisungsgebiete, der wegen seiner speziellen Zusammensetzung und seiner Eigenschaften so bedeutsam für die Entwicklung des Ackerbaus gewesen war?

Es gilt der Grundsatz, daß sich glaziale Vereisungsgebiete und massenhafte Lößverbreitung ausschließen, weil der Löß als Staub aus dem Geschiebemergel, d.h. den Grundmoränen der Gletscher ausgeweht und woanders niedergegangen sein soll [Müller-Karpe 1966, 116f]. Auch hier gibt es ein Mengenproblem, wonach die vielmeterdicken Lehm- bzw. Lößschichten im Hinblick auf Sterilität über den angeblich Jahrhunderte währenden Anwehungsprozeß (bzw. Auffüllungsprozeß in bewohnten Höhlen) nicht verstanden werden [Heinsohn 1996, 78ff]. Soll der Löß tatsächlich aus dem Rückzugsgebiet der Gletscher ausgeweht worden sein? Dann müßte der Löß in den "Niederschlagsgebieten" ebenfalls eine Tendenz zur Schichtenstruktur aufweisen (Stichwort "äolische Warwen"), die aber niemals beschrieben worden ist.

4. Die methodischen Unzulänglichkeiten der "Schwedischen Warwenchronologie"

4.1 "Basics"

Warwenchronologien sollen Aussagen über die Länge verschiedener erdgeschichtlicher Epochen (bzw. Teile von ihnen) in Kalenderjahren machen. Wenn sie - wie insbesondere die schwedische - aus kurzen (meistens wenige Dutzend, teilweise bis zu ein-, zweihundert Schichten umfassenden) Teilsequenzen aufgebaut sind, dann müssen die Voraussetzungen für deren Zusammenfügbarkeit bzw. Synchronisierbarkeit zu einer entsprechend langen Sequenz geklärt sein.

Bei Bändertonen geht es - genauso wie bei Baumringchronologien - um die Synchronisierung aufeinanderfolgender Schichten anhand des Vergleiches von Dickenschwankungen. Nur wenn von Anfang an ein "Simultaneitätsprinzip" nachgewiesen werden kann (so beispielsweise Fromm [1970, 166]), wonach die Schichten

- a) nach einem bekannten Zyklus (z.B. jährlich) entstehen,
- b) überall ähnlich dick und auch
- c) überall vorhanden sind,

ist bei derart 'gestückelten' Chronologien eine chronologische Aussage möglich. Dabei sollte erinnert werden, daß einzelne Schichten niemals in ihrer gesamten Ausdehnung freigelegt, sondern nur lokal nachgewiesen werden können.

Voraussetzung a) ist für eine Synchronisierung lokal gemessener Schichten solange bedeutungslos, wie keine Diskrepanzen zwischen Schichtenfolgen, die nach Lage der Dinge synchron laufen müssen, auftauchen. Sowie jedoch festgestellt werden muß, daß in der chronologischen Kette wenigstens eine von zwei zu vergleichenden Folgen offenbar zuwenig bzw. zu viele Schichten führt, muß die Frage nach dem wahren Zyklus bzw. der wahren Länge geklärt werden, denn es kann nur mit externen Mitteln entschieden werden, welche Folge richtig ist und welche nicht, solange die Schichten nun einmal keine absoluten Zeitmarken tragen.

So kann ein Dendrochronologe die Bedingungen a) bis c) durch den Vergleich der Ringwuchswerte von Bäumen nachweisen, die vor einer bestimmten Zeit in der gleichen Saison gekeimt haben und später in der gleichen Saison abgeholzt wurden. Wie wir nun zeigen werden, ist die Situation für den Bändertone-Chronologen viel schlechter, denn die aufgezählten, an sich zuerst zu verifizierenden Voraussetzungen werden ohne Prüfung mehr oder weniger stillschweigend als gegeben vorausgesetzt. Die Situation ist so schlecht, daß Bändertone-Chronologien aus gestückelten Sequenzen - wie die schwedische Warwenchronologie - tatsächlich wertlos sind.

4.2 Die Jahrgenauigkeit der Schichtung "glazialer" Bändertone ist zweifelhaft

Die optische Unterscheidbarkeit der Schichten wird auf eine jahreszeitlich bedingte unterschiedliche Zusammensetzung des abgelagerten Materials zurückgeführt. Die ursprüngliche Bezeichnung als "Bändertone" oder als "Rhythmite" ist dabei wesentlich neutraler als "Warwenchronologie", da so eine jahreszeitliche Korrelation nicht von vorneherein unterstellt wird. Zum Nachweis des Jahrescharakters der vorgefundenen Schichten stehen folgende Möglichkeiten offen, die jeweils mit erheblichen Problemen verbunden sind:

- Extrapolation des gegenwärtigen Ablagerungsverhaltens (falls es vorhanden ist!) in eine Vergangenheit, die möglicherweise mit Tausenden von Jahren veranschlagt wird.
- Analyse des organischen Inhalts der Schichten, daß also (jede) Sommerschicht etwa Pollen enthält, (jede) Winterschicht hingegen höchstens Material ausgewachsener Pflanzen.
- Nachweis von Schwankungen in Dicke, Zusammensetzung oder Farbe, die mit bekannten Sonnenzyklen synchron laufen.

Insbesondere für die glazialen bzw. spätglazialen Schichten gibt es den notwendigen Nachweis des jahreszeitlichen Charakters in den seltensten Fällen [Brauer 1994, 13]. Bereits De Geer wußte lediglich eine Plausibilitätsbetrachtung anzugeben, nach der seine schwedischen Warwen

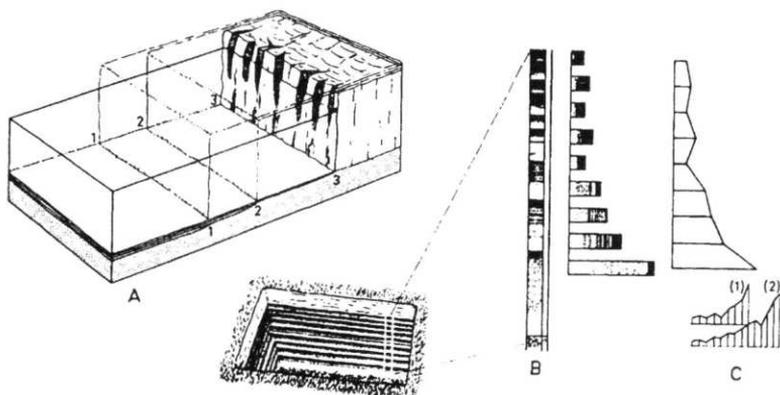
"kaum irgend einer anderen, weniger regelmäßigen Periodizität zugeschrieben werden konnten, als der des Jahreslaufs" [De Geer 1912, 458].

De Geer argumentierte für die "Telekonnektion" aller glazialen Warwen, indem deren Dicken jeweils einheitlich als Maß für die mittlere Sonneneinstrahlung genommen und so 'grenzenlos' miteinander verglichen werden könnten. Nur so konnte er seine schwedische Chronologie als weltweit gültigen Standard anbieten.

Andererseits ist zu erwarten [Fromm 1970, 168], daß sich durch lokale Änderungen der Fließrichtung und -geschwindigkeit von Schmelzwasser - etwa durch Brüche oder Wegschmelzen von Eisbarrieren - 'extra' Warwen herausbilden können, genauso wie sie anderenorts dann auch komplett fehlen können (Diskussion S. 333). B. Strömberg betonte in seinem Übersichtsartikel zur Schwedischen Warwenchronologie im Standardwerk über glaziale Ablagerungen Nordwesteuropas [Ehlers 1983, 100], daß tatsächlich nur einige wenige Warwensequenzen die "korrekte" Anzahl von Warwen enthalten würden. (Das Kriterium, nach dem Strömberg eine Anzahl von Warwen als "korrekt" d.h. als jahrgleich zu identifizieren vermag, wird allerdings nicht offenbart.) Strömberg sah sich zu dieser weitgehenden Aussage durch die Tatsache gezwungen, daß die Korrelation selbst eng benachbarter Schichten (bis zu einem Abstand von wenigen Metern oder sogar noch dichter [Strömberg 1983, 102]) mithilfe eines Vergleichs ihrer Schichtdickenfolgen viel zu häufig nicht gelingt. Es "fehlen" von Ort zu Ort unterschiedlich viele Schichten bzw. es liegen von Ort zu Ort "überschüssige" Schichten vor. Außerdem erweist sich bereits die bloße Identifizierung einer Schicht als Jahresschicht als höchst komplexer Prozeß, der Außen-

3) Entstehung von Warwen im Eisrückzugsgebiet

- A Die saisonal bedingte, aufeinanderfolgende Bildung von drei Tonwarwen an der Spitze des zurückweichenden Eises.
- B Messung der Schichtdicken und Konstruktion der Warwendigramme
- C Korrelation zweier unterschiedlicher Graphen (1) und (2), letzterer von einem Fundort, durch den die Eisfront fünf Jahre früher gezogen sein soll.



Selbst bei einem gleichmäßigen Rückzug der skandinavischen Gletscherfront erwachsen allein aus dem Höhenrelief, das längs der Rückzugsfront natürlich uneinheitlich bleiben muß, schwerwiegende Probleme. Das Gletscherwasser ergießt sich nicht über eine waagerechte Fläche, wie es hier schematisch dargestellt ist, sondern sucht sich innerhalb des Höhenprofils stets das größte Gefälle. Je weiter sich das Wasser von der Gletscherfront entfernt hat, desto mehr hat es sich in einzelnen Bächen mit unterschiedlicher Fließgeschwindigkeit konzentriert. Letztere ist nun ausschlaggebend für die lokale Sedimentationsgeschwindigkeit und die Ausbildung von Warwen [Fromm 1970, 168].

Die Ausgestaltung eines Systems von Abflußrinnen und Seen hat also entscheidenden Einfluß auf die entstehenden Warwenprofile ausgeübt. Selbstverständlich können Profile aus Niederungen, in denen sich zeitweise Seen gebildet haben, mit denen aus Rinnen, in denen das Schmelzwasser rasch abgeflossen ist, nicht verglichen werden. Eine ernsthafte Diskussion dieser oder anderer Einflußfaktoren ist nicht zu verzeichnen. Es ist auch zu erwarten, daß durch den periodisch an- und abschwellenden Wasserfluß lokale Stauungen bzw. Wasserdurchbrüche stattfinden, die dann in einem Jahr lokal mehrere Warwen erzeugen, während anderenorts aufgrund benachbarter zeitweise effektiverer Abflußsysteme gar kein Schmelzwasser entlangfließt und weshalb dort dann auch keine Warwen entstehen [Fromm 1970, 168].

stehenden nicht zu vermitteln ist [Olsson 1970, 220ff], und damit persönlicher Willkür unterliegt.

Aus diesem Grund ist es auch verständlich, warum es nie zu Computerauswertungen gekommen ist, denn ohne die Identifizierung aller fehlenden bzw. überschüssigen Schichten muß ein automatisierter Vergleich in die Irre führen. Schlußendlich steht die Qualität der seltenen gelungenen Korrelationen angesichts der vielen fehlgeschlagenen natürlich stark in Frage, weil sie nunmehr ebensogut zufällig sein können. Strömberg hat die Jahrgenauigkeit der schwedischen Warwen in Frage stellen müssen, weil die an verschiedenen Orten simultane Ausbildung von Warwen als notwendiges Kriterium nicht erfüllt ist.

Starke Winde können jüngst abgelagertes Material hochtreiben, so daß es anderenorts in einer den Jahrescharakter beiderseits verfälschenden Weise niedersinkt. Dieser Prozeß sei in mehreren Ländern Nordeuropas nachgewiesen und habe auch sehr wahrscheinlich zu falschen Einordnungen in De Geers schwedischer Warwenchronologie geführt, weshalb der Wert von Teilen dieser Chronologie auch von offizieller Seite angezweifelt wird [*Encyclopedia Britannica (Macropedia)* 1987, Stichwort "Geochronology", 774]. Auch müsse davon ausgegangen werden, daß schmelzende Eisschollen diverses Material auf frisch entstandene Warwen abgelassen hätten, wodurch sowohl allgemeine Verfälschungen als auch Täuschungen über das Basiswarw entstehen könnten [Hörnsten 1970, 216], das die Grundlage für eine erste Einordnung der Sequenz bildet.

4.3 Die Schichtung "postglazialer" Ablagerungen ist häufig diffus

Die Verwendung des Begriffs "Warwenchronologie" suggeriert eine zuverlässige Verknüpfung der gezählten Schichten an den Jahreszyklus und setzt die durchgängige Zählbarkeit dieser Schichten wie selbstverständlich voraus. Bei vielen postglazialen "Warwenchronologien" ist jedoch nicht einmal die Zählbarkeit selber gegeben. Es kommen Bereiche vor, in denen als existent unterstellte Schichten ungezählt bleiben müssen, schlicht weil sie nicht zu erkennen bzw. aufzulösen sind. Die Dicke der Schichten kann dabei von mehreren dm bis hinunter in den μm -Bereich reichen. 1969 - dem Jahr, in dem der C14-Methode in Uppsala Überlebensfähigkeit bescheinigt wurde - stellte W. Schumann fest, daß es in den meisten Ländern bisher nicht gelungen sei, "datierte Warwentone an die historische Zeit anzuschließen." [Schumann 1969, 51]

4) Schwache Korrelationen

B. Strömberg [1983, 102] stellt exemplarisch die „sehr schwache Korrelation“ zwischen drei Warvenmessungen fest, die jeweils weniger als 60 Meter voneinander entfernt vorgenommen wurden (Bild oben). Die untere Abbildung wurde von De Geer [1928, 309] auf recht suggestive Weise verwendet, um die Zuverlässigkeit seiner Korrelationen zu untermauern.

Ähnlich wie bei der Synchronisierung von Baumringsequenzen wird bei Warven die Gleichsinnigkeit von Mächtigkeitsschwankungen beurteilt. Allerdings steht weder genug Material zur Verfügung, noch ist auf die jeweils gleiche Anzahl gebildeter Schichten pro Zeiteinheit ausreichend Verlaß, um typische Mittelkurven zu bilden, d.h. es werden nur einzelne Sequenzen beurteilt - ein Verfahren, das Dendrochronologen wegen des unkontrollierbaren Einflusses zufälliger Ausschläge zur Erstellung von Chronologien strikt ablehnen würden.

Nicht zufällig stehen deshalb viele Korrelationen insbesondere der De Geerschen Chronologien in schlechtem Ruf bzw. werden nur als ungefährer Zeitmaßstab herangezogen. Da allzuoft Warvenchronologien mithilfe von fehlinterpretierten C14-Daten formiert worden sind, kann von einem unabhängigen Vergleich zwischen Baumring- und Warvenchronologien nicht die Rede sein.

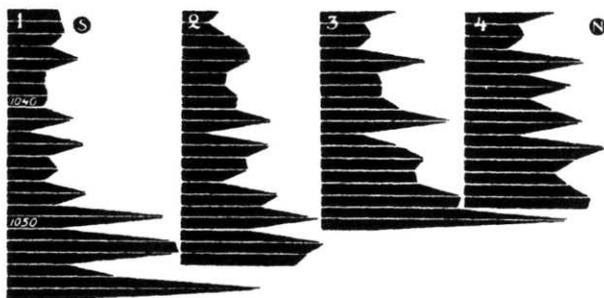
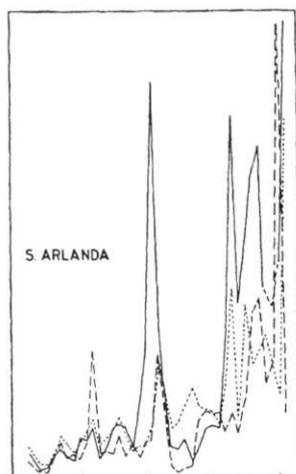


Diagramm zur Bestimmung des Eisrückgangs

Bereits De Geer [1912, 469] hatte auf das Problem des nahezu kompletten Fehlens der Jahresschichtung bei den postglazialen Tonen Schwedens hingewiesen. Der erste Versuch einer Aufstellung der postglazialen Sektion der schwedischen Warwenchronologie konnte als purer Glücksfall gewertet werden: Ein "glazialer" Binnensee war 1796 infolge eines Drainierungsvorhabens ausgelaufen und offenbarte damit eine bis dahin unter Wasser gelegene Bänderstruktur (vgl. Punkt 3 in Abschnitt 3.2). De Geer sah sich bereits nach drei Wochen Feldarbeit in der Lage, die - teils gezählte, teils extrapolierte - Länge der postglazialen Schichtenserie mit rund 7.000 Jahren anzugeben. Diese Rekonstruktion wurde stillschweigend bald wieder fallengelassen, und stattdessen auf eine ähnlich lange, wenngleich schwimmende (nur über weitere Hilfsannahmen an die Jetztzeit angebundene) Chronologie gesetzt, die von R. Lidén über Jahre hinweg in mühevollster Kleinarbeit erstellt worden war (s.S. 326). Dabei handelte es sich nicht um Bändertone, sondern um geschichtete Sedimente aus einer Folge hypothetischer Mündungen eines Flusses, die in einem Bereich Schwedens gefunden wurde, der sich in der Vergangenheit gleichmäßig gehoben haben soll, wodurch ältere Flußmündungen immer weiter landeinwärts gelegen haben müßten.

Es dauerte rund dreißig Jahre, bis diese Ergebnisse dann veröffentlicht wurden [De Geer 1940; Lidén 1938], wobei Lidén komplett [Björck et al. 1992, 28] und De Geer größtenteils [Fromm 1970, 167] auf die Offenlegung ihrer jeweiligen Meßdaten verzichteten⁴. Es war aber genug Zeit ins Land gegangen, während der Historikern und Geologen das frühzeitig offenbarte chronologische Gerüst in Fleisch und Blut übergegangen war. Dabei blieb weitgehend unbeachtet, daß die Anbindung der schwedischen Warwenchronologie an die Jetztzeit in Fachkreisen stets als unsicher galt [Strömberg 1983, 102] und daß erst 1985 eine solche Anbindung als nunmehr "definitiv" vorgestellt wurde [Cato 1985; 1987].

Viele Warwenchronologien, die durch "jährliche Schichtbildung" charakterisiert werden, weisen gleichwohl schwache Bereiche auf (vgl. S. 335) und sind damit Objekt von Streckung oder Stauchung [Hajdas et al. 1995]. Bändertone sind "glazialen" und damit vorgeschichtlichen Ursprungs. Ähnlich markante Bänderstrukturen für die postglaziale "eisfreie" Epoche sind selten und nicht weniger problematisch, wie wir am "Fall Holzmaar" (in Teil 2 dieses Artikels) zeigen werden.

Entscheidende Vorgaben für die absolute Länge von Jungsteinzeit, Bronze- und Eisenzeit einschließlich der neuzeitlichen europäischen Ge-

schichte hängen an einem seidenen Faden, dessen 'Seele' im allgemeinen Bewußtsein von der postglazialen schwedischen Warvenchronologie gebildet wird. Diese konnte der Öffentlichkeit gegen alle Skrupel nur übergeben werden, weil bereits andere, vergleichbar lange und als verlässlich geltende chronologische Vorgaben existierten. Aus der Mächtigkeit vorgefundener Fluß- und Seesedimente sowie rezent gemessenen Sedimentationsraten, die im aktualistischen Überschwang des 19. Jhs. über Jahrzehntausende in die Vergangenheit fortgeschrieben wurden, hatte man schon längst die Zeit errechnet, die seit dem Ende der Eiszeit verstrichen sein mußte - stets handelte es sich dabei um Zeiträume zwischen 10 und 20.000 Jahren [zusammenfassend Meyer's Lexikon 1925, Stichwort "Eiszeit"]. Es ist von größter Bedeutung für die Chronologie des Holozän, daß der üblicherweise bemessene Zeitraum nicht sukzessive und im Bewußtsein eines offenen Endes abgezählt worden ist, sondern als Vorgabe schon längst selbstverständlich geworden war, ehe sich Forscher das erstmal anschickten, Warven- und Baumringchronologien zusammenzustellen.

4.4 Beherrschung der Auswirkungen wechselnder Bewegungsrichtungen der Eisfront in Gebieten, die als vereist galten

Die Schichtenbildung bei Warvenchronologien, die aus dem Glazial heraus ohne Unterbrechung an die Jetztzeit angeschlossen worden sind, beruht auf zwei völlig unterschiedlichen Mechanismen:

- Im Spätglazial sollen die Schichten infolge lokalen Wechsels von Schmelze und Frost längs des ganzen Rückzugsgebietes der Gletscher entstehen (was für gewöhnlich auf den periodischen Wechsel von Sommer und Winter zurückgeführt wird).
- Im Postglazial wird von einer Kopplung der Schichtbildung an den saisonal schwankenden Eintrag von freiem Material (bzw. an die Eintragsunterbrechung wegen Überfrierung) in lokale Seen sowie Ablagerungen in Flußbiegungen oder -deltas ausgegangen.

Die enorme Dicke glazialer Warven wird auf das endgültige und deswegen quantitative Abschmelzen der Eiszeitgletscher zurückgeführt. Damit verbunden wäre eine relativ schnelle Wanderung der Eisgrenze, so daß für den Aufbau einer längeren Warvenchronologie eine Vielzahl jeweils relativ kurzer lokaler Sequenzen mit benachbarten Sequenzen durch Vergleich der Schichtdickenschwankungen zu synchronisieren ist. Dazu muß aber nicht

nur ein "Simultanitätsprinzip" ähnlich wie bei der C14-Methode anwendbar, sondern auch die Bewegungsrichtung der Eisgrenze bekannt sein. Wenn die Bewegungsrichtung nicht einheitlich ist, sondern unter Umständen sogar mehrfach wechselt, dann wird es sehr schwierig, die auf einem Breitengrad liegenden, aus unterschiedlichen Oszillationsperioden stammenden Sequenzen in korrekter zeitlicher Reihenfolge zu verarbeiten.

So sind bei der Rekonstruktion des finnoskandinavischen Eisrückzuges (s. S. 326f), in der es Stopps und Oszillationen der Eisgrenze gegeben haben muß, ungelöste Probleme geblieben. Der Chronologie dieser wesentlichen Phasen des Spätglazials könne, so B. Strömberg [1983, 104], kein Vertrauen entgegengebracht werden, weil die zeitliche Abfolge der zugrundeliegenden Schichtenfolgen unklar ist bzw. ihr Arrangement in Frage gestellt werden muß. Auch gegenüber der finnischen Warwenchronologie wird für eine solche Phase offensichtlich oszillierender Eisgrenze ein entsprechender Vorbehalt geäußert und auf Unsicherheiten in Höhe mehrerer hundert Jahre hingewiesen [Kukkonen et al. 1983, 84].

4.5 Die Beherrschung der Synchronisierung von Einzelsequenzen

In der Dendrochronologie wird entsprechend der forstbotanischen Erfahrung vorausgesetzt, daß sich innerhalb einer klimatisch und ökologisch einheitlichen Region die Breite der Jahresringe bei den Individuen einer Baumart relativ einheitlich entwickelt. Man könnte es auch als das "dendrochronologische Simultanitätsprinzip" bezeichnen. Ohne seine Gültigkeit wäre es nicht möglich, dasselbe Alter für einander ähnliche Baumringsequenzen unbekannter Herkunft zu unterstellen. Um den Maßstab möglichst frei von individuellen Ausschlägen zu bekommen, wird eine Vielzahl sukzessive aneinander synchronisierter Sequenzen zu einer Mittelkurve zusammengefaßt. Über größere Entfernungen werden möglichst nur Mittelkurven verglichen. Wir haben bereits gesehen, daß für die schwedische Warwenchronologie ein entsprechendes "warwenchronologisches Simultanitätsprinzip" wenigstens teilweise als widerlegt angesehen werden muß. Wie gehen die Warwenchronologen tatsächlich mit diesem Prinzip um?

Was Dendrochronologen als "geglückte Synchronisierung" [vgl. B/N 1997, 99] beschreiben, gilt den Warwenchronologen als "gelungene Konnektion"⁵ [Schumann 1969, 51]. Gleichermaßen wird der Richtungssinn von Schwankungen beurteilt, nämlich in der Abfolge von Wuchswerten bei Baumringen bzw. in der Abfolge von Mächtigkeiten (Schichtdicken) bei

Warwen. Während Dendrochronologen frühzeitig zu einer statistischen Auswertung kompletter Wuchswertfolgen übergingen, konzentrierten sich die Warwenchronologen lediglich darauf, eine Mindestzahl aufeinanderfolgender, gleichsinniger Mächtigkeitsschwankungen jeweils in zwei zu vergleichenden Bändertönen zu finden, wobei die Vorgabe des notwendigen Umfangs der Übereinstimmung, um von Gleichzeitigkeit sprechen zu können, der Einschätzung des einzelnen Forschers überlassen bleibt [Schumann 1969, 52f]. Im Gegensatz zu ihren forstbotanischen Kollegen verzichteten sie also auf die Mittelkurvenbildung (s.o.), da weder genug Material vorhanden ist, noch Informationen über das Ausmaß im einzelnen gegebener "Fehl-" bzw. "Mehrfachsichten" vorliegen [Strömberg 1983, 100].

Um nachzuweisen, daß die Schichten an verschiedenen Orten einer bestimmten Region in vergleichbarer Dicke aufeinanderfolgen, müssen diese natürlich in ausreichender Genauigkeit vermessen werden. Dieses Problem ist trotz der relativen Schichtenmächtigkeit nicht trivial, da nicht die Schichtdicken, sondern vielmehr ihre Schwankungen miteinander verglichen werden. Meßfehler müssen also unabhängig von den absoluten Schichtdicken in erster Näherung eine Größenordnung kleiner als diese Schwankungen bleiben. Folgen nun die Schichtdicken relativ gleichförmig aufeinander, dann ist selbst bei cm-dicken Schichten die Genauigkeit einer mikroskopischen Vermessung verlangt, was im Feld aber nie geleistet worden ist [Strömberg 1983, 100]. Folglich wird bei Warwensequenzen mit wenig ausgeprägten Schichtdickenschwankungen immer wieder eine Vielzahl alternativer Korrelationen ausgemessen [ebd, 104], weshalb der Aufbau einer längeren Chronologie ohne weitere Datierungshilfen hier scheitern muß. Eine Gefahr, die auch bei den Baumringchronologien eine entscheidende Rolle spielt, und der man mit C14-Datierungen - irreführend, wie wir nachgewiesen haben [B/N 1997] - zu begegnen versuchte.

Während de Geer seine Sequenzen vor allem an offen zutage tretenden Schichten gewonnen hatte, werden heutzutage vor allem Bohrkerne untersucht. Mit dieser Methode könne zwar mehr und zumal enger benachbartes Untersuchungsmaterial gewonnen werden, doch sei es nunmehr sehr schwer festzustellen, ob und inwieweit Störungen in den Warwen auftreten, eine Vorsichtsmaßnahme, die aber unerläßlich sei, um jahrgenau zählen zu können [Hörnsten 1970, 216f]. Den Ausspruch des amerikanischen Warwenchronologen E. Antevs, daß eine Messung theoretisch sehr einfach sei, die gesamte Auswertung aber langes Training und große Leidenschaft verlange

[vgl. Schumann 1969, 62], würden auch die Dendrochronologen Wort für Wort unterschreiben [B/N 1997, 92, 138]. Er zeigt andererseits, wie wichtig die Einstellung und die Zielvorgabe der Forscher bei der Findung des Zeitgerüsts ist und wie abgekoppelt die so entstandenen Chronologien von nachvollziehbaren Methoden sind.

Auch für die C14-Datierungsmethode mußte ursprünglich ein Simultaneitätsprinzip verlangt bzw. bewiesen werden, um daraufhin C14-Daten sinnvoll interpretieren und miteinander vergleichen zu können: Das C14/C12-Verhältnis in gleichalten Proben muß immer gleich groß sein. F.W. Libby, der Wegbereiter der C14-Methode, hatte frühzeitig erkannt, daß er das Simultaneitätsprinzip zuerst für Proben nachgewiesenermaßen gleichen Alters zu verifizieren hatte, ehe er dann beliebige C14-Daten vergleichen bzw. interpretieren konnte. Er benutzte dazu 18 rezente Hölzer aus verschiedenen Gegenden der Erde. Den korrekten Nachweis für die radiometrische Gleichaltrigkeit dieser 18 Proben konnte er allerdings nicht erbringen, sondern erzwang ihn durch unzulässige Interpretation der tatsächlich immensen Abweichungen im radiometrischen Alter als angeblich normale statistische Streuung um ein "wahres" Alter [B/N 1997, 281].

De Geer als Wegbereiter der warwenchronologischen Methode hat nicht einmal den Versuch des Beweises erbracht, daß gleichalte Schichtenfolgen stets gleiche Schichtdickenmuster aufweisen. Er konnte es auch gar nicht, denn anders als Libby verfügte er über keine Warwenchronologien eindeutig gleichen Alters, da seine glazialen Schichten ja "schwimmend" und damit unbekanntem Alters waren. So konnte er nur markante Ähnlichkeiten einiger benachbarter Schichtenfolgen präsentieren, und synchronisierte ansonsten ähnliche Schichtdickenmuster grundsätzlich als synchron, wobei er auch andere geomorphologische Charakteristika ins Kalkül zu ziehen versuchte. Tatsächlich ist nicht einmal die Ausbildung ähnlicher und - vor allem - gleich vieler Schichten in engster Nachbarschaft gesichert (s. Abschnitt 3.1), so daß selbst von lokaler "Telekonnektion" keine Rede sein kann, zumal ja die Schichtdicke von der Fließgeschwindigkeit und damit von lokalen Bodenausformungen abhängig gewesen sein muß. Obwohl seine überregionalen Synchronisierungen fast einhellig abgelehnt und seine regionalen Synchronisierungen erheblich kritisiert wurden - Fromm [1970, 167] etwa sprach von "quite unreliable results" -, wurden die von ihm gezogenen chronologischen Konsequenzen nie wirklich in Frage gestellt.

Wenn W. Schumann [1969, 61] für das Alpenvorland feststellt, daß es hier kaum möglich sei, selbst benachbarte Gebiete verschiedener Vorlandgletscher allein aufgrund eines Schichtdickenvergleiches zu verknüpfen, verzichtet er mithin auf das mächtigste Instrument, um die Annahme einer Jahrgenauigkeit der Ablagerung zu untermauern: auf das Simultanitätsprinzip. Ist es erfüllt, dann kann immerhin von lückenloser Ablagerung gesprochen und nunmehr die Annahme einer saisonalen und zugleich überregionalen Kopplung sinnvoll diskutiert werden. Umgekehrt kann man natürlich auch sagen, daß die Nichtanwendbarkeit des Simultanitätsprinzips der beste Schutz gegen die Kritik einer Annahme der Jahrgenauigkeit der Ablagerungen darstellt.

Als einzig unumstrittene immanente synchronistische Klammer zwischen Warvenchronologien kann zur Zeit tatsächlich nur die Asche des Vulkanausbruchs in der Gegend des heutigen Laacher Sees (das sogenannte "Laacher See Tephra" [LST]) angenommen werden. Für Südschweden gelten spätglaziale Erdbeben als gesichert und ihre überregionalen Auswirkungen können möglicherweise ebenfalls als Synchronismen ausgewertet werden [Tröften/Mörner 1997].

5. Literatur

- Björck, S./ Cato, I./ Brunnberg, L./ Strömberg, B. (1992): "The clay-varve based swedish time scale and its relation to the late weichselian radiocarbon chronology"; in Ward/Broecker (1992, Hg.)
- B/N = Blöss, C./ Niemitz, H.-U. (1997): *C14-Crash. Das Ende der Illusion, mit Radiokarbonmethode und Dendrochronologie datieren zu können*; Gräfelfing
- Brauer, A. (1994): "Weichselzeitliche Seesedimente des Holzmaars - Warvenchronologie und Nachweis von Klimaschwankungen"; Trier (Diss. Uni. Trier)
- Cato, I. (1985): "The definitive connection of the Swedish Geochronological Time Scale with the present and the new date of the zero-year in Dövikén, northern Sweden"; in *Boreas* 14 117-22
- (1987): "On the definitive connection of the Swedish Geochronological Time Scale with the present"; in *Sver. geol. unders.* Ser. Ca 68
- De Geer, E.H. (1959): "Das wahre Null-Warw der Zeitskala von G. De Geer"; in *Eiszeit und Gegenwart* X 113-117
- De Geer, G. (1912): "Geochronologie der letzten 12000 Jahre"; in *Geologische Rundschau* III, 457-471
- (1928): "Geochronology"; in *Antiquity* II, 308-318
- (1940): "Geochronologia Suecica"; in *K. Sv. Ver. Ak. Handl.*, Sr. 3, XVIII (6)

- Ehlers, J. (1983, Hg.): "Glacial Deposits in North-West Europe"; Rotterdam
 - (1993, Hg.): "Glacial Deposits in North-East Europe"; Rotterdam
- Embleton, C./ King, C.A.M. (1968): *Glacial and Periglacial Geomorphology*;
 London
- Fromm, E. (1970): "An estimation of errors in the Swedish varve chronology"; in
 Olsson (1970, Hg.)
- Hajdas, I./ Ivy-Ochs, S.D./ Bonani, G. (1995): "Problems in the Extension of the
 Radiocarbon Calibration Curve (10-13 kyr bp)"; in *Radiocarbon* 37, 75-79
- Heinsohn, G. (1996): *Wie alt ist das Menschengeschlecht? Stratigraphische
 Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit*; Gräfelfing
- Hörnsten, Å. (1970): "Summary of discussion of the measurements and identifica-
 tion of varves"; in Olsson (1970, Hg.)
- Hohl, R. (1985, Hg.): *Die Entwicklungsgeschichte der Erde*; Hanau
- Kukkonen, E./ Niemelö, J./ Sahala, L. (1983): "Glacilacustrine sediments in
 Finland"; in Ehlers (1983, Hg.)
- Illig, H. (1988): *Die veraltete Vorzeit. Eine neue Chronologie der Prähistorie*;
 Frankfurt am Main
- Lidén, R. (1938): "Den senkvartära strandförskjutningens förloppoch kronologi i
 Ängermanland"; in *Geol. fören. förh. Stockh.* 60, 397-404
- Müller-Karpe, H. (1966): *Handbuch der Vorgeschichte. Erster Band: Altsteinzeit*;
 München
- Olsson, I.U. (1970, Hg.): *Radiocarbon Variations and Absolute Chronology*;
 Stockholm
- Schumann, W. (1969): *Geochronologische Studien in Oberbayern auf der Grund-
 lage von Bändertonen*; Abhandlungen der Bayerischen Akademie der Wissen-
 schaften (Math.-Nat. Klasse), Neue Folge 134
- Strömberg, B. (1983): "The Swedish varve chronology"; in Ehlers (1983, Hg.)
- Tröften, P.-E./ Mörner, N.-A. (1997): "Varved clay chronology as a means of
 recording paleoseismic events in southern Sweden"; in *J. Geodynamic* 24 1-4
 249-58
- Ward, E./ Broecker, W.S. (1992, Hg.): "The Last Deglaciation: Absolute and
 Radiocarbon Chronologies"; in *NATO ASI Series I*, Vol.2, Berlin et al.

6. Abbildungsnachweise

S. 326: Fromm [1970] / S. 327: Björck et al. [1992] / S. 333: Strömberg [1983]
 / S. 335 oben: Strömberg [1983] / S. 335 unten: De Geer [1928]

7. Anhang

<i>Gesteinsart</i>	<i>Beschreibung</i>
Ton	Verwitterungsprodukt des Feldspats (aus Granit), mit einer Korngröße unter $2\ \mu\text{m}$ (sog. "Feinstschluff", gegenüber 60 bis $600\ \mu\text{m}$ bei "Sand", der nächstgrößeren Kategorie), dessen Plastizität sich aus der Fähigkeit ergibt, Wasser aufzunehmen (bis hin zur Konsistenz von Schlamm).
Mergel	Ton mit einem mehr oder weniger hohen Kalkanteil (Bezeichnungen gehen von Tonmergel mit 5 % Kalkanteil bis Kalkmergel mit 95 %).
Löß	äolischer" Mergel (50 % Schluff, 30 % Grobschluff und 20 % Sand), wird durch Verwitterung zu Lößlehm.
Lehm	Ton mit Sand- und Glimmeranteilen, wodurch sich gegenüber reinem Ton eine geringere Plastizität ergibt.
Geschiebemergel	"Glaziale" Mergel, d.h. Mergel, die von Gesteinsbrocken unterschiedlicher Größe durchsetzt sind.
Geschiebelehme	Infolge Verwitterung entkalkter Geschiebemergel.

8. Endnoten

1) Gerard De Geer schlug für die Bezeichnung einer Schicht (schwedisch "varv") im Bänderton [1912, 458] als erster "das Warw" im Deutschen und "the varve" im Englischen und Französischen vor. Dieser Vorschlag hat sich in der wissenschaftlichen Literatur weitgehend durchgesetzt.

2) Als "glazial" werden alle Ablagerungen und Bildungen einer Kaltzeit bezeichnet, als "glazigen" die unmittelbar durch Eis (Gletscher, Inlandeis) entstandenen Sedimente und Bildungen wie Moränen bzw. Gletscherschrammen, während die eisbedingten, nur mittelbar vom Eis erzeugten Formen und Ablagerungen wie Schmelzwasserabsätze oder der Löß als "glaziär" bezeichnet werden [nach Hohl 1985, 147]. Wir verwenden hier nur den Begriff "glazial".

3) Entsprechende Überlegungen gelten z.B. auch für Nordamerika.

4) Es besteht eine auffallende Ähnlichkeit zu der Situation, in der auch die empirischen Daten der Bristlecone-Pine-Chronologie über Jahre hinweg unveröffentlicht blieben, obwohl sie längst als Maßstab für die Konstruktion der europäischen Eichenchronologien Verwendung gefunden hatte [B/N 1997, 72]. Lang ersehnte Aussagen über Absolutdaten waren jeweils voreilig aufgrund eines Prinzips abgeleitet worden, das ursprünglich als bombensicher angesehen wurde, obgleich die seriöse Analyse der vorliegenden Daten das noch gar nicht zugelassen hätte und später auch grundsätzlich in Frage stellen sollte. So wurde über Jahre bzw. Jahrzehnte hinweg versucht, das Unmögliche irgendwie doch noch möglich zu machen, und das Ergebnis dieser zweifelhaften Bemühung dann - einem Geständnis seiner Unbrauchbarkeit gleich - nur in Rudimenten veröffentlicht.

5) Die Verwendung des Begriffs "Konnektion" wurzelt in der Bemühung De Geers, sämtliche Bändertone der Welt als synchronisierbar nachzuweisen. Dazu entwarf er die Vision einer "Telekonnektion" durch die einheitliche Einwirkung der in ihrer Intensität unterschiedlich wirkenden Sonne auf schmelzende und gefrierende Gletscher überall auf der Erde.

Dipl.-Phys. Christian Blöss 10999 Berlin Erkelenzdamm 49

Prof. Dr. Hans-Ulrich Niemitz, HWTK, 04251 Leipzig PF 30066

Jahrhundert-Irrtum "Eiszeit"?

Horst Friedrichs gleichnamiges Buch, rezensiert von Christian Blöss

Vor einigen Wochen besuchte ich einen Freund in Zürich. Beim abendlichen Rotwein berichtete ich auch über meine Beschäftigung mit Warwen-Chronologien (s.S. 320), die im Rahmen der Eiszeittheorie möglicherweise völlig falsch interpretiert werden und vermutlich einen viel zu langen Zeitraum repräsentierten. "Wieso Theorie?", hakte mein Freund nach, Eiszeiten habe es schließlich gegeben. Nach kurzem Nachdenken stutzig werdend räumte er ein, sicher, es gäbe dafür keine Augenzeugen und deshalb dürfe man korrekterweise auch nur von einer Theorie sprechen. Doch es war deutlich zu spüren: Der Gedanke, daß es "Eiszeiten" möglicherweise nie gegeben habe, erschien ihm äußerst suspekt und zutiefst überflüssig.

Mir war es ursprünglich ebenfalls eher unangenehm gewesen, daß eine Kritik besagter Warwenchronologien unmittelbar auf die Theorie der Eiszeiten durchzugreifen drohte. Schließlich wußte ich aus der schulischen Heimatkunde nur zu gut, daß die norddeutsche Tiefebene genügend Funde berge, die nur durch zurückliegende Vorstöße skandinavischer Gletscher erklärt werden könnten: Findlinge, Grundmoränen, Endmoränen, Urstromtäler. Eiszeiten als Faktum steckten mir tief in den Ganglien, und so befanden sich Hans-Ulrich Niemitz und ich anfangs in Not, als sich unsere Beschäftigung mit jenen doch relativ belanglos erscheinenden Warwenchronologien zur Auseinandersetzung mit einer als äußerst solide geltenden Grundfeste der Menschheitsgeschichte auszuwachsen begann.

Der schwedische Baron Gerard De Geer hatte von 1884 bis 1940 die zeitliche Dauer des Rückzugs jener Gletscher rekonstruiert, die während der letzten Kaltzeit ganz Schweden bedeckt und sich am Ende nach Norden zurückgezogen haben sollen. Er interpretierte die in Ost-Schweden abgelagerten Bändertone als Produkt der periodischen sommerlichen Schmelze dieser nach Norden weichenden Gletscherfront und hatte sie - ähnlich wie Dendrochronologen es mit teilweise zeitgleich gewachsenen Baumringsequenzen zu tun versuchen - so miteinander verzahnt, daß eine Dauer von mehr als 3.000 Jahren für diesen Vorgang resultierte. Doch die Qualität dieser Verzahnungen war so fragwürdig und die Umstände einer streng jährlichen Entstehung zugleich so ungeklärt, daß wir dieses Szenario nicht akzeptieren konnten. Auch die Warwenchronologien des anschließenden

warmzeitlichen Holozäns - der Zeit seit dem Ende der sogenannten "Eiszeit" bis auf heute - hielten einer chronologischen Kritik nicht stand. Sie stützten sich auf zeitliche Vorgaben, die bereits im letzten Jahrhundert entstanden waren und seitdem den zeitlichen Rahmen für die Menschheitsentwicklung ab dem Paläolithikum aufgespannt hatten.

Obwohl sie in ihrer Entstehung als unverstanden zu bezeichnen sind, ist der Ruf dieser Warwenchronologien herausragend. Sie dürfen als über jeden Zweifel erhaben bezeichnet werden, denn niemand schert sich um die allfälligen Widersprüchlichkeiten, solange die mit ihr verbundenen chronologischen Aussagen als akzeptabel gelten. Nicht weniger merkwürdig erschien es uns nun, daß die Eiszeittheorie einen ebensolchen Ruf genießt, obwohl die Entstehung von Eiszeiten in diesem Fall eingestandenermaßen als völlig ungeklärt gilt. Sämtliche hinzugezogenen Geologiebücher des Handapparates der Berliner Staatsbibliothek (Haus 2) offenbarten unisono das Eingeständnis, nicht zu wissen, wie Eiszeiten entstehen. So etwas kann nur bei einem Vorgang akzeptiert werden, der lückenlos belegt bzw. komplett rekonstruiert ist. Trifft dieser Umstand für die "Eiszeiten" zu? Eine Recherche im Internet zum Stichwort "Eiszeit" erbrachte auch eine Literaturliste, die den Titel *Jahrhundert-Irrtum "Eiszeit"?* von Dr. Horst Friedrich enthielt. Schnell stellte sich heraus, daß beim Mantis Verlag bereits ein Rezensionsexemplar vorlag (Efodon e.V., Hohenpeißenberg), welches mir gegen Auflage einer Rezensionsabfassung umgehend überlassen wurde.

Friedrich scheint nicht sehr überzeugt zu sein, daß seine Leser (wie in diesem Fall auch der Rezensent) möglicherweise dringend Aufklärung in Sachen "Eiszeit" suchen. Anders ist kaum zu verstehen, daß der Autor sich eingangs metawissenschaftlichen Betrachtungen hingibt, die ihm allein schon zu genügen scheinen, um die Eiszeitlehre niederstrecken zu können - als wäre ein "Jahrhundert-Irrtum" bereits dadurch gegeben, daß die fragliche Lehre Bestandteil einer "ideologisch-dogmatischen Neo-Scholastik" ist, die von einer "bekehrungswütigen Quasi-Sekte" namens Schulwissenschaft betrieben wird. Nicht wenige Leser mögen bei Lektüre dieser Passagen darum bangen, ob sie neben Aufklärung, wie Wissenschaft funktioniert, auch Argumente erfahren werden, die den Wert der Eiszeittheorie als solche abwägen lassen. Nachdem der Rezensent auch die auf S. 12 verlangte Selbstprüfung überstanden hat, ob für diese Aufgabe denn überhaupt ausreichende Sattelfestigkeit auf wissenschaftsphilosophischem und geschichtlichem Gebiet gegeben sei, darf er sich endlich dem themenbezogenen Material widmen und wird hier auch nicht enttäuscht.

Friedrich führt zahlreiche Befunde auf, die entweder mit dem konventionellen Eiszeit-Szenario unvereinbar sind oder viel besser durch andere Szenarien erklärt werden können. Sie sollen hier in der im Buch auftretenden Reihenfolge aufgezählt werden (jeweilige Seitenzahlen in Klammern):

- Zeitliche Synchronisierungen lokal rekonstruierter Eiszeiten gelten als unsicher [18], obwohl sie gleichzeitig abgelaufen sein müssen.
- Anhaltspunkte für mehrfache Vergletscherung in Südamerika gelten als dürftig [19].
- Teilweise fehlen Vereisungsindizien im norddeutschen Inland [23].
- Findlinge gibt es auch in definitiv niemals vereisten Gebieten [29, 77].
- Lokale geologische Formationen, die nicht direkt mit Eiszeiten in Verbindung zu stehen scheinen, sind vielfach nicht gut von fluvio-glazialen (also der Schmelzperiode zugeordneten) Erscheinungen zu unterscheiden [32].
- Grundmoränen müßten - entgegen dem Befund - frei von Lehm sein, da er beim Abschmelzen der überlagerten Gletscher ausgewaschen würde [61].
- Probleme, den Transport der Unmengen von Schotter zu erklären; Erstaunen über den geringen Schottergehalt rezenter Gletscher [64].
- Der Inhalt von "Drumlins", die als Relikte der Eiszeit betrachtet werden, ist geschichtet, als wäre ihr Inhalt angeschwemmt worden; diese Schichtung widerspricht der zu erwartenden chaotischen Anordnung infolge von Gletschertätigkeit [74].
- Interglaziale Ablagerungen einschließlich Fossilien sind selten und tragen nichts zur Ordnung bzw. zur Datierung der eiszeitlichen Ablagerungen bei [83].
- Schwierigkeiten, den Vorgang mehrfacher Vergletscherung zu rekonstruieren [87].
- Alpenvorländische Gletscher sind viel zu lang und zu dünn, um den Transport von Moränenmaterial zu erklären [100]; rezente Gletscher sind alle viel kürzer [106].
- Paroxistischer (quasi-katastrophischer) Ablauf des Fluvio-Glazials in den Alpen [119].
- V-Täler im Hindukusch, die durch Gletschertätigkeit eigentlich zu U-Tälern hätten ausgeformt sein müssen [123].
- Meeresmuscheln in europäischen Süßwasserglazialablagerungen [131].

Friedrich zitiert an vielen Stellen aus dem Standardwerk eines Eiszeit-Spezialisten und -Verfechters, der oft genug Einschränkungen bis hin zu unüberwindbaren Schwierigkeiten bei der Rekonstruktion des Eiszeit-Szenarios eingesteht - ein schlechtes Zeichen für eine Theorie, die wenigstens die Wirkungen durchdrungen haben müßte, wo sie doch über Ursachen nichts Substantielles zu sagen weiß.

Eine Kritik der Eiszeit-Theorie wird immer dort auf Unverständnis stoßen, wo unbekannt ist oder auch nur vergessen wurde, daß dieselben Indizien, die heute wie selbstverständlich als Hinterlassenschaften der Eiszeit gelten, zuvor als Überreste globaler Überschwemmungen interpretiert wurden. Wem unbekannt ist, daß es auch andere Szenarien gibt, die die Existenz von Findlingen, Felsschrammen, Schottern und Lehmen erklären können, der versteht "Eiszeit" nicht als "Theorie", sondern schlicht als "Geschichte". Friedrich ruft deshalb auch die Arbeit von Geologen des 18. und 19. Jhs. in Erinnerung, die eine katastrophische Erdgeschichte rekonstruiert hatten, bevor dann mit Lyell und Darwin die Vorherrschaft eines gradualistischen und aktualistischen Weltbildes einsetzte, in der für die schnelle Abfolge von Epochen infolge globaler Katastrophen nicht einmal mehr notdürftigstes Asyl gewährt werden konnte.

Immanuel Velikovsky, herausragendster Katastrophist dieses Jahrhunderts, hat mit seinem 1956 erschienenen Buch *Earth in Upheaval* [1980 als *Erde im Aufruhr*] als erster wieder konsequent das Eiszeit-Szenario in Frage gestellt, weil es die zahlreichen katastrophischen Zeugnisse aus jüngster Erdgeschichte schlicht negieren muß. Obwohl die meisten Naturgeschichtler mittlerweile zu einer prinzipiell katastrophischen Sicht der Erdgeschichte (zurück-)gefunden haben, ist bei ihnen auch nicht annähernd eine ähnliche Klarheit in der Analyse des Zusammenhangs zwischen Katastrophismus und Chronologie wie bei Velikovsky zu finden. So rekonstruierten die Geologen Alexander und Edith Tollmann zwar Überschwemmungen globalen Ausmaßes, die dem Einschlag eines großen Himmelskörpers folgen [*Und die Sintflut gab es doch*; 1993], aber indem sie diesen kurz nach dem 'offiziellen' Ende der Eiszeit datieren, umgehen sie die Diskussion, welche und ob nicht vielleicht sogar alle der "fluvio-glazialen" Indizien aus mehr als einer Million Jahren Eiszeit tatsächlich dieser Katastrophe zuzuordnen sind. Obwohl der Neo-Katastrophismus in der Geologie zentrale Bedeutung gewonnen hat, hat sie den tiefen Einfluß des Aktualismus auf die Chronologie noch nicht erkannt und dessen Folgen nicht einmal in Ansätzen beseitigt.

Friedrich entwirft (nach offenbar unvermeidlicher Nachhilfestunde in Sachen Wissenschaftskritik und Erinnerung an die katastrophistische Ära in Geologie und Evolutionstheorie bis zur Mitte des 19. Jhs.) eine klare Argumentationslinie:

- Das Eiszeit-Szenario beruht auf Indizien, die teilweise fragwürdig sind, wo sie nicht ohnehin einer katastrophischen Interpretation bedürfen.
- Die mehr als eine Million Jahre umfassende Chronologie des Pleistozäns als dem sogenannten "Eiszeitalter" steht auf tönernen Füßen und bedarf unter Umständen einer radikalen Kürzung.
- Eine Ummünzung von "Eiszeit" in "Flutzeit" (Diluvium) wird sowohl den katastrophischen Indizien als auch einer zeitlichen Verkürzung (besser: 'Veraugenblicklichung') dieser Epoche und nicht zuletzt den Funden hinsichtlich der Menschheitsentwicklung gerecht.
- Als Ursache für die "Flutzeit" kommt der Einschlag eines Boliden in Frage, wie er auch im Zusammenhang mit dem Aussterben der Dinosaurier diskutiert und erkannt worden ist.

Wer die 1,6 Mio. Jahre "Eiszeitalter" auf ein kurzes katastrophisches Ereignis zusammenschnurren läßt, der vergeht sich natürlich an einer Epoche, die als *der* Spiel- und Übungsplatz der Gattung Mensch gilt. Hier hatten sich unsere Urahnen mühseligst ihrer zu großen Augenwülste entledigt, hier hatten sie ihre Werkzeugkultur in winzigsten Schritten endlich soweit verbessert, daß - nach Überwindung des mesolithischen "dark age", welches erst noch jahrtausendlang auf das Ende der Eiszeit folgen mußte - Menschen nun endlich binnen kürzester Zeit zu der uns geläufigen Form in Technik und Kultur auflaufen konnten.

Jede Chronologie der Menschheitsgeschichte wird an einer falschen Rekonstruktion des Pleistozäns als dem "Eiszeitalter" kläglichst scheitern. Die Frage "Eiszeit oder nicht?" ist von zentraler Bedeutung, denn wenn auf "Flutzeit" erkannt wird, dann verlagern sich automatisch entscheidende Schritte der Entwicklung des Menschengeschlechts in das Tertiär, einem in dieser Hinsicht nahezu unbeschriebenen Blatt. Aufregendes stünde uns in diesem Falle bevor. Horst Friedrich hat diesen Zusammenhang klar erkannt, analysiert und beschrieben, und weder sein Misanthropismus, was die Wissenschaftler angeht, noch manche Lückenhaftigkeit in der Argumentation kann das positive Urteil des Rezensenten über sein *Jahrhundert-Irrtum "Eiszeit"*? wirklich gefährden.

Zum Gedenken an unseren Mitautor
Wolfgang Funke
Superintendent i.R. 20. 10. 1910 - 7. 3. 1998
16845 Brunn

("Chaldäer - Kasdim - Kassiten ?" in 3-97, 393)

Neuerscheinungen

Walter Kliers Innsbrucker *Gegenwart* ist zwar nach neun Jahrgängen Vergangenheit geworden, aber der Impuls ist nicht erloschen. So wird seine Frage nach dem Mann hinter Shakespeares Namen jetzt halbjährlich behandelt in

Neues Shake-Speare Journal.

Band 1 liegt vor und kann im Verlag Uwe Laugwitz 21244 Buchholz, Matthias-Claudius-Weg 11b zum Preis von 24,- (+4,- Versandkosten) DM bezogen werden. Der Abo-Preis liegt bei 17,- DM.

Walter Klier beteiligt sich daran, was ihn nicht hindert, Romane wie *Grüne Zeiten*, 1998, Deuticke, Wien, zu veröffentlichen.

Von Efodon e.V., Redaktion 82383 Hohenpeißenberg, Glückauf-Str. 31, sind zwei Titel zu nennen:

Horst Friedrich: *Jahrhundertirtum "Eiszeit"?*; 150 S., 23,- DM

Otto Ernst: *Echnaton, Amun und Aton. Eine neue Hypothese über die Religionspolitik Echnatons*; 24 S., 8,50 DM

In der *edition amalia*, Bern, ist von Sigrid Früh (Hg.): *Der Kult der drei Heiligen Frauen. Märchen, Sagen und Brauch* erschienen. Die Fülle örtlicher Sagen macht es umso rätselhafter, daß die aus uraltem Matriarchat abgeleiteten Ambed, Bilbed, Gwerbet erst ab dem 14. Jh. verehrt werden.

Mantis Verlag (Preise incl. Versandkosten)

Christian Blöss · Hans-Ulrich Niemitz (1997): C14-Crash

Das Ende der Illusion, mit Radiokarbonmethode und
Dendrochronologie datieren zu können

459 S. zahllose Abb. Paperback 48,- DM *(für Abonnenten 43,- DM)*

Gunnar Heinsohn · Heribert Illig (21997): Wann lebten die Pharaonen?

Archäologische und technologische Grundlagen für eine Neuschreibung
der Geschichte Ägyptens und der übrigen Welt

503 S. 192 Abb. Paperback 54,- DM *(für Abonnenten 48,- DM)*

Gunnar Heinsohn (21996): Assyrerkönige gleich Perserherrscher !

Die Assyrienfunde bestätigen das Achämenidenreich

276 S. 85 Abb. Paperback 36,- DM *(für Abonnenten 32,-)*

Gunnar Heinsohn (21996): Wie alt ist das Menschengeschlecht?

Stratigraphische Chronologie von der Steinzeit zur Eisenzeit

146 S. 42 Abb. Paperback 22,- DM

Gunnar Heinsohn (21997): Wer herrschte im Indus?

Die wiedergefundenen Imperien der Meder und Perser

102 S. 43 Abb. Paperback 20,- DM

Heribert Illig (21996): Hat Karl der Große je gelebt?

(nur für Abonnenten, nur 19,- DM)

Heribert Illig · Franz Löhner (21994): Der Bau der Cheopspyramide

Seilrollen an der Pyramidenflanke: Wie die Pharaonen wirklich bauten

2. korr. Auflage 220 S. 125 Abb. Paperback 32,-

**Reinhard Sonnenschmidt (1994): Mythos, Trauma und Gewalt
in archaischen Gesellschaften**

131 S. 25 Abb. Paperback 22,- DM

Egon Friedell: Abschaffung des Genies (Hg. H. Illig) 19,- DM

Egon Friedell: Selbstanzeige (Hg. H. Illig) 19,- DM

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')
Jahrgang 10, Heft 2, Juni 1998

- 175 Editorial
- 176 Heribert Illig: Leonberger Spargelspitzen. Vom heurigen
Jahrestreffen der *Zeitensprünge*
- 181 Heribert Illig: Neunfacher oder einmaliger Eisenzeit-
Beginn? Hartsteinbearbeitung in Ägypten
- 198 Klaus Weissgerber: Die Vorsargoniden I (Asiatica III)
- 203 Manfred Zeller: Assyrica V
- 226 Gunnar Heinsohn: Wie die Kikonenstadt Ismaros nicht nur
die Ausmordung durch Odysseus, sondern auch das
Dunkle Zeitalter Griechenlands souverän überdauert
- 235 Christoph Pfister: Brenodurum - Bern und die Entdeckung
einer keltischen Landvermessung im Berner Mittelland,
- 254 Heribert Illig: Wie gewonnen, so zerronnen. Zum Fort-
schritt im Frühen Mittelalter
- 259 Uwe Topper: Chinas Geschichtsschreibung. Prüfstein für
oder gegen Illig Mittelalterkürzungsthese?
- 276 Claus-Dieter Rade: Indonesiens mittelalterliche Chrono-
logielücken
- 305 Ursula Siepe · Franz Siepe: Wußte Ghiberti von der
"Phantomzeit"?
- 320 Christian Blöss: Die schwedische Warwenchronologie.
Kritik der Altersbestimmungsmethoden für das Quartär
- 345 Christian Blöss: Jahrhundert-Irrtum "Eiszeit"? Rezension
-
- 174 Impressum
- 350 Neuerscheinungen
- 351 Verlagshinweise

ISSN 0947-7233